

Plekos

Elektronische Zeitschrift für Rezensionen
und Berichte zur Erforschung der Spätantike

HERAUSGEGEBEN VON

KAI BRODERSEN · JOACHIM GRUBER

MARTIN HOSE · PETER VON MÖLLENDORFF

FERDINAND R. PROSTMEIER · STEFAN REBENICH

MARCUS REUTER

Jahrgang 14, 2012

Inhalt Plekos 14, 2012

Rezensionen

- Walter Ameling (Hrsg.):
Topographie des Jenseits.
Studien zur Geschichte des Todes in Kaiserzeit und Spätantike.
Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2011.
(Michael Hesse) [107,3 KB] 1–4
- Hartmut Leppin:
Justinian. Das christliche Experiment.
Stuttgart: Klett-Cotta 2011.
(Ulrich Lambrecht) [116,6 KB] 5–11
- Arnold Esch:
Zwischen Antike und Mittelalter.
Der Verfall des römischen Straßensystems und die Via Amerina.
München: Beck 2011.
(Jochen Lückoff) [95,0 KB] 13–16
- Nadin Burkhardt/Rudolf H. W. Stichel (Hrsg.):
Die antike Stadt im Umbruch.
Wiesbaden: Reichert 2010.
(Ulla Steinklauber) [100,5 KB] 17–20
- Peter Heather:
Invasion der Barbaren.
Die Entstehung Europas im ersten Jahrtausend nach Christus.
Stuttgart: Klett-Cotta 2011.
(Ulrich Lambrecht) [136,6 KB] 21–33
- Fabio Berdozzo:
Götter, Mythen, Philosophen.
Lukian und die paganen Göttervorstellungen seiner Zeit.
Berlin/Boston: Walter de Gruyter Verlag 2011.
(Thomas Lechner) [132 KB] 35–40
- Wilhelm Pratscher (Hrsg.):
Die Apostolischen Väter. Eine Einleitung.
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009.
(Anette Rudolph) [112,1 KB] 41–50
- B. und H. Galsterer:
Die römischen Steininschriften aus Köln.
Mainz: Philipp von Zabern 2010.
(Marcus Reuter) [112,7 KB] 51–54

<u>J. Beaucamp u. a. (Hrsgg.):</u> Juifs et Chrétiens en Arabie aux V ^e et VI ^e siècles: regards croisés sur les sources. Paris: Association des amis du Centre d'histoire et civilisation de Byzance 2010. (Konstantin M. Klein) [285,6 KB].....	55–74
<u>Therese Fuhrer (Hrsg.):</u> Rom und Mailand in der Spätantike. Repräsentationen städtischer Räume in Literatur, Architektur und Kunst. Berlin/Boston: de Gruyter 2012. (Ulrich Lambrecht) [148,3 KB]	75–85
<u>Alain Ferdière:</u> Gallia Lugdunensis. Eine römische Provinz im Herzen Frankreichs. Mainz: Philipp von Zabern 2011. (Joachim Gruber) [118,4 KB]	87–90
<u>Xavier Deru:</u> Die Römer an Maas und Mosel. Mainz: Philipp von Zabern 2010. (Joachim Gruber) [113,4 KB]	91–93
<u>Robert Shorrock:</u> The Myth of Paganism: Nonnus, Dionysus and the World of Late Antiquity. London: Bristol Classical Press 2011. (Silvio Bär) [209,1 KB].....	95–105
<u>Manuel Koch:</u> Ethnische Identität im Entstehungsprozess des spanischen Westgotenreiches. Berlin/Boston: de Gruyter 2012. (Ulrich Lambrecht) [125,8 KB].....	107–114
<u>Anja Heilmann:</u> Boethius' Musiktheorie und das Quadrivium. Eine Einführung in den neuplatonischen Hintergrund von „De institutione musica“. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007. (Joachim Gruber) [128,4 KB]	115–118
<u>Hagith Sivan:</u> Galla Placidia. The last Roman empress. Oxford: Oxford University Press 2011. (Konstantin M. Klein) [148 KB]	119–128

Victor von Vita:

Historia persecutionis Africanae provinciae temporum Geiserici
et Hunirici regum Wandalorum.

Kirchenkampf und Verfolgung unter den Vandalen in Africa.

Lateinisch und deutsch, herausgegeben, eingeleitet und übersetzt
von Konrad Vössing.

Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011.

(Tankred Howe) [94,2 KB] 129–131

Gustav Adolf Lehmann:

Imperium und Barbaricum. Neue Befunde und Erkenntnisse
zu den römisch-germanischen Auseinandersetzungen im
nordwestdeutschen Raum – von der augusteischen Okkupationsphase
bis zum Germanien-Zug des Maximinus Thrax (235 n. Chr.).

Wien: Verlag der Österreichischen Akademie
der Wissenschaften 2011.

(Ulrich Lambrecht) [165,8 KB] 133–139

Mark Handley:

Dying on Foreign Shores.

Travel and Mobility in the Late-Antique West.

Portsmouth, Rhode Island:

Verlag des Journal of Roman Archaeology 2011.

(Ulrich Lambrecht) [101,4 KB] 141–145

M. Kasprzyk/G. Kuhnle (Hrsg.):

L'Antiquité tardive dans l'Est de la Gaule I.

La vallée du Rhin supérieur et les provinces gauloises limitrophes:
actualité de la recherche.

Dijon: Revue archéologique de l'Est, trentième supplément 2011.

(Anna Flückiger) [120,9 KB] 147–153

J. Barschdorf:

Freigelassene in der Spätantike.

München: Utz 2012.

(Ulrich Lambrecht) [146,2 KB] 155–161

J. H. Lobato:

Vel Apolline muto. Estética y poética de la Antigüedad tardía.

Bern: Peter Lang 2012.

(David Amherdt) [126,5 KB] 163–168

Neuerscheinungen

Neuerscheinungen 2012-1 – 18. März 2012 i–x

Neuerscheinungen 2012-2 – 27. Mai 2012 xi–xviii

Neuerscheinungen 2012-3 – 18. Dezember 2012 xix–xxv

Startseite Plekos 14,2012 Startseite Plekos

Walter Ameling: *Topographie des Jenseits. Studien zur Geschichte des Todes in Kaiserzeit und Spätantike*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2011 (Altertumswissenschaftliches Kolloquium 21). 193 S., 3 Abb. EUR 38.00. ISBN 978-3-515-09882-3.

Der vorliegende Band versammelt zehn von zwölf Vorträgen, die im Rahmen eines Workshops zum Thema am 26. und 27.2.2009 an der Friedrich Schiller-Universität Jena gehalten wurden. Als bewußte Entscheidung des Herausgebers blieben die Zitier-Konventionen der Verfasser erhalten, fremdsprachige Beiträge sind in der Originalsprache, vier Beiträge schließen jeweils mit einer nützlichen Zusammenfassung des Vortrags ab.

J. Bremmer: *Tours of Hell: Greek, Jewish, Roman and Early Christian* unternimmt es in seiner interessanten Arbeit, Bezüge zwischen Vergils Aeneis und spezifisch jüdischer Apokalytik im Henochbuch herzustellen und setzt sich dabei auch mit Eduard Nordens großem Kommentar zum 6. Buch der Aeneis auseinander. Auch bei den im Anschluß untersuchten frühchristlichen Apokalypsen sieht er deutlicheren jüdischen Einfluß und lenkt das Augenmerk darauf, daß eine Reevaluation von Motivwanderungen und Einflüssen gewinnbringend sein könnte. Jedoch sollte demgegenüber weiterhin als Korrektiv Berücksichtigung finden, wenn ein Kenner der Materie wie Norden mit Dieterich feststellte, „daß die christliche Apokalytik ein Glied der hellenischen ist und von der jüdischen nur gering beeinflusst wurde“.¹ Diese aus umfangreichster Literaturkenntnis erwachsene Erkenntnis gewissermaßen tiefenpsychologisch als Versuch der Bewältigung von Nordens eigener jüdischer Herkunft zu deuten, erscheint doch gewagt und wird Norden sicherlich nicht gerecht.

T. Nicklas: „Insider“ und „Outsider“: Überlegungen zum historischen Kontext der Darstellung „jenseitiger Orte“ in der Offenbarung des Petrus sieht nach Ausführungen zum Vorrang des äthiopischen Textes gegenüber dem griechischen Text des Akhmim-Codex und Überlegungen zu Entstehungszeit und Entstehungsort deutliche Verweise auf eine Gruppe von Christen in einer bis zum Martyrium reichenden Krisensituation, die daher in dem als Märtyrer gestorbenen Petrus ein Vorbild erkennen kann. Das endzeitliche Gericht wird dabei als Gericht über die Völker beschrieben, ein weiterer Hinweis darauf, daß es nicht um einen innerjüdischen Konflikt geht. Nach innen gerichtet ist die Mahnung, nicht nach außen abzufallen.

K.-W. Niebuhr: *Auf der Suche nach dem Paradies: Zur Topographie des Jenseits im griechischen Leben Adams und Evas* arbeitet ein „klares Übergewicht der biblisch-frühjüdischen Konzeptionen“ heraus, „während die

1 E. Norden: P.Vergilius Maro, Aeneis Buch VI. Stuttgart 41957, S. 6.

paganen hellenistisch-römischen Traditionen von Acherusia und Elysion nicht viel mehr als Versatzstücke mythologischer Folklore darstellen“ (S. 67).

Im Beitrag von **W. Ameling: Das Jenseits der Märtyrer** ist A. bei seinen einleitenden Bemerkungen entgegenzuhalten, daß auch die Märtyrerakten literarisch überformt sind und die zeitbedingten Motivationen und Erwartungen ihrer Verfasser dokumentieren. Gerade deshalb sind ja eventuelle Diskrepanzen zwischen aus zeitbedingter Geprägtheit erwartbaren und tatsächlich geäußerten Jenseitsvorstellungen bedeutsam. Als Motive nicht, oder kaum zu finden sind nämlich leibliche Auferstehung und ihre Erwartung, das Totenreich als Zwischenzustand oder Ort in der Erde und realistische Züge in der Darstellung des Himmels. Andere geläufige Motive und typologische Vorbilder finden durchaus Verwendung. A. verweist zutreffend darauf, daß Elemente des neuen Glaubens in den Vordergrund gerückt werden, und meint, wohl zu weit gehend, die sei ohne jedes literarische Vorbild möglich. Ausgehend von der eigenen Lage mischen sich zwar bei den Jenseitsvorstellungen biblische und zeitgenössisch heidnische Vorstellungen „– und nur, weil diese Mischung möglich war, waren die Bilder letztlich so annehmbar und erfolgreich“, aber letztlich gilt: „die Frage nach dem christlichen Schicksal der Seele, dem Gericht über Gerechte und Ungerechte, der Form des eigenen Fortlebens, der Einheit mit Christus stehen in dieser Extremsituation des Lebens so weit im Vordergrund, daß sie alle anderen literarischen Motive, Bildungsreminiszenzen und allgemeinen Konventionen einer Darstellung des Todes und des Jenseits verdrängen“ (S. 79).

A. Merkt: Abrahams Schoß: Ursprung und Sinngehalt eines antiken christlichen Jenseitstopos stellt in seiner überblicksartigen Sichtung der einschlägigen Quellen zunächst fest, daß sowohl die Schoßmetapher als auch der Name Abraham außerhalb der jüdisch-christlichen Tradition bekannt waren, der spezifische Sinn der Metapher sich aber nur den mit dieser Tradition Vertrauten erschließen konnte, für die die besondere Jenseitsbedeutung Abrahams in seiner Gerechtigkeit begründet lag. Primär der Glaube führt zum Schoß Abrahams, zum zweiten aber auch karitatives Tun. Mit der Metapher des Schoßes verbinden sich Vorstellungen von einem Festmahl im Jenseits wie auch von intimer Nähe sowie Ruhe und Geborgenheit. Von patristischen Autoren im Sinne eines Zwischenzustands gedeutet, gibt es eine Entwicklung (u. a. Tertullian), in der ein Teil von Abrahams Schoß sich in eine Art Fegefeuer verwandelt. Demgegenüber ist er bei anderen Autoren (u. a. Augustinus, Gregor von Nazianz) ein dem Paradies ähnlicher Ort der Hoffnung, in dem die Gerechten auf die erstrebenswerte Auferstehung warten. Durch die vielfältigen Implikationen des Bildes eignet sich die Metapher gut zur Beschreibung eines den Menschen unvorstellbaren postmortalen Zustandes; Abrahams Schoß sollte keinen realen Ort beschreiben, da doch Gott selbst der erhoffte postmortale Ort ist.

Nach einleitender Darstellung der Bedeutungsentwicklung des Begriffes stellt **D. Hofmann: Der „Ort der Erfrischung“: Refrigerium in der frühchristlichen Literatur und Grabkultur** eine Auswahl der für das Thema bedeutsamen literarischen Zeugnisse vor und bringt diese mit Grabinschriften und bildlichen Darstellungen auf Sarkophagen in gewinnbringende Verbindung.

Nach einer Darstellung der komplexen und strittigen Forschungslage hinsichtlich Edition, Inhalt, Datierung, Autorschaft, Herstellungsort (wohl Ägypten) diskutiert **J. Verheyden: When Heaven Turns into Hell: The Vision of Dorotheus and the Strange World of Human Imagination** die Möglichkeit der VD als Referenztext der Sammlung und stellt neben die zahlreichen referierten Forschungsansätze die eigene Deutung, nach der sich die VD in keine eindeutige klassische literarische Gattung fassen läßt, jedoch bekannte überlieferte Motive in überraschender und verwirrender Weise nutzt, um eine persönliche Lebens- bzw. Glaubenskrise, wenn auch theologisch defizitär und stilistisch überzeichnend, produktiv zu verarbeiten, wobei selbst eine ursprüngliche Veröffentlichungsabsicht fraglich bleiben muß.

M. Vielberg: Cupido cruciatus: Jenseitsvorstellungen des antiken Epos im Spiegel von Auson. XIX macht in seiner beeindruckenden Interpretation deutlich, wie Ausonius durch organische Verbindung seiner literarischen Präfixe (die Vertrautheit des Lesers mit Vergil ist zum Verständnis geradezu vorausgesetzt) und kreative, phantasievolle Überschreitung des künstlerischen Referenzobjekts im Triklinium des Zoilos in Trier dennoch „Einheitlichkeit des poetischen Entwurfs, der auf simultanem Bruch und gleichzeitiger Wiederherstellung des Gedichts beruht“ (S. 158/9) erreicht.

A. Heilmann: Der ‚Jenseits‘-Mythos im Phaidon und dessen neuplatonische Kommentierung macht den bleibenden Wert der Beschäftigung mit Platons Phaidon wieder deutlich und liefert in dem als einleitende Skizze gedachten Vortrag Stoff und Anregungen zum Weiterdenken.

R. Thiel: Zur Duplizität des Todes in der neuplatonischen Philosophie und Lebenspraxis stellt heraus, daß die Differenzierungen der aristotelischen Seelenlehre in vegetative Seele, Wahrnehmungsseele und rationale Seele zum Verständnis der neuplatonischen Position unverzichtbar ist. Nach erhellenden Ausführungen zur Problematik der Einheit der Seele und zur Frage, welche Tugenden den Menschen aus der Innerweltlichkeit befreien (denn selbst die Kardinaltugenden sind Tugenden innerweltlichen Handelns), zeigen sich als Duplizität des Todes die zunächst einfacher zugängliche Trennung des Leibs von der Seele, wenn die rationale Seele vom biologisch verlöschenden Körper frei wird, zum anderen die Trennung der Seele vom Leib, in einer art aske-

tischer Ausrichtung die Vermeidung „leidenschaftlicher Zuwendung der Seele zum Körper“ im Interesse der rationalen Seele, der vor allem gemäß ist sich auf Intelligibles auszurichten, wobei allerdings im Unterschied zur christlichen Askese „zentral die Fürsorge der Seele für sich selbst als primär erkenntnisthaft auf Höheres ausgerichtetes Erkenntnisvermögen, das gerade auch daher, also nicht zuletzt um seiner selbst willen, auch für das Spätere, den Körper Sorge tragen sollte“ (S. 193).

Leider wurden die zudem gehaltenen Vorträge von **M.Vogel: Der Thronsaal als Gerichtssaal – zur sozialen Inszenierung des Endgerichts im Frühjudentum** und **J. Dummer: Lukian von Samosata führt Byzantiner in die Unterwelt** von ihren Verfassern nicht zum Druck eingereicht.

In keinem Fall findet sich eine Liste weiterführender Literatur am Ende des Beitrags; verwendete Literatur muß also aus den Fußnoten entnommen werden; daher ist es auch schade, daß der Band nicht mit einem Register abschließt und so der Zugriff auf die forschungsbereichernde Einzelergebnisse deutlich erschwert ist.

Durch die Vielfalt der Zugriffe gelingt es, einen großen Teil des Spektrums der die Jenseitsvorstellungen der Spätantike prägenden religiösen Strömungen schlaglichtartig auszuleuchten und Strukturmuster aufzuweisen; dabei bleiben nicht explizit mit Vorträgen bedachte Phänomene wie z. B. die Mysterienreligionen eher im Dunkeln.

Es wird auch hier deutlich, daß das sich sukzessive zum entscheidenden Faktor entwickelnde Christentum sich in der Umbruchszeit der Spätantike im Spannungsfeld zwischen der Tradition Israels und der Rezeption der griechisch-römischen Kultur befindet, wobei die Einflüsse durchaus wechselseitig wirken.

Michael Hesse, Witten
sallustius-crispus@gmx.de

Hartmut Leppin: *Justinian. Das christliche Experiment*. Stuttgart: Klett-Cotta 2011. 448 S., 35 Abb., 4 Karten. EUR 27.95. ISBN 978-3-608-94291-0.

Hartmut Leppins Biographie füllt unter den Publikationen zu Justinian eine Lücke: Angesichts der in den letzten Jahren erzielten Fortschritte bei den Forschungen zur römischen Geschichte des sechsten Jahrhunderts n. Chr. leistet Leppin einen wichtigen Beitrag zur Integration von Ergebnissen neuerer Spezialuntersuchungen, die für eine gründliche Revision des Justinian-Bildes gesorgt haben,¹ in allgemeinere Darstellungen, die sich über die Fachwelt hinaus zugleich an einen breiteren Interessentenkreis richten. Zwar gibt es bereits erste Schritte in diese Richtung,² aber eine umfassende Gesamtbibliographie auf der Grundlage der aktuellen Forschung war bislang ein Desiderat. Leppin kann dabei an eine ganze Reihe eigener Spezialuntersuchungen zum sechsten Jahrhundert anknüpfen, die ihn als Fachmann für diese Zeit ausweisen.³

Angesichts der Quellenlage ist es nicht eben einfach, eine Biographie des neben Augustus, Konstantin und Theodosius I. wohl bedeutendsten römischen Kaisers zu schreiben. Leppin stellt einleitend die Leistungen und Grenzen der Quellen für ein modernes Anforderungen gerecht werdendes Bild des Kaisers Justinian dar, für das vor allem Prokop, Johannes Lydos, Johannes Malalas und Johannes von Ephesos mit ihren aus teilweise sehr speziellen Perspektiven urteilenden Werken zur Verfügung stehen. Die quantitativ eigentlich gute Quellenlage erlaubt dennoch keinen Blick in die Persönlichkeit des Kaisers, und so distanziert sich Leppin nachdrücklich vom psychohistorischen Ansatz. Erfassbar ist für ihn Justinian nur in seiner kaiserlichen Rolle. Daher hält er sich an die unterschiedlichen Diskurse, die sich aus den verschiedenen – zugleich oft widersprüchlichen – Quellen erarbeiten lassen, und entwickelt aus ihnen Linien, die es erlauben, Aussagen zum Habitus dieses Kaisers zu treffen. In diese Grundsätze bezieht er den praxeologischen Ansatz ein, ohne daß er damit den Anspruch

- 1 Hier ist aus jüngster Zeit insbesondere Mischa Meier: *Das andere Zeitalter Justinians. Kontingenzerfahrung und Kontingenzbewältigung im 6. Jahrhundert n. Chr.* 2. Aufl. Göttingen 2004 (Hypomnemata 147), vgl. Rez. 1. Aufl. Karl Leo Noethlichs, *Plekos* 5, 2003, 85–88, zu nennen, darüber hinaus der Sammelband *Mischa Meier* (Hrsg.): *Justinian*. Darmstadt 2011 (Neue Wege der Forschung), mit Beiträgen von Geoffrey Greatrex, Hartmut Leppin, Karl-Heinz Leven, Mischa Meier, Karl Leo Noethlichs, Roger D. Scott und Karl-Heinz Uthemann. Vgl. ferner Michael Maas (Hrsg.): *The Cambridge Companion to the Age of Justinian*. Cambridge 2005.
- 2 Vgl. die knappe Darstellung von Mischa Meier: *Justinian. Herrschaft, Reich und Religion*. München 2004 (Beck'sche Reihe Wissen).
- 3 Vgl. das Literaturverzeichnis S. 423 f.

erhebt, hinter dem Handlungszusammenhang zugleich die Handlungslogik Justinians schlüssig ergründen zu können.

Insofern formuliert Leppin bescheidene Anliegen, die er mit seinem Werk über Justinian umsetzen möchte: Die Bezeichnung „Biographie“ gehe eigentlich über das hinaus, was er leisten könne. Dafür ergebe sich mit dem Blick auf das Lebensbild des Kaisers zugleich ein Einblick in die Epoche, in der er gewirkt habe und „die den Umbruch von der Antike zum Mittelalter markiert“ (S. 27). Dieses Merkmal der Zeit Justinians sucht Leppin mit dem Untertitel „Das christliche Experiment“ zu erfassen: Des Kaisers Versuch, die römische Gesellschaft unter christlichen Voraussetzungen zu ordnen, führt ihn dazu, Justinian nicht, wie es in der Vergangenheit lange üblich war, von augenscheinlich machtpolitischen Leistungen her zu deuten, sondern einen Zugang über seine offenkundige „Orientierung an religiösen Rechtfertigungen“ (S. 27) zu wählen. Mit diesem Verständnis Justinians kann nicht mehr der rückwärtsgewandte – angebliche? – Restaurator des Römischen Reiches im Mittelpunkt stehen, vielmehr ist es – ganz im Gegenteil – der andere Wege als bisher beschreitende Neuerer, der Rom den Weg von der Antike ins Mittelalter ebnete.

Sechs Kapitel in chronologischer Folge behandeln sodann Justinian unter den in der Einleitung entwickelten Voraussetzungen. Den Abschnitt über die Zeit bis zum Herrschaftsantritt im Jahre 527 nutzt Leppin zur Vorstellung der Hauptstadt Konstantinopel und des kaiserlichen Hofes, bevor er die Aufmerksamkeit auf den Aufstieg Justins bis zum Rang des *comes excubitorum* und auf dessen Neffen Petrus Sabbatius, den späteren Kaiser Justinian, lenkt. Sehr schön gelingt es Leppin, mit dem Herrschaftsübergang von Anastasios (491–518) zu Justin (518–527) am Beispiel der Rückkehr Justins zu den Positionen des Konzils von Chalkedon (451) in die grundsätzlichen religionspolitischen Fragen dieser Zeit, ihre Konsequenzen für das Verhältnis zwischen Ost und West (Beseitigung des Akakianischen Schismas), nicht zuletzt aber für den religiösen Frieden im Osten und damit für dessen innere Einheit (Bruch zwischen Chalkedon-Anhängern und Miaphysiten) einzuführen; damit stellt er die strukturellen Voraussetzungen für den Zugang zu der komplizierten und in mancher Hinsicht widersprüchlich wirkenden späteren Religionspolitik Justinians her.

Diesem kaiserlichen Neffen billigt Leppin durchaus eine herausgehobene Stellung und weiterführende Karriere während der Herrschaft Justins zu, lehnt es aber ab, ihm von vornherein die Rolle des auserwählten Thronfolgers zuzuerkennen, wie es ex eventu nahezuliegen scheint. Auch die Heirat mit Theodora um 524/25 erscheint bei Leppin in einem anderen Licht als bei Prokop und, diesem als Quelle folgend, in vielen modernen Darstellungen. Leppin sieht in der Durchsetzung dieser Eheschließung geradezu ein Zeichen für die Unabhängigkeit Justinians von der etablierten senatorischen Oberschicht und damit für seinen weitreichenden Einfluß. In dem Gesetz Justins, das Ehen zwischen Senatoren und Schauspielerinnen legalisierte, macht er weniger ein Son-

dergesetz für die Bedürfnisse Justinians als vielmehr eine Initiative zur langfristigen Besserstellung von Frauen geltend, wie sie sich in das auch später feststellbare „allgemeinere Ziel, den Verachteten der Gesellschaft Gnade zu gewähren“ (S. 81), einfügte. Damit kann der Autor es in langfristige Tendenzen der justinianischen Politik einfügen, so daß es die Singularität einer ad-hoc-Entscheidung Justins zugunsten eines Neffen verliert, auf den angeblich die Herrschaftsnachfolge zulief. Diesen scheinbaren Automatismus lehnt Leppin ab und verweist auf die Karrieren potentieller Konkurrenten Justinians: der anderen Neffen Justins und auch der Neffen des Justin-Vorgängers Anastasios. Justinian profilierte sich unter Justin religionspolitisch, nicht aber militärisch und außenpolitisch.

Die auf den Tod Justins folgende Herrschaftsantrittsphase Justinians mit ihren innen- und außenpolitischen Weichenstellungen führt Leppin bis zum Nika-Aufstand 532. Sehr anschaulich zeichnet er die Religionspolitik: Justinian stand durchaus auf dem Boden des Konzils von Chalkedon, suchte aber, anders als Justin, nicht zuletzt mit Hilfe seiner Ehefrau Theodora die Miaphysiten einzubeziehen. Dies geschah beispielsweise durch die Förderung des Marienkults und durch das Religionsgespräch von 532/33. Die Treue zu Chalkedon sicherte die Glaubenseinheit mit dem Westen, das konziliante Auftreten gegenüber den Miaphysiten die Einheit des Ostens. Gegenüber anderen Gruppen (Heiden, Juden, Samaritanern, Manichäern) verfolgte Justinian dagegen eine repressive Politik, die diese aus dem Recht herausdrängte: „Ein totalisierender Ansatz der Religionspolitik zeichnete sich ab“ (S. 101) und das Ziel, „die Gesellschaft als Ganze in eine justinianisch-christliche zu verwandeln und das Verhalten des Einzelnen bis ins Intimste zu normieren Offenbar sah er [der Kaiser] seine Aufgabe darin, diese Religion allerorten, jederzeit, für jedermann sichtbar, fühlbar und unausweichlich zu machen“ (S. 106).

Ganz im Einklang mit diesen Prinzipien, das Reich unter seine persönliche Kontrolle zu bringen, stehen auch die Verwaltungsmaßnahmen Justinians: seine Bemühungen um die kirchliche Organisation, die allumfassende weltliche Gesetzgebung ebenso wie das Sammelwerk des *Codex Iustinianus*. Auch in diesen Zusammenhängen betonte Justinian die Gottgegebenheit seiner Stellung und ließ damit religiöse wie politische Bezüge anklingen. Als ein nicht zu unterschätzendes Mittel, die Verwaltung auf seine Person hin auszurichten, stellt Leppin die Stärkung der Rolle der Bischöfe sowie die Laufbahnförderung von Personen seines Vertrauens durch den Kaiser heraus, wodurch das Netzwerkdenken der alten Aristokratie und deren Einflußmöglichkeiten unterminiert wurden. Nach einem Blick auf die außenpolitische Lage im Osten (gegenüber dem Perserreich) und im nordwestlichen Vorfeld von Konstantinopel (gegenüber den Balkanvölkern) endet das Kapitel mit dem Nika-Aufstand, der in älteren Darstellungen gern zu einer Entscheidung über alles oder nichts stilisiert wird, oft unter Herausstellung einer führenden Rolle Theodoras im Kampf

und in der Entscheidung um den Erhalt der kaiserlichen Macht.

Von alledem findet sich bei Leppin nichts, ganz sachlich stellt er den Verlauf des Aufstandes und auch dessen Bedeutung für den Kaiser dar, ohne die Rebellion jedoch zu einem dramatischen Höhepunkt zu formen, an dem es fast zum Untergang Justinians gekommen wäre. Dies liegt zum einen daran, daß er die Darstellungsintentionen bestimmter Quellen einkalkuliert und insbesondere bei der Ausformung der Rolle Theodoras Prokop gerade nicht folgt, in dieser Frau also lediglich die gewiß einflußreiche, aber nicht völlig selbständig agierende oder gar (mit)regierende Kaisergattin sieht. Insofern verbietet es sich für Leppin generell, ihr eine Rolle zuzugestehen, die die Justinian-Biographie in die Nähe einer Doppelbiographie rücken ließe; das gibt er auch bei anderen Gelegenheiten zu erkennen.⁴ Zum anderen folgt Leppin nicht der Interpretation Mischa Meiers, der hinter dem Nika-Aufstand eine Inszenierung Justinians und die Absicht sieht, die Gegner dazu zu bringen, sich zu offenbaren, und sie dann zu vernichten.⁵ Hier und andernorts setzt sich Leppin gegenüber Meiers seines Erachtens gelegentlich vielleicht etwas gewagt erscheinenden Erklärungen mit konventionelleren Deutungen ab. Dadurch erscheinen die Brüche im Zeitalter Justinians bei Leppin wohl nicht so radikal wie bei Meier und wirken die Leitlinien, denen der Kaiser folgt, über die lange Regierungszeit Justinians hinweg insgesamt einheitlicher. Bei allen Widersprüchen in den Handlungen Justinians bleibt Leppin auf diese Weise bei der Darstellung einer gewissen Ganzheitlichkeit der Politik Justinians, die er vom Beginn seines Wirkens unter Justin bis zum Ende seiner eigenen Regierungszeit gewahrt sieht.

An den Nika-Aufstand schließt Leppin die Darstellung der sechs in jedweder Hinsicht erfolgreichen Jahre Justinians von 532 bis 536 an. Angesprochen werden vier in diesem Zeitraum relevante Tätigkeitsbereiche des Kaisers: die militärischen Erfolge gegen die Vandalen in Africa und gegen die Ostgoten in Italien, die sich im Anspruch auf Wiederherstellung des Reiches, nicht aber in umfassenden Plänen hierzu niederschlagen; sodann die legislativen Bemühungen des Kaisers, die sich an der juristischen Kodifikationsarbeit ebenso wie an der fürsorgenden und kontrollierenden Gesetzgebung, namentlich gegenüber den benachteiligten Gruppen der Gesellschaft, nachvollziehen läßt; ferner die Kirchenpolitik dieser Jahre, die in der Synode von Konstantinopel im Jahre 536 mit der anscheinend eindeutigen Hinwendung des Kaisers zu einer klar

4 Vgl. Hartmut Leppin: Kaiserliche Kohabitation. Von der Normalität Theodoras. In: Christiane Kunst u. Ulrike Riemer (Hrsg.): Grenzen der Macht. Zur Rolle römischer Kaiserfrauen. Stuttgart 2000 (Potsdamer altertumswissenschaftliche Beiträge 3), S. 75–85; ders.: Theodora und Iustinian. In: Hildegard Temporini-Gräfin Vitzthum (Hrsg.): Die Kaiserinnen Roms. Von Livia bis Theodora. München 2002, S. 437–481; Rez. Michael Sommer, *Plekos* 5, 2003, 215–218.

5 Vgl. Mischa Meier: Die Inszenierung einer Katastrophe. Justinian und der Nika-Aufstand. In: *ZPE* 142, 2003, S. 273–300.

chalkedonisch orientierten Politik kulminiert, die sich zu Lasten vor allem der Miaphysiten auswirkte; schließlich die Bautätigkeit in vielen Städten, vor allem Konstantinopel, wie am Beispiel der Hagia Sophia deutlich wird.

Doch die anschließenden Jahre 536–542 setzten dem erfolgsgewohnten Justinian neue Grenzen: „Die Welt gerät aus den Fugen“ (S. 206). Naturkatastrophen und vor allem die Pest erfaßten das Reich, in Italien und im Osten gab es militärische Rückschläge. Der gläubige Kaiser verzagte nicht, er richtete die römische Welt durch mancherlei Reformen wie die Abschaffung der Konsulatszählung zugunsten der Zählung nach den Regierungsjahren des Kaisers und die Ersetzung des kaiserlichen Profils auf Münzen durch das frontale Bild mit Kreuzglobus mehr und mehr auf seine Person aus. Zugleich schritten die Sakralisierung des Kaisertums und die christliche Neuausrichtung der Gesellschaft voran. Und doch mußte Justinian sich angesichts der Katastrophen, die das Reich inzwischen trafen, fragen, ob die Gnade Gottes noch auf ihm ruhte. Folgerichtig rückte Justinian die Religionspolitik noch stärker in den Mittelpunkt, „vor allem verstärkte sich seine sichtbare Inszenierung als frommer Kaiser“ (S. 241). Am Urteil über diesen Wendepunkt läßt sich wiederum ein Unterschied zwischen Leppin und Meier ausmachen: Meier konturiert stärker als Leppin – der selbst darauf hinweist – diese Jahre als Bruch; er sieht in ihnen, etwas vereinfacht, letztlich die Gründe für die Wende Justinians von der Antike zum Mittelalter, vom Kaiser zum Theologen. Demgegenüber stellt Leppin mehr die Kontinuität bei den Reformvorhaben und bei der Intensivierung der Religionspolitik als Reaktion Justinians auf die Signale göttlichen Unwillens in den Vordergrund, wobei er zugesteht, daß der Kaiser im Origenistischen Streit „die Rolle eines theologischen Lehrers annahm“ (S. 249).

Die folgenden Jahre 542–553 stellt Leppin unter die Überschrift „Auf dem Irrweg zur Ordnung“. Außenpolitisch macht er bei allen Schwierigkeiten Justinians an der persischen Front, auf dem Balkan, in Africa, Spanien und Italien eine gewisse Beruhigung aus. Innenpolitisch stellt er die Intensivierung der Reformgesetzgebung des Kaisers heraus und weist auf Änderungen in der Diktion der Gesetze hin: „Nicht mehr wird hochgemut die römische Tradition beschworen, sondern stärker als zuvor die Notwendigkeiten, die sich aus Klagen und Missständen ergeben.“ Der Kaiser erklärte „sein Handeln nicht mehr aus der Vergangenheit, sondern aus dem Wunsch, seine von Gott verliehene Aufgabe zu erfüllen. Damit schuf er sich eine noch größere Unabhängigkeit gegenüber allem, was Rom ausmachte, als zuvor“ (S. 277). Aussagen wie diese oder auch der Hinweis auf den Zusammenhang zwischen der zunehmenden Sakralisierung des Kaisertums und dem an Regelungen zum Prozessionswesen ablesbaren Liturgisierungsprozeß⁶ zeigen, daß Leppin und Meier unterschiedliche Akzente setzen, im ganzen aber mit ihren Deutungen dieselbe Richtung verfolgen. Demnach

6 Vgl. Leppin S. 286 mit Anm. 105 unter Verweis auf Meier, Kontingenzerfahrung (Anm. 1) S. 608–641.

„rückten die Elemente, die auf Buße und Demut beruhten, im Laufe der Zeit immer weiter in den Vordergrund“ (S. 288).

Einen weiteren Schwerpunkt dieses Abschnitts machen Ausführungen zu den Versuchen aus, unter Einbeziehung der Miaphysiten, von denen sich Justinian nun deutlicher als in der Vergangenheit abgrenzte, zur Glaubenseinheit zu finden: durch den Kampf gegen Feinde des Glaubens, Lösungsversuche im Dreikapitelstreit und das Konzil von Konstantinopel im Jahre 553. Das Ergebnis dieser kaiserlichen Bemühungen war eine Vertiefung der Spaltung; die Organisation der miaphysitischen Kirchen verfestigte sich in diesen Jahren vielmehr. Ungeachtet dessen „ließ der Kaiser von seinen Bemühungen nicht ab, die Christenheit zusammenzuführen, und scheiterte vollends. Die letzten Regierungsjahre des Kaisers stehen im Zeichen des Machtverfalls und der Isolation“ (S. 315).

Im Mittelpunkt des Kapitels über die Jahre 553 bis 565 stehen die Versuche, die Ostgrenze zu konsolidieren und die Herrschaft in Italien und Africa abzusichern. Der Blick auf die Innenpolitik der letzten Jahre Justinians steht unter der Überschrift „Mühsamer Machterhalt“. Als Zeichen für die Zustände dieser Jahre mag man den Einsturz der Kuppel der Hagia Sophia im Jahre 558 sowie deren Neuerrichtung und Weihe am 24. Dezember 562 oder aber die Hinwendung des über achtzigjährigen Kaisers zu der Lehre des Aphthartodoketismus ansehen. Leppin urteilt: „... ein Kaiser, der es wie keiner gewagt hatte, mit den Möglichkeiten christlicher Herrschaft zu experimentieren. Aber sein Handeln blieb Stückwerk und die Christenheit gespalten, wenngleich in einem politisch fast geeinten Mittelmeerraum“ (S. 334). Am Ende steht also eine Paradoxie.

Die abschließende Würdigung Justinians („Kaiser zwischen den Welten“) faßt die in den Einzelkapiteln gegebenen und sich im Laufe der Lektüre verdichtenden Einschätzungen zu einem Gesamtbild zusammen. Leppin beleuchtet die signifikanten Zeichen der Zeit des sechsten Jahrhunderts und stellt in diese Epoche Justinian hinein: „Selten hat das Christentum eine Gesellschaft so total erfasst wie das Römische Reich im sechsten Jahrhundert, doch der Eigensinn alter Traditionen schwand nicht völlig“ (S. 337). Justinian war ein Nutznießer der sozialen Mobilität dieses Zeitalters und hielt damit einen gewissen Abstand von den durch die Aristokratie gepflegten Traditionen. Auch aus diesem Grunde mochte er vor Neuerungen nicht zurückschrecken. In seiner Religionspolitik zeigte sich, wie Leppin herausstellt, freilich ein Zug von Kontinuität, der von der Treue zu Chalkedon und dem Versuch bestimmt war, zugleich die Miaphysiten zu integrieren, doch damit scheiterte der Kaiser und ebnete auf diese Weise ungewollt neuen kirchlichen Strukturen im Osten den Weg. Auch die offenbar so traditionsorientierte erfolgreiche Außenpolitik erschöpfte sich in „Scheinsiegen“: „das Reich hatte seine Kräfte überspannt“ (S. 345). Die Katastrophen des sechsten Jahrhunderts schienen Justinians experimentelle Konsolidierungs-

bemühungen zu konterkarieren. Justinian zeigte viele Gesichter: das des Außenpolitikers, des Gesetzgebers, des Bauherren, des Theologen – auf allen Wegen beschritt er den Weg in eine neue Zeit.

Leppin skizziert zum Schluß die Justinian-Forschung von Edward Gibbon bis zu dem von Mischa Meier initiierten neuen Interpretationsansatz.⁷ Meier arbeitet den Bruch Anfang der 540er Jahre heraus, „als Justinian unter dem Eindruck der Naturkatastrophen sein altes Selbstbewusstsein verlor und sich stärker in seiner Sakralität darstellte“ (S. 350). Gegenüber einer solchen, mit bestimmten Ereignissen verknüpften, als Abkehr von der Antike deutbaren Wende hebt Leppin mehr die Einheitlichkeit als durchgehenden Zug der Zeit Justinians hervor: „Sein Handeln läuft . . . auf das Experiment der Christianisierung der Gesellschaft im Sinne der Einheit von Glauben und Lebensformen hinaus“ (S. 351). Sich selbst sah der Kaiser dabei als die gestaltende Kraft im übergeordneten Interesse des Römischen Reiches, wenn nicht der Oikumene an. Bezogen auf die Absicht, eine kirchlich-religiöse Einheit herzustellen, scheiterte Justinian, ohne daß man seinen Leistungen die Achtung versagen kann. In diesem Sinne zeichnet Leppin ein anschauliches Bild Justinians, dessen viele, auch widersprüchliche Facetten sich in der Biographie nach und nach entfalten. Sie hinterlassen auf neuestem Forschungsstand Eindrücke von einem Kaiser, der als Römer ungewollt dazu beitrug, die nachrömische Zeit vorzubereiten.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

⁷ Zu Meiers Ansatz vgl. auch Hartmut Leppin: (K)ein Zeitalter Justinians. Bemerkungen aus althistorischer Sicht zu Justinian in der jüngeren Forschung. In: HZ 284, 2007, S. 659–686. Wiederabgedruckt in: Mischa Meier (Hrsg.): Justinian. Darmstadt 2011 (Neue Wege der Forschung), S. 13–38, hier S. 30–32.

Arnold Esch: Zwischen Antike und Mittelalter. Der Verfall des römischen Straßensystems und die Via Amerina. München: Beck 2011. 208 S. 184 farb. Abb. 7 Kartenausschnitte. EUR 38.00. ISBN 978-3-406-62143-7.

Arnold Esch (E.), emeritierter Professor für Mittelalterliche Geschichte und Archäologie und ehemaliger Direktor des deutschen Archäologischen Instituts in Rom, dokumentiert vor dem Hintergrund historischer Erkenntnisse und archäologischer Befunde den Übergangsprozess bzw. den kontinuierlich schleichenden Verfall des antik-römischen Straßensystems in der Übergangsphase von Spätantike zum frühen Mittelalter.

Die Bedeutung des römischen Straßensystems als Voraussetzung für die Prosperität und Expansion des Römischen Weltreiches kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Schlagkraft der Legionen wäre ohne die Effektivität eines ausgeklügelten und bestens gewarteten Verkehrswegesystems nicht zur Entfaltung gekommen, so dass die Koinzidenz zwischen dem Verfall des römischen Straßensystems und dem politisch-militärischen Untergang des weströmischen Reiches in der Zeit der Völkerwanderung kein Zufall war.

Die Rücksichtslosigkeit römischer Straßenführung im freien Gelände machte viele wartungsintensive Sonderbaumaßnahmen notwendig wie z. B. Brücken, Geländeeinschnitte, Straßendämme sowie tal- und hangseitige Böschungen. In Form von Inschriften auf Meilensteinen wurde die Instandsetzung staatlicherseits bisweilen dokumentiert. In der Zeit nach Theodosius (gest. 395) bricht diese infrastrukturelle Daseinsfürsorge des Staates abrupt ab. Selbst aus der Zeit der Plünderung Roms durch Alarichs Westgoten im Jahre 410 und der Brandschatzung der ewigen Stadt durch die Wandalen im Jahre 455 gibt es noch Belege für ein intaktes römisches Straßensystems. Mit dem Ende des 6. Jh. bricht dann jede staatliche Fürsorgepflicht für den Erhalt der Straßen zusammen. Hier ist förmlich das Ende der Antike greifbar, Brücken stürzen ein, Gebüsch überwuchert die Straßenränder, wenn überhaupt Reparaturen vorgenommen werden, so werden diese laien- und stümperhaft durchgeführt. Da werden schon einmal Statuen, die gerade am Wegesrand stehen, umgestürzt und als Füllmaterial für Schlaglöcher missbraucht. Es ist eine Mischung aus mangelndem technischem Können und fehlender staatlicher Verantwortung, die nach dem Untergang des Reiches den Straßenverfall beschleunigen.

Im Frühmittelalter werden dann im Unterschied zur Antike, in der beim Straßenbau Hindernisse z. B. Täler durch Brücken überwunden werden, Geländeschwierigkeiten vermieden, indem durch Kurven und Umgehungen diese Besonderheiten im Geländeprofil ausmanövriert werden. Bemerkenswert in diesem Kontext ist die Tatsache, dass die Namen der alten Konsularstraßen weniger aus Pietät gegenüber den berühmten Ahnen, als zur besseren Lokalisierung der Märtyrergräber beibehalten wurden. Die stets gut organisierte Kirche wusste

um die monetäre Einträglichkeit der zu den Katakomben und mit Märtyrer-gebeinen gefüllten Kirchen ziehenden Pilgerströmen, so dass aus rein pragmatischen Gründen eine *via Appia* oder *via Flaminia* weiter unter den tradierten Namen firmierten.

Die ehemals große Distanzen überwindenden von Rom konzentrisch ausgehenden Reichsstraßen verlieren ihre ursprüngliche Funktion. Sie dienen im frühen Mittelalter zur Kommunikation innerhalb kleinerer Räume. Über den Fundamenten antiker Raststationen sog. *mansiones* an Straßenabzweigungen oder Straßenkreuzungen werden Kirchen errichtet. Ebenso ist eine Spolierung heidnisch-antiker Grabmonumente nachzuweisen, die sich in großer Anzahl an den Straßenrändern fernab von Städten und größeren Siedlungen fanden.

Es bot sich ein reichhaltiges Reservoir verschiedenster Bauelemente für die Neuerrichtung von Kirchen an, wobei sich beispielsweise leicht aus den gekrümmten Quadern eines antik-heidnischen Rundgrabes noch die Apsis einer Kirche konstruieren ließ. Auch ein römischer Meilenstein wie beispielsweise das lange verlorengelaubte 54. *Miliarium* der *via Appia* wurde als integraler Baustein für einen kirchlichen Sakralbau missbraucht, indem er von den Zisterziensern in der 10 km entfernten Abtei Fossanova um das Jahr 1200 als Fuß des Brunnenbeckens vor dem Refektorium zweckentfremdet wurde (S. 47, Abb. 39).

Nach dem militärischen und politischen Niedergang des weströmischen Reiches im 5. Jh. kam seinen Feinden das konzentrisch auf Rom zulaufende Straßensystem der Römer zugute. Nach den Turbulenzen der Völkerwanderungszeit zogen auf diesem nacheinander seit dem 8. Jh. Byzantiner, Langobarden und Franken nach Rom beziehungsweise bedienten sich dieses wiederum von Rom weg ins Landesinnere.

Bei der Spurensuche im Gelände ergeben sich für den Wanderer verschiedene Schwierigkeiten. Eine antike Trasse zeigt sich im Landschaftsprofil oftmals als hohe Hecke auf gewölbtem Damm meist streng linear hier und da mit sanfter Krümmung. Für ihre schnurgerade Ausrichtung fungiert oftmals die antike Straße als Grenzmarkierung. Falls die antike Pflasterung unter eine Humusdecke geriet, wird der alte Straßenzug oftmals als grüner unbeackter Streifen zwischen bebauten Feldern sichtbar. Bedauerlicherweise wird in der modernen Zeit eine antike Pflasterung, die mehr als zwei Tausend Jahren dem Zahn der Zeit standgehalten hat, von modernen Baumaschinen innerhalb weniger Stunden abgeräumt, wenn ein modernes Bauprojekt durchgeführt werden soll.

Im zweiten Teil des Buches (ab S. 73) konzentriert E. den Blick konkret auf die *via Amerina* von der *via Cassia* bis zum Tiber. Der Straßenverlauf der *via Amerina* verläuft westlich parallel zur *via Flaminia* von Rom nordwärts ins südliche Umbrien. Sie endet zunächst bei der Stadt Ameria (heute Amelia), die der Straße ihren Namen verlieh. Die Straße muss gut ausgebaut gewesen sein, denn von Cicero höchstpersönlich erfahren wir, dass 56 römische

Meilen (dies entspricht genau der Entfernung von Rom nach Ameria gemäß der 4. Jahrhunderte später publizierten *Tabula Peutingeriana*) in 10 Stunden von einem schnellen Reisewagen bewältigt werden konnten. E. rekonstruiert auch für den ungeübten Kenner und Beobachter den historischen Verlauf der antiken Trasse vorzüglich, so dass auch ein topographischer Laie die oftmals überhaupt nicht mehr optisch sichtbare Straßenführung errahnen und erkennen kann. Gleichwohl gibt es auch immer wieder erstaunlich gut erhaltene Straßenpassagen, wo beispielsweise noch die antike Pflasterung vollkommen intakt geblieben ist. Hier sind sogar die erhöhten antiken Bordsteine im Abstand von rund 2,40 m noch gut erkennbar (S. 90, Abb. 78). Wie alle antiken Straßen, so säumen oftmals Grabmonumente auch die *via Amerina*, deren steil in die Höhe ragende Zementkerne als Relikte dem Wanderer schon von weitem Orientierung im oftmals unwegsamen und unübersichtlichen Gelände geben. Der Leser wird parallel zum Text kontinuierlich und anschaulich über Wegstrecke, Trasse, Landschaftsprofil und markanten Orientierungspunkten mittels kolorierten Abbildungen (insgesamt 186) auf Kunstdruckpapier und detailliertem kartographischem Material auf dem Laufenden gehalten.

Die ursprüngliche Straßenführung der *via Amerina* ist in der zurückliegenden Zeit von mehr als zwei Jahrtausenden einem ungeheuren Transformationsprozess unterworfen gewesen, so dass durch Geländeabsenkungen, üppige Vegetation, durch Hangabbrüche infolge von leichten Erdbeben, Beseitigung der antiken Pflasterung zum Zwecke der Errichtung von Kapellen, Kirchen oder einfachen Landhäusern und nicht zu letzt durch Überbauung der antiken Trasse durch moderne Baumaßnahmen, immense Veränderungen des originären antiken Straßenverlaufs eingetreten sind. Oftmals verliert sich die antike Trasse einfach im Ackerland, ohne dass sich eine etwaige Streckenführung durch Bodenwelle oder Rinne andeuten würde. Zum Zwecke einer möglichst authentischen Rekonstruktion hat E. Luftbilder zu Rate gezogen sowie aktuelle Ausgrabungen interpretiert und deutet überzeugende Hypothesen einer potentiellen Straßenführung aus.

Ohne Zweifel ein Nachteil der faktenreichen und detaillierten Studie ist die kaum überschaubare Fülle von Einzelinformationen zu Archäologie, Historie und tektonischen Veränderungen im Gelände, mit denen der Leser im Verlauf der Rekonstruktion der ursprünglichen Streckenführung der *via Amerina* konfrontiert wird. Hier hätte weniger mehr bedeutet, da der Blick auf das Große und Ganze im Schwall der gleichwohl akribisch herausgearbeiteten Details verloren zu gehen droht.

Ein umfangreicher Anmerkungsapparat und ein Personen- und Sachregister beschließen ein mit großer Sachkunde und Liebe zum Detail geschriebenes Werk, das den interessierten Leser authentisch archäologisch-historisch die ungemain spannende Phase des Übergangs von Spätantike zum frühen Mittelalter mit der geänderten Funktion von Straßen, die sich, die rücksichtslose römische

Gerade aufgebend, nun wieder dem Geländere relief anpassen, nacherleben lässt, wobei exemplarisch am Beispiel der Streckenführung der *via Amerina* Geschichte im archäologischen Kontext anschaulich und mit dem geschulten Auge des akribischen Beobachters sichtbar gemacht wird.

Jochen Lückoff, Großalmerode
J.Lueckoff@t-online.de

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Nadin Burkhardt/Rudolf H. W. Stichel (Hrsgg.): Die antike Stadt im Umbruch. Kolloquium in Darmstadt, 19. bis 20. Mai 2006. Wiesbaden: Reichert 2010. 238 S., 45 Taf. mit 82 Abb. (farb. u. schw.-w.). EUR 69.00. ISBN: 978-3-89500-761-3.

Die Bezeichnung „Spätantike“ ist kein in der Antike geprägter Begriff, sondern die gut 100jährige Benennung der Altertumforschung für eine Übergangszeit. Diese Übergangszeit, für die wir keine allgemein gültigen exakten Eckdaten ansetzen können, umfasst das sukzessive Zerbrechen eines einen großen Teil der antiken Welt umfassenden Reiches. Damit gingen heftige Umbrüche in politischer, wirtschaftlicher, sozialer und religiöser Hinsicht – um nur einige Aspekte anzuführen – einher. Diese Prozesse fanden in unterschiedlichen Zeiten und Abläufen statt.

Im Mai 2006 trafen sich Altertumswissenschaftler und Altertumswissenschaftlerinnen an der Technischen Universität in Darmstadt zu einem Kolloquium, um sich gemeinsam einem Thema zu widmen: der Veränderung, dem Umbruch der Stadt in der Spätantike.

Ändert sich die Struktur einer Stadt mit Führung der Straßen, der Anlage von Plätzen, öffentlichen Gebäuden und welche Folgen ergeben sich für das private und öffentliche Leben? Welche Neuerungen und Entwicklungen sind fassbar? Beruhen sie auf regionalen oder überregionalen Geschehen? 14 Autoren und Autorinnen aus der Altertumswissenschaft widmen ihre Untersuchungen einzelnen Städten, übergreifenden Themen und literarischen Quellen.

Die Einleitung (10–15) zu dem Band mit einer sehr anschaulichen Zusammenfassung des Untersuchungsgebietes von Italien, Griechenland bis Kleinasien stammt von den Herausgebern.

Der erste Artikel (H. Ziemssen, 16–27) beschäftigt sich mit dem Baugehen unter Maxentius (306–312) in Rom, mit der Errichtung der gewaltigen Basilika als kaiserlicher Empfangshalle zwischen Forum und dem umgestalteten Tempel der Venus und Roma. Dieses architektonische Wunder stellt eine Verbindung zwischen öffentlichem Raum, der Stadt, und privatem, dem Palast, dar und repräsentiert nach Abwesenheit der tetrarchischen Kaiser und dem Verlust der Bedeutung Roms als Hauptstadt die Präsenz kaiserlicher Gewalt in Rom.

Zwei Artikel beleuchten die Entwicklung von Ostia (B. Streubel, 84–91 und A. Gering, 92–107) bis in das 7. Jh. Die Untersuchung der Geländeneiveaus von Ostia zeigt deren stete Erhöhung, die, wie bei einem Tell, bei einem Neubau durch Einplanieren alten Bauschuttes entstand. Restaurierungen älterer Gebäude und Neubauten stammen aus dem 4. Jh., bzw. der ersten Hälfte des 5. Jhs. „Alte“ Bauten auf ihrem ursprünglichen Niveau versanken zwischen den neuen Gebäuden.

Ostia im späten 4. Jh. als Zentrum der „Genußkultur und Ghettobildung“ Neureicher, nach dem Bedeutungsverlust im 3. Jh. zugunsten des neuen Han-

delshafens Portus, manifestiert sich im großzügigen Abbau von Wohn- und Gewerbebezonen zugunsten von abgeschlossenen Luxuswohnungen mit entsprechenden Thermen, der Umwandlung ehemaliger Straßen in Fußgängerzonen mit Bars und erweiterten Tabernen. Ostia zeugt von sozialer Veränderung, der Erweiterung der Schere zwischen Arm und Reich in der Spätantike.

Das kaiserzeitliche Forum von Aquileia (A. Haug, 71–83) bestand mit einigen Ausbesserungsarbeiten bis zum 4. Jh. Eine Marktbasilika entstand in der ersten Hälfte des 4. Jhs. an der Ostseite des Forums, sie wurde am Ende des 4. Jhs. durch Brand zerstört. Nach den Zerstörungen unter Attila wurde Mitte des 5. Jhs. eine Stadtmauer errichtet, die das Forum nicht mehr einschloss. Der Flusshafen bestand noch im 4. Jh. Als Hafenstadt gewann indes Grado an Bedeutung. Die Errichtung der frühchristlichen Basilika in Aquileia an der Wende vom 3. zum 4. Jh. und des Horreums mit weiteren Platzanlagen im 4. Jh. verdrängte das alte Zentrum. In Aosta stand der christliche Sakralbau des späten 4. Jhs. auf dem Forum gegenüber dem Kapitol. Letztlich wurden nur noch Kirchen gebaut, für die Städte selbst reichten die finanziellen Ressourcen nicht mehr. Ähnlich zeigt sich die Situation ja auch in Noricum und der Pannonia Prima.

Bis in das 6. Jh. behält Athen (N. Burkhardt, 121–136) die alte Stadtstruktur mit Bauten und Straßen, auf die sich, trotz der neuen Befestigung nach dem Herulereinfall im letzten Drittel des 3. Jhs., die Baumaßnahmen beziehen. Ein wirtschaftliches Aufblühen Athens Anfang des 5. Jhs. dokumentiert ein erhöhtes privates und öffentliches Baugeschehen. Heidnische Heiligtümer und Kulte bestehen bis in das 5. Jh., gleichzeitig werden Kirchen gebaut. Die Verf. spricht von einer florierenden musealisierten Stadt Ende des 5. Jhs. mit einem schön erhaltenen Stadtbild und bekannten Philosophenschulen. In der ersten Hälfte des 6. Jhs. wird die themistokleische Stadtmauer repariert und verstärkt. In der Stadt befinden sich um die Kirchen – auch alte adaptierte Tempel werden als solche genutzt – die Gräberfelder anstelle aufgegebener öffentlicher großer Gebäude. Erst jetzt zerbricht die alte städtische Ordnung in Ruinen-, Wohn-, Kirch- und Grabstätten.

Die Kuretenstraße in Ephesos (J. Fildhuth, 137–153) erscheint als Beispiel für die Verschmelzung von Erhaltung und Wiedererrichtung alter und Eingliederung neuer Bausubstanz gemäß einem spätantiken „Denkmalschutzgesetz“ und der baugewordenen Manifestation altehrwürdiger Traditionen im Gegensatz zur von allgemeinen Umbrüchen geprägten Realität.

Die seit dem Hellenismus bis in das Mittelalter bestehende phrygische Stadt Blaundos (A. Filges, 154–164), eine reiche, laut Verf. vornehmlich aus Erträgen der Landwirtschaft blühende Stadt mit insgesamt höchstens 5000 Einwohnern, erhält in der 2. Hälfte des 4. Jhs. eine Stadtmauer mit mehrgeschossigen, durch Wehrgänge verbundenen Türmen und einem mächtigen Tor. Sie umfasst eine deutlich geringere Fläche als die kaiserzeitliche Stadt, deren Baumaterial für

die frühere Bauphase der Mauer abgetragen wurde. Bei einer späteren Veränderung des Mauerverlaufes wurde Baumaterial von den Gebäuden innerhalb der Mauer verwendet. Schnitt die Stadtmauer einerseits alte Stadtbereiche ab, erfasste sie andererseits durch eine Erweiterung sanfte Hänge, die augenscheinlich von den „Reichen“, einer einflussreichen städtischen Elite, besiedelt wurden. Eine frühchristliche Kirche ist nicht nachgewiesen. Die Besiedlungsdichte scheint nach dem Kleinfundmaterial ab dem 6. Jh. abzunehmen.

Dass Thermen in Palästina (St. Hoss, 165–177) erst in der Spätantike, hier 180–324, eine Hochblüte erfuhren, lag zum Teil an der jüdischen Bevölkerung, deren strengere Traditionen nicht im Einklang mit der freizügigen römischen Badekultur standen. Der Auf- und Umschwung kam mit Romanisierung und Urbanisierung und fand auch reichen Niederschlag in talmudischen Texten, von denen einige Beispiele angeführt werden.

Gesetzestexte wie der *Codex Theodosianus* und das *Corpus Iuris Civilis* regulierten die Interessen der *res publica* und der *res privata* (W. Messerschmidt, 28–35). Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die Fora der Städte, die in der Spätantike in ihrer Erhaltung vernachlässigt, von Wohngebäuden überprägt, von privaten Eliten neu errichtet wurden oder erhalten gebliebene Fora, die noch weiterhin der Repräsentation des Kaiserhauses dienten.

Spätantike präziös ausgestaltete Nymphäen (A. Schmölder-Veit, 110–119) in städtischen Zentren wurden wohl von sozialen Eliten erbaut und von diesen auch als Erholungsräume genutzt. Anscheinend lösen sie die Thermen als „Treffpunkte der Oberschicht“ ab.

Im 4. und fortgeschrittenen 5. Jh. hatte die *villeggiatura* der stadtrömischen Aristokratie im Umkreis Roms (J. Griesbach, 55–70) nach wie vor Bestand. Repräsentative Villenneubauten sind nicht mehr nachgewiesen, die „alten“ Villen wurden in Stand gehalten oder sogar zum Teil aufgegeben. Man bestattete innerhalb der Gebäude, die in dem Bereich naturgemäß nicht mehr betrieben oder bewohnt waren. Reich ausgestattete Repräsentationsräume wurden für landwirtschaftliche oder handwerkliche Tätigkeiten umgenutzt. (Analog zu barocken Schlössern, deren *salae terrena* im 19. Jh. als Holz- oder Obstlager dienten, wie der Rez. aus eigener Anschauung bekannt ist.) Lukrativ war der landwirtschaftliche Betrieb nur mehr bei Kumulation mehrerer Villen-Betriebe. Länger überlebten kaiserzeitliche Villen im Suburbium, die nach und nach in den Besitz des Kaiserhauses kamen.

Die Lieblingsvillen (aus der Unmenge seiner Villen) des *praefectus urbi* Symmachus befanden sich im Süden Kampaniens, wo auch die Creme der Gesellschaft saß. Die Basis des Villenlebens war gleich wie in Republik und früher Kaiserzeit: *otium cum dignitate*.

Das Stadtgefüge Roms wandelt sich an der Wende vom 3. zum 4. Jh. Die Domus gewann ohne ersichtliches städtebauliches Konzept an Bedeutung, die Luxusvillen lagen verständlicherweise auf den Hügeln Roms.

Größeren gesellschaftlichen Einfluss gewann man mit der Einrichtung von frühchristlichen Kirchen in privaten Villen. Man hatte seine eigene Reliquie, unabhängig von der institutionalisierten Kirche, und die Bewohner des Umlandes strömten in die umgerüsteten Aulen. Im Matyrologium des Hieronymus befinden sich unter den üblichen Heiligen, Märtyrern und Bischöfen 20 (!) bürgerliche Stifter von Kirchen oder Reliquien (Anm. 118).

Der markante Rückgang an Weihungen von Ehrenstatuen (U. Gehen, 36–54) geht mit Veränderungen im Städtewesen einher. Italien selbst verprovinzialisiert, „das Städtenez wurde insgesamt ausgedünnt“ (53). Puteoli behält seine wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedeutung. Die Anwesenheit der sozialen Oberschicht prädestiniert für Statuenweihungen an Senatoren und *principales* der Stadt.

Erstaunlich ist die Vielzahl an überlieferten Senatorenstatuen in Rom, die ein wiederbelebtes senatorisches Standesbewusstsein in Zusammenhang mit der Erhaltung der bröckelnden Traditionen der *Roma aeterna* widerspiegeln.

Die Statuen waren in den senatorischen Domus, von denen man in Rom 250 für das 4. und 5. Jh. kennt, aufgestellt, sie dienten der Anregung der Klientel, weitere zu stiften und der Repräsentation gegenüber der eigenen Gesellschaftsschicht.

Aus spätantiken schriftlichen Quellen erfährt man über die bis in das 6. Jh. anscheinend ungebrochene Verehrung der Tyche (M. Kolbe, 189–195). Die archäologische Evidenz ist noch relativ gering.

Beruhend auf den *sermones* des Maximus, des Bischofs von Turin (H. Dietrich, 178–188), der zwischen 408 und 423 starb, entsteht das Bild einer augenscheinlich christianisierten städtischen Bevölkerung, die fest in den freudigen Festtraditionen der paganen Kulte, mit Tanz, Musik und Weingenuß verhaftet war. Im Gegensatz dazu standen die weniger attraktiven geistigen Freuden der Märtyrerfeste, die man mehr oder minder an die heidnischen Festtage anhängte. Im Weiteren ließen auch die Gesetze die alten Feste zu, allerdings nicht zugehörige Opferhandlungen.

Für die Rez. ist es in diesem Rahmen unmöglich, der Vielfalt der äußerst fundierten Artikel und Untersuchungsgebiete gerecht zu werden. Die Lektüre ist überaus anregend, wenn nicht sogar spannend. Einen gemeinsamen Nenner für die heterogenen Geschehnisse zu unterschiedlichen Zeiten in der spätantiken Welt gibt es wohl: Allen Umbrüchen und Innovationen folgt das Ende und es beginnt etwas ganz anderes.

Ulla Steinklauber, Graz
ulla.steinklauber@gmail.com

Peter Heather: Invasion der Barbaren. Die Entstehung Europas im ersten Jahrtausend nach Christus. Aus dem Englischen von Bernhard Jendricke, Rita Seuß und Thomas Wollermann. Stuttgart: Klett-Cotta 2011. 667 S., 29 Abb., 21 Karten. EUR 39.95. ISBN 978-3-608-94652-9.

Durch seine bisherigen Arbeiten ist Peter Heather als ein Vertreter der These bekannt, das (West-)Römische Reich sei nicht aus inneren Gründen, sondern an äußeren Faktoren zugrunde gegangen, im wesentlichen infolge des Einfalls der Hunnen in Europa und der dadurch in Gang gekommenen Bewegungen der Völkerwanderungsverbände.¹ Daran ist kritisiert worden, Heather werde der Transformation der antiken Welt nicht in jeder Hinsicht gerecht und vernachlässige die von der römischen Antike ins Mittelalter weiterführenden Linien.² Zunächst wie eine – die eigenen Ansichten bestätigende – Antwort auf Vorwürfe dieser Art und gleichzeitig als Fortsetzung seiner Auseinandersetzung mit dieser Thematik wirkt Heathers neues Buch,³ in dem es um „die Transformationsprozesse des barbarischen Europa im 1. Jahrtausend“ (S. 11) geht; dabei vergleicht der Autor die Entwicklung von Gesellschaften der Germanen an der Peripherie des Römischen Reiches in der ersten sowie der Slawen und der Wikinger in der Nachbarschaft des Fränkischen und des Oströmischen Reiches sowie der islamischen Welt in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends.

Das Phänomen der Wanderung hält Heather für in der älteren Forschung oftmals überbetont und in jüngerer Zeit für häufig unterschätzt. Hier sucht Heather also einen angemessenen Mittelweg, wobei er Hilfestellung durch die moderne vergleichende Migrationsforschung in Anspruch nimmt und so Aspekte aktueller ethnologischer Fragestellungen in seiner historischen Untersuchung berücksichtigt. Als zentrale These seines Buches formuliert er: „Form und Verlauf der Migration der Barbaren im 1. Jahrtausend wurden maßgeblich durch die sozioökonomischen und politischen Transformationen der Gesellschaften des barbarischen Europa und ihrer Interaktion mit den imperialen Mächten ihrer Zeit bestimmt“ (S. 12). Angesichts dieser Untersuchungsrichtung wird deutlich, daß Heather hier seine Aufmerksamkeit mehr den Veränderungen bei den wandernden Verbänden widmet als deren Einwirkungen auf die großen Reiche und den Konsequenzen für die Existenz dieser Imperien, deren Wandel und schließlichen „Untergang“ infolge der Einflußnahme durch diese Migrati-

- 1 Vgl. vor allem Peter Heather: *The Fall of the Roman Empire*. London 2005, deutsch unter dem Titel: *Der Untergang des römischen Weltreichs*. Stuttgart 2007.
- 2 Vgl. beispielsweise die Besprechung des in Anm. 1 genannten Buches von Udo Hartmann. In: *H-Soz-u-Kult*, 9. 7. 2007.
- 3 Die englische Originalausgabe unter dem Titel: *Empires and Barbarians*. London u. a. 2009.

onsgruppen er voraussetzt. Daher darf man von diesem Buch wohl keine neue Antwort Heathers auf die Frage nach den Ursachen für das Ende oder aber die Transformation des Weströmischen Reiches erwarten, ein Thema, das er andernorts bereits abgehandelt hat. Der Transformationsgedanke ist also auf die wandernden Gruppen konzentriert, nicht auf die großen Mächte, die durch sie ebenfalls einem Wandel unterliegen.

Es handelt sich also um ein Buch über die Barbaren. Unter diesem Sammelbegriff werden im englischen Sprachbereich üblicherweise ohne negative Konnotationen allgemein alle Nicht-Römer verstanden (vgl. S. 15). Bei Heather sind es, auf Europa bezogen, vor allem germanisch und slawisch dominierte Verbände, sieht man einmal von den Hunnen und anderen Reiternomaden aus Asien ab. Der Begriff bezieht sich für die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends aber nicht zuletzt auf Völkerschaften außerhalb des Fränkischen Reichs, beispielsweise die Wikinger. Hier stößt die Definition der Barbaren auf Grenzen: Zunächst sind Barbaren Nicht-Römer, später Nicht-Franken, dann sogar Nicht-Angelsachsen, aus römischer und auch aus Heathers Sicht ursprünglich selbst Barbaren. Die Anwendung dieses Begriffes erscheint also unscharf und daher heikel, auch wenn man dem Gedankengang und den Ausführungen Heathers entnehmen kann, daß er mit „Barbaren“ immer diejenigen meint, die zur Optimierung eigener Lebensverhältnisse das Gebiet etablierter Gesellschaften aufsuchen, denen es besser als den Eindringlingen geht. Unter dieser Voraussetzung aber verschiebt sich der Barbarenbegriff mit der Zeit.

Inhaltlich und methodisch führen die Gedanken Heathers durchaus weiter, indem er für seinen Untersuchungsgang ein ganzes Jahrtausend in den Blick nimmt und somit die Epochengrenze zwischen Antike und Mittelalter auf der Suche nach Vergleichsmomenten und nach Veränderungspotential ganz im Sinne des Transformationsgedankens überschreitet. Dabei gilt seine Aufmerksamkeit bewußt den in der Tat nicht friedlichen „barbarischen“ Kräften, die Europa jetzt umformten, und nicht den Kontinuitätslinien, die auf dem Wege über Rom und dessen Imperium in dieses andere, neue Europa führten. Er beschränkt sich also auf die Frage, „in welcher Weise die . . . Migrationsphänomene zu einer der größten Umwälzungen in der europäischen Geschichte beigetragen haben“ (S. 305).

Nach einleitenden allgemeinen Hinweisen über die Rolle der Massmigration für die Herausbildung Europas – gemeint ist: des mittelalterlichen Europa – und den fehlenden Konsens der Forschung in den damit verbundenen Fragen entwickelt Heather im Kapitel „Migranten und Barbaren“ die methodischen Voraussetzungen für seine Herangehensweise und Fragestellungen. Er stellt die bis um die Mitte des 20. Jahrhunderts kaum angezweifelte Annahme einer Verbindung von Migration und dauerhafter Identität im Sinne einer wörtlichen genommenen „Völkerwanderung“ dar, die durch eine entsprechende Deutung siedlungsarchäologischer Spuren und ihrer Veränderungen wissenschaftliche Be-

stätigung erfuhr. In dem durch Reinhard Wenskus eingeleiteten Paradigmenwechsel⁴ sieht er zum einen positiv den Neuanatz, daß man erkannte, durch die Wanderbewegungen entstünden neue politische Einheiten und formten sich neue Identitäten: Für diese Migrationen wurden also nicht mehr ganze „Völker“ als „wandernd“ angenommen, sondern es reichte ein „Traditionskern“, an den sich Fremde anschlossen, die die Gruppe nach und nach vergrößerten und in ihrem Selbstverständnis veränderten. Heather hält es aber für falsch, dieses seiner Ansicht nach korrekturbedürftige Modell der Geschichtswissenschaft durch Vereinfachung in eine die Migration vernachlässigende oder gar negierende Richtung so zu mißachten, wie es neue Ansätze der Archäologie nahezulegen scheinen, die es heute ablehnen, siedlungsarchäologische Belege mit Wanderungsbewegungen in Verbindung zu bringen. Diesem Sog erliege nun auch vielfach eine Geschichtswissenschaft, die die Belege für Wanderbewegungen von Großgruppen in schriftlichen Quellen für reine Topik und die mit ihnen angeblich verbundenen Veränderungen für die Folgen innerer Entwicklungen halte, um unter allen Umständen der Gefahr falscher Schlüsse aus der Kombination siedlungsarchäologischer Spuren und schriftlicher Hinweise in Quellen aus dem Weg zu gehen.

Mit dieser Analyse gegenwärtiger Forschungstendenzen scheint Heather vorwiegend auf Trends im englischen Sprachbereich⁵ zu reagieren. Angesichts dessen kann man den Eindruck gewinnen, als stünde Heather einschlägigen Forschungen im deutschen Sprachraum, die unter dem anhaltenden Einfluß der Weiterentwicklung von Wenskus' Ansätzen durch Herwig Wolfram, Walter Pohl und die „Wiener Schule“⁶ stehen, grundsätzlich näher, obwohl er sich dazu nicht *expressis verbis* äußert, vielmehr neben bestimmten aktuellen Tendenzen die Annahme einer „Völkerwanderung“ im wörtlichen Sinne und die damit verbundene Invasionshypothese ablehnt. Heather geht davon aus, daß sowohl in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als auch heute die einschlägige Forschung in ihren so konträren Modellen nach beiden Seiten zu einseitige, zu extreme Positionen vertritt, indem sie anfangs die Bedeutung der Wanderbewegungen ebenso überschätzte wie sie sie heute unterschätze; zu dieser Haltung neigt Wolfram gewiß nicht. Durch eine angemessene Berücksichtigung der Migrati-

4 Vgl. Reinhard Wenskus: *Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes*. Köln u. a. 1961.

5 Ein signifikantes Beispiel ist Michael Kulikowski: *Rome's Gothic Wars. From the Third Century to Alaric*. Cambridge 2007, deutsch unter dem Titel: *Die Goten vor Rom*. Stuttgart 2009; hierzu die Rezension von Ulrich Lambrecht. In: *Plekos* 11, 2009, S. 141–145.

6 Vgl. zum Beispiel Herwig Wolfram: *Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Entwurf einer historischen Ethnographie*. 5. Aufl. München 2009. Vgl. auch die Polemik gegen Wolfram bei Kulikowski (Anm. 5) S. 201 f.

on – das leistet auch die „Wiener Schule“ – will Heather also nach Maßgabe moderner Forschungsansätze unter Einschluß von Untersuchungen zu neuzeitlichen Migrationsphänomenen – damit beschäftigt sich die „Wiener Schule“ nicht unbedingt – zwischen den Extremen einen anderen, neuen Weg beschreiten.

Damit wendet er sich gegen neuere Tendenzen zur Relativierung der Bedeutung von Migration durch Negieren ihres Umfangs und ihrer Folgen; diese lieferten „keine zufriedenstellende Antwort auf die Frage nach der Migration im Europa des 1. Jahrtausends“ (S. 40). Das liege vor allem an drei Problemen, mit denen dieser Ansatz nicht angemessen umzugehen wisse: Die neuen Ansichten zu den Wanderbewegungen in Spätantike und Frühmittelalter setzten bei großen Gruppen eine schwache Identitätsausbildung voraus, sie schlossen Migration als Anlaß für Veränderungsprozesse aus und sähen in Quellenberichten zur Migration nur Topik. Diese Aspekte gelte es genau zu überprüfen und zugleich Ergebnisse der neuzeitlichen vergleichenden Migrationsforschung einzubeziehen, die als Varianten „die eher freiwillige, wirtschaftlich motivierte und die eher unfreiwillige, politisch motivierte Migration“ (S. 48) kenne. Eine derartige Sichtweisen integrierende Analyse habe zur Folge, daß man, anders als früher, „zwischen den internen Antriebskräften des sozialen Wandels und den externen Auswirkungen der Migration“ (S. 49) Bezüge herstelle: „So gesehen sind Migration und interner Wandel keine konkurrierenden Erklärungsmuster mehr, sondern zwei Seiten ein und derselben Medaille (ebd.). Auf dieser Grundlage entfaltet Heather sodann sein Thema im einzelnen.

Im Kapitel „Die Germanen und die Globalisierung“ geht Heather auf die Veränderungen im germanischen Europa ein. Er macht große Entwicklungsunterschiede zwischen der engeren und der weiteren Peripherie des Römischen Reiches, der Latène-Kultur in Westeuropa und der Jastorf-Kultur im nördlichen Mitteleuropa geltend und bemerkt, daß die unterentwickelte Jastorf-Kultur dabei war, nach der Teilhabe am höheren Entwicklungsstand ihrer südlichen Nachbarn zu greifen. Die Expansion des Römischen Reiches in das Latène-Europa habe das Gefälle noch deutlicher sichtbar gemacht, „mit der Folge, dass sich die Stimuli von außen und die Reaktion darauf . . . dramatisch verstärkten“ (S. 97). Dazu zählten die Entwicklung umfassenderer wirtschaftlicher Organisationsformen unter den Germanen, die der Sklaven- und der Bernsteinhandel nötig machten, die soziale Diversifizierung in den germanischen Gesellschaften mit der Ausbildung neuer Hierarchien, der Freistellung von Personen für kriegerische Aktivitäten und der Bildung umfassender Konföderationen, die zu einer gewissen politischen Konsolidierung führten und insgesamt aus den intensiven Kontakten zwischen Germanen und Römischem Reich erwachsen.

Im nächsten Kapitel „Nicht alle Wege führen nach Rom“ entwickelt Heather das Szenarium germanischer Wanderungen bis ins vierte Jahrhundert n. Chr. Er konstatiert einen zeitlichen Zusammenhang zwischen der seit Mitte des zweiten Jahrhunderts feststellbaren Expansion der Wielbark-Kultur von Pommern aus

nach Süden wie Südosten und den Markomannenkriegen Kaiser Marc Aurels, freilich ohne einen Kausalzusammenhang nachweisen zu können. Die weitere Expansion der Wielbark-Kultur und die Ausbreitung der Tschernjachow-Kultur über den Raum zwischen unterer Donau und Don deutet Heather – anders als Michael Kulikowski – als Folge umfänglicher Wanderbewegungen, bei denen gotische Gruppen eine Hauptrolle spielten, wodurch sie „eine massive Veränderung in der Beschaffenheit und Identität der Kräfte an Roms nordöstlicher Grenze“ (S. 115) hervorriefen. Über die Qualität dieser Migration von der unteren Weichsel ins Nordschwarzmeergebiet sucht Heather angesichts des Mangels und der Unzuverlässigkeit an Schriftquellen mit Hilfe der vergleichenden Migrationsforschung plausible Erklärungen zu geben. Dabei geht er von diskontinuierlichen Bevölkerungsströmen aus, die aber mit Tausenden oder gar Zehntausenden von Menschen erheblichen Umfang aufwiesen, so daß man von „Massenmigration“ sprechen könne; die Anfangsphase sei von Kriegerverbänden bestimmt worden, im weiteren Verlauf der Migration spielten aber auch Frauen und Kinder eine Rolle. Heather plädiert in diesem Fall angesichts der wahrscheinlichen Abwanderung von Teilen der ursprünglich ansässigen Bevölkerung für „ein modifiziertes Modell der Invasionshypothese“ (S. 131), das das gewalttätige, kriegerische Potential der Migrationen nicht ausblendet.

Auf der Suche nach den Gründen für diese Wanderungen von der äußeren an die innere Peripherie des Römischen Reiches zieht er die gleichzeitigen politischen Veränderungen bei den Franken und Alemannen im westlichen Mitteleuropa im Raum der inneren Peripherie vergleichend hinzu. Als Triebfeder für die Migration macht er angesichts des Wohlstandsgefälles zwischen dem römischen Grenzraum und dem germanischen Hinterland wirtschaftliche Motive aus, die durch politische Aspekte verstärkt worden seien. Nach Ankunft in der Schwarzmeerregion befanden sich die Goten wie die Alemannen oder Franken im Westen in der komfortablen Situation einer engen Nachbarschaft zum Römischen Reich, an dessen Wohlstand teilzuhaben es eine ganze Reihe unterschiedlicher Möglichkeiten gab: Handel, Raubzüge, Militärdienst, römische Subsidienzahlungen usw.

Im Kapitel „Migration und Grenzkollaps“ betrachtet Heather die Folgen der Einwanderung barbarischer Gruppen ins Römische Reich. Dabei hält er Ammians Berichterstattung hinsichtlich der Ursachen für die Aufnahme der Wanderung unter dem Druck des Zuges der Hunnen Richtung Westen im großen und ganzen für durchaus zuverlässig. Er vergleicht die verhältnismäßig gut überlieferten Migrationsereignisse von 376–380 mit den quellenmäßig schlecht belegten von 405–408 und führt sie auf dieselbe Ursache zurück: nämlich das weitere Vorrücken der Hunnen Richtung Westen.⁷ Somit wendet er sich gegen

⁷ Vgl. bereits Peter Heather: *The Huns and the End of the Roman Empire in Western Europe*. In: *EHR* 110, 1995, S. 4–41.

Walter Goffart und Guy Halsall, die für die Migrationen Veränderungen in der Politik Roms gegenüber den wandernden Verbänden sowie anderweitige politische Ambitionen einzelner im Innern des Reiches namhaft machen, wodurch sich die Barbaren an der mittleren Donau veranlaßt gesehen hätten, sich ins Römische Reich in Bewegung zu setzen, und die Hunnen, in das Vakuum nachzurücken.⁸ Dagegen sieht Heather in den Ereignissen von 405–408 am Rhein und anderwärts *mutatis mutandis* eine Wiederholung der Ereignisse von 376 an der unteren Donau.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Heather der sich verändernden Gruppenidentität dieser wandernden Verbände. Zwischen den Migrationsschüben wechselten die beteiligten Gruppen ihre Zusammensetzung immer wieder. So geht Heather davon aus, daß es zwischen den 382 vertraglich in Thrakien angesiedelten Goten und den Leuten Alarichs bedeutende Überschneidungen gab, sich ihre Gruppenidentität unter römischem Druck im Laufe der Wanderjahre ab 395 aber nach und nach wandelte. Entsprechendes galt für die Migranten der Welle von 405–408, die zunächst eher aus „improvisierten politischen Allianzen“ (S. 178) bestanden als daß sie „eine germanische ‚Völkerwanderung‘“ (S. 177) repräsentierten. In dieser Deutung ist letztlich kein allzu gravierender Unterschied, aber doch eine gewisse Distanz zu Wolframs Sichtweise einer ständigen wanderungsbedingten Ethnogenese zu erkennen, jedoch bezieht sich Heather in diesen Zusammenhängen nicht auf Wolfram, sondern wehrt vielfach neue, andersartige Interpretationen ab, die von Forschern des englischen Sprachbereichs ausgehen. Der fehlende Rekurs auf die „Wiener Schule“ dürfte unter anderem darauf zurückzuführen sein, daß Wolframs Begriff der „Ethnogenese“ eine gewisse Kongruenz zu dem der „Völkerwanderung“ naheulegen scheint. Heather steht wohl unter dem Einfluß der vergleichenden Migrationsforschung dem Begriff „Ethnogenese“ reserviert gegenüber, indem er politische und wirtschaftliche Gründe für eine Migration in den Vordergrund stellt, bei der neben dem Migrationsdruck auch Migrationsgewohnheit einzukalkulieren sei, nicht so sehr die ethnische Zusammensetzung der wandernden Verbände und ein sich unter diesem Einfluß veränderndes Selbstverständnis. Dessenungeachtet betont Heather angesichts des großen Umfangs der in den beiden Krisenzeiträumen infolge des Vordringens der Hunnen nach Westen zur Wanderung motivierten, gemischten Gruppen – etwa „als einer massiven, gut organisierten militärischen Streitmacht in Begleitung ihrer Familien“ (S. 192) – die Gültigkeit von Elementen der Invasionshypothese.

Sodann nimmt Heather die migrationsbedingten Folgen für die außerhalb des Römischen Reichs wandernden Verbände in den Blick. Im Kapitel „Die Hunnen kommen“ plädiert Heather für die Abhängigkeit des Wandels hunni-

8 Vgl. Walter Goffart: *Barbarian Tides. The Migration Age and the Later Roman Empire*. Philadelphia 2006; Guy Halsall: *Barbarian Migrations and the Roman West 376–568*. Cambridge 2007.

scher und anderer Identitäten zunächst kleiner und später größerer Gruppen von der Migration, die „zu erheblichen sozialen und politischen Veränderungen“ (S. 205) führte. Einbezogen werden nicht nur die germanischen Untertanen der Hunnen, sondern auch die Flexibilität von Identitäten angesichts der Notwendigkeit einer Reorganisation nach dem Zusammenbruch des Hunnenreichs. Auf der Grundlage alter struktureller Fundamente entstanden neue Allianzen mit eher politischer als kultureller, gleichwohl aber tragfähiger Identität, die dadurch zu selbständigen Faktoren der Migration wurden, deren wirtschaftliche Motive zugunsten der politischen nicht unterschätzt werden sollten.

Um die Migrationsphänomene am Rande des römischen *orbis* und ihre Folgen noch näher spezifizieren zu können, untersucht Heather sodann mit „Franken und Angelsachsen: Elitetransfer oder ‚Völkerwanderung‘?“ eine Fragestellung, die bei diesen Wanderungen wiederum auf gegenüber älteren Vorstellungen andersartige Ergebnisse neuerer Forschungen zurückgeht, mit denen Heather nicht übereinstimmt, ohne daß er freilich auf die traditionelle Ansicht dieser Migrationsmodelle „als Teil einer einzigen großen pangermanischen ‚Völkerwanderung‘“ (S. 248) zurückkäme. Gemessen am Prototyp des Elitetransfers, der normannischen Eroberung Englands, seien sowohl die angelsächsische Einwanderung auf der britischen Insel als auch das fränkische Eindringen nach Gallien wesentlich mehr als dies: Der Umfang der Gruppen, die nach Britannien kamen, mag klein gewesen sein, dieser sei aber durch die Notwendigkeiten des Seeweges über die Nordsee bedingt; der stete Strom des Zuzugs insgesamt aber schuf eine Quantität, die über dem Modell des Elitetransfers, aber unterhalb der Massenmigration lag. Dabei wurde nach Heather die in Kleingruppen erfolgende Einwanderung der Angelsachsen durch die von anderen Migrationen ausgehende Erschütterung der römischen Herrschaft zu Beginn des fünften Jahrhunderts im Nordwesten des Imperiums – am Rhein – ermöglicht, und es sorgte nicht umgekehrt die angelsächsische Landnahme für den Zusammenbruch der römischen Herrschaft in Britannien. Vergleichbares konstatiert Heather für das fränkische Vordringen in das Gallien nördlich der Loire: eine Migration in kleineren Gruppen, aber insgesamt in großer Zahl, wie die Verbreitung von Reihengräberfeldern und deren Übernahme durch große Teile der autochthonen Bevölkerung nach dem Modell der kulturellen Nachahmung verrate. Mit Argumenten für eine differenzierte Betrachtung gängiger Vorstellungen warnt Heather auch bei diesen Beispielen wieder vor den Gefahren der Simplifizierung durch alte oder neue, aber scheinbar einfache Modelle, zu denen die meist magere Quellenlage verleiten könne.

In dem Kapitel „Ein neues Europa“ faßt Heather die Ergebnisse seiner Darstellung für die erste Hälfte des ersten Jahrtausends zusammen. Er unterstreicht die These über die Migration von Gruppen, nicht Völkern, die – interessen-, nicht kulturbedingt – zu neuen, teils starken Identitäten finden konnten. Zudem differenziert er zwischen den drei Migrationstypen der Zeit des Hunnensturms,

des Zerfalls der hunnischen Macht und der angelsächsischen bzw. fränkischen Migration. Die Ursache für diese Wanderungen sieht er letztlich bei den Hunnen, deren Einfall in Europa Bevölkerungsverschiebungen in Gang gesetzt habe, die zum einen durch Abwanderung bestimmter Gruppen den von germanischen Kulturen bestimmten Raum zwischen Elbe und Weichsel sowie zwischen unterer Donau und Don ausdünnten („germanischer Kulturkollaps“ im fünften und sechsten Jahrhundert; vgl. S. 338 u. ö.) und zum anderen unter Mitwirkung auch der arabischen Expansion zum Untergang des West- und Niedergang des Oströmischen Reiches führten. Wie schon in früheren Untersuchungen bestätigt Heather seine Auffassung, daß die exogenen Faktoren im Zusammenhang mit den Migrationsbewegungen für die Auflösung des Weströmischen Reiches sorgten: „Durch diese Migrationen verlor das Weströmische Reich wichtige Steuereinkünfte aus seinen Kerngebieten, wodurch das militärische und politische Gefüge rasch kollabierte“; mit den Wanderbewegungen war zugleich „eine starke Reduzierung des von Germanen beherrschten Europa“ (S. 348) verbunden.

Unstrittig ist gewiß Heathers Aussage: „Für die europäische Geschichte begann damit eine neue Ära“ (S. 349), noch nachvollziehbar, daß aus diesen Vorgängen „ein neues Europa“ (S. 305) entstand. Doch daß daraus „die Geburt Europas“ (S. 347) folgte, diesem Gedanken vermag sich der Althistoriker, der in den durch die griechisch-römische Kultur der Antike gelegten Fundamenten wesentliche Grundlagen Europas sieht, so nicht anzuschließen. Das mittelalterliche Europa, um das es sich hier handelt, entstand nicht nur aus gewalteinwirkungsbedingten Untergangsszenarien („Systemkollaps“, S. 347), sondern auch zu einem guten Teil aus der Umformung antiker Traditionen. Die Transformationen bestehen nicht allein aus dem Untergang Westroms und aus der Übernahme seines Territoriums durch Nachfolgestaaten, die als Ergebnisse von Wanderungen zustande kamen, auch nicht allein aus Identitätsmutationen der Migrationsgruppen. Zu den Transformationen mit Auswirkungen weit über das Römische Reich hinaus gehörten auch kulturelle Leistungen und die Veränderungsprozesse im Innern des Imperiums, die ebenfalls zu seiner Auflösung beitrugen und zu denen nicht zuletzt die Entwicklung des Christentums und ein grundsätzlicher Mentalitätswandel zählten. Dieses vom Römischen Reich ausstrahlende Veränderungspotential ist zwar nicht Heathers Thema, beeinflusste aber Europa auf eine solche Weise, daß sich das im Mittelalter formierende Heilige Römische Reich als Nachfolger des – somit als nicht untergegangen aufgefaßten – Römischen Reiches verstand. Heather sperrt sich zwar nicht gegen den Transformationsgedanken an sich, aber er sieht ihn nur von einer bestimmten Seite; kulturelle Aspekte berücksichtigt er nicht und geht insoweit indirekt durchaus zu Wolfram auf Distanz. Zugleich setzt er die von ihm in den Mittelpunkt gerückten Aspekte des Wandels in gewisser Weise dadurch absolut, daß er den Übergang von der Antike zum Mittelalter nicht

als Zäsur oder Transformation konventionell benennt, sondern den durch die „Völkerwanderung“ initiierten Transformationsgedanken mit den Wanderungen der Slawen und der Wikinger über den Einschnitt um das Jahr 500, den er hier als die „Geburt Europas“ bezeichnet, hinausführt, bis an den Abschluß des Migrationszeitalters am Ende des ersten Jahrtausends. Dieser teilweise zur Neugewichtung chronologischer Einschnitte führende Gedanke ist gewiß interessant, doch Transformationen fanden auch in anderer, konventionelle Epochenenteilungen bestätigender Hinsicht statt.

Gewiß wichtig im Zusammenhang mit der Behandlung von Wanderungsbewegungen in Europa sind die Migrationen der Slawen und der Wikinger, die häufig außer Betracht bleiben, wenn man sich auf die Zeit des Übergangs zwischen Antike und Mittelalter konzentriert. Diesem Einschnitt als solchem schenkt Heather nur in seiner Funktion als Ende der ersten Migrationsphase Beachtung. Damit korrespondiert die von ihm herausgestellte besondere Bedeutung des Abschlusses der Migrationszeit am Ende des ersten Jahrtausends. Zuvor behandelt Heather in zwei ausführlichen Kapiteln mit den Slawen („Die Entstehung des slawischen Europa“) und den Wikingern („Die Wikinger in der Diaspora“) zwei für die Formierung des mittelalterlichen Europa weitere wichtige Migrationsverbände. Die slawischen Wanderungen setzten bereits gegen Ende der ersten Migrationsphase im späten fünften Jahrhundert ein, führten aber erst im neunten und zehnten Jahrhundert zu Reichsbildungen. Einen weiten Raum erfaßten auch die Migrationen der Wikinger mit ihren meist ökonomisch motivierten, doch politische Ursachen nicht ausschließenden Fahrten an fast alle europäischen Küsten einschließlich der Erschließung des osteuropäischen Raums durch den über die Schifffahrtsstraßen abgewickelten Handel mit Byzanz und der islamischen Welt.

Im Kapitel „Die erste europäische Union“ betrachtet Heather die Prozesse der Staatenbildung von Slawen und Wikingern unter Einschluß der Rurikiden am Ende des ersten Jahrtausends. In bezug auf den mitteleuropäischen Raum weist er auf die Bedeutung der Kontakte der neuen slawischen Reichsbildungen mit dem westlichen Nachbarn, dem Ostfränkischen Reich, hin, auf die Bedeutung der Handelsaktivitäten und der Annahme des – bei der Behandlung der Zeiträume vorher in seiner Rolle allerdings nicht gewürdigten – Christentums sowohl für den Anschluß an das bereits länger christianisierte Europa als auch für die Fundierung der Herrschaft eigener Dynasten nach außen und innen. In dieser letzten Phase der Staatenbildung spielte Migration keine nennenswerte Rolle mehr.

Mit dem Abschlußkapitel „Das Ende der Migration und die Geburt Europas“ systematisiert Heather die bei vielen Gelegenheiten im Verlauf seiner Darstellung untergebrachten Bemerkungen zur Migration und zum Zusammenhang von Migration und Entwicklung. Zugleich unterstreicht er mit diesen Ausführungen abschließend die Bedeutung dieses Untersuchungsaspekts für

seine Fragestellung und für seinen wissenschaftlichen Standort zwischen der alten Vorstellung von der Wanderung andere Wohnsitze suchender Völker und einer neuen wissenschaftlichen Marginalisierung der Migration. Die beiden in der vergleichenden Migrationsforschung gängigen Modelle des Elitenaustauschs und des „wave of advance“, der für die friedliche Landnahme gemischter Migrationsgruppen steht, differenziert und korrigiert Heather bei der Übertragung auf die Wanderungen des ersten Jahrtausends mit Blick auf das Spektrum der Forschungen zur „Völkerwanderung“. Zugleich betont er seine Vorsicht bei der Auswertung des archäologischen und schriftlichen Quellenmaterials angesichts politisch-ideologischer Gefahren ebenso wie methodisch-wissenschaftlicher Einseitigkeit; dabei kommt wiederum die Berücksichtigung von Ergebnissen der modernen vergleichenden Migrationsforschung ins Spiel.

Die vergleichende Migrationsforschung bietet ihm die Möglichkeit, Motive und Verläufe heutiger Migrationen kennenzulernen, sie einzuordnen und deren Ergebnisse auf die Vorgänge im ersten Jahrtausend anzuwenden. So trifft er Aussagen zur Notwendigkeit von Informationsbeschaffung im Vorfeld einer Wanderung, zur Abhängigkeit der Wandergeschwindigkeit von der Zielerkundung und zieht Vergleiche zwischen unterschiedlichen Graden von Migrationsneigung. Des weiteren können Rückwanderung, Mobilitätstraditionen und finanzielle Überlegungen eine Rolle spielen. Direkte Vergleiche von Wanderbewegungen in der Spätantike und im Frühmittelalter mit solchen in der Moderne finden sich selten, doch dienen Heather die Beobachtungen zu dem Treck der Buren aus dem Land am Kap der Guten Hoffnung ins Innere Südafrikas in den Jahren zwischen 1835 und 1841 sowie weitere Migrationsbeispiele aus dem 20. Jahrhundert dazu, an diesen auch die früheren Wanderbewegungen zu messen, zumal die Quellen über Einzelheiten, wie sie an den modernen Fällen festgestellt werden können, meist schweigen. Allerdings entwickelt Heather diese Vergleichsfolie nicht systematisch – etwa als Idealtyp im Sinne Max Webers –, sondern bedient sich ihrer von Fall zu Fall bei einzelnen Gesichtspunkten. Mit Hilfe einer umfassenden Systematisierung könnte der Vergleich hinsichtlich der Leistungen und Grenzen dieses Modells möglicherweise in noch größerem Maße an Stringenz und Überzeugungskraft gewinnen.

Die Wanderbewegungen führt Heather letztlich auf das Wohlstandsgefälle zurück, ohne politische Motive auszuschließen. Durch den Fortfall des Weströmischen Reiches und den Schrumpfungsprozeß Ostroms sank dieses Gefälle. Heather lenkt über diese Feststellungen hinaus die Aufmerksamkeit auf die Folgen der Wanderbewegungen für das nichtrömische Europa, einen bislang wenig untersuchten Gesichtspunkt; hier hebt er besonders den Zusammenhang zwischen der Räumung bedeutender Teile des mittleren und östlichen Europa durch „bewaffnete und organisierte Eliten“ hervor, die es ermöglichten, daß „Bevölkerungsgruppen aus der dritten Zone Europas erstmals in einen echten politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Austausch mit dem übrigen Euro-

pa“ (S. 544) traten. In den slawischen „staatsähnlichen dynastischen Gebilden“ (S. 546), die hieraus gegen Ende des ersten Jahrtausends in der Nachbarschaft des Heiligen Römischen Reiches entstanden, sieht er, allerdings auf höherem Niveau, ähnliche Formationen wie in den germanischen Verbänden des vierten Jahrhunderts – Heather nennt sie „germanische Klientelstaaten“ (S. 547) – am Rande des Römischen Reiches. Diese Beobachtung führt Heather zu der Schlußfolgerung: „der dynamische Austausch zwischen den imperialen Mächten des höher entwickelten Europa und den Barbaren an ihrer Schwelle . . . und nicht die einzelnen Migrationsereignisse brachten letztlich neue soziale, wirtschaftliche und politische Strukturen hervor, durch die das barbarische Europa am Ende des 1. Jahrtausends seinem imperialen Gegenpart so viel ähnlicher wurde“ (S. 552f.) – ein interessantes und diskussionswürdiges Ergebnis am Ende eines langen und verschlungenen Untersuchungsganges, das die Migrationen des ersten Jahrtausends als ein Strukturelement des Ausgleichs zwischen qualitativ unterschiedlich entwickelten Gesellschaften ansieht, endogene Faktoren für den Untergang von Großreichen aber – wie gesagt – von der Betrachtung ausnimmt. Nach Heather dienen die Migrationen also der unter Umständen durchaus mit Gewalt verbundenen Herstellung eines Machtausgleichs, was an den sehr britischen Gedanken des neuzeitlichen „balance of power“ erinnert.

Als störend, weil nicht wirklich logisch erscheint bei Heather sowohl infolge des „Systemkollapses“ (S. 347) um die Mitte des ersten Jahrtausends wie auch als Ergebnis der Entwicklung gegen Ende des ersten Millenniums „die Geburt Europas“ (S. 347, 546). Diese Aussage ist in althistorischer Sicht aus bereits dargelegten Gründen nicht richtig, die zweifache „Geburt Europas“ zu unterschiedlichen Zeiten gar eine unstatthafte Duplizität, motiviert und lanciert durch die Suche nach griffig formulierten Überschriften. Dieses Problem betrifft auch den Titel der Studie. Die Dichotomie „Empires and Barbarians“ bezeichnet mit der wünschenswerten Klarheit die Gegner bzw. Partner, um die es Heather geht. Der deutsche Titel „Invasion der Barbaren“ verschiebt den Blickwinkel zugunsten der Migranten und wird damit einem zentralen Anliegen Heathers gerecht. Unglücklich wirkt der Titel aber durch den – wohl unbeabsichtigten – Anklang an den Begriff „invasions (des) barbares“ als eine durch Ergebnisse von Forschungen der letzten Jahrzehnte inzwischen überholte Interpretation der – germanischen – „Völkerwanderung“ aus der nationalstaatlich geprägten Warte des romanischen Sprachraums, insbesondere Frankreichs, speziell in Reaktion auf Zumutungen seitens des Nationalsozialismus.⁹ Das ist eine zeitgebundene Sichtweise, die Heather ganz und gar nicht vertritt, auch wenn er Elementen der „Invasionshypothese“ je nach Sachlage die Berechtigung nicht abspricht. Der im Deutschen hinzugefügte Untertitel scheint der „Invasion“ den Schrecken zu nehmen, indem er als Folge auf „die Entstehung

9 Vgl. André Piganiol: *L'Empire chrétien* (325–395). Paris 1947.

Europas“ hinweist; das aber ist ein höchst problematischer Gedanke, weil er das Römische Reich aus Europa ausschließt.

Die Übersetzung ist zuverlässig; kleine Sachfehler gibt es, sind bei einem Werk dieses Umfangs auch kaum auszuschließen, aber sie sind selten. Heather hat lange Jahre an dieser Studie gearbeitet; dem entspricht die Komplexität eines verzweigten Untersuchungsganges, der den Auf- und den Abstieg von Großreichen in Bezug zu wandernden Gruppen setzt, die auf der Suche nach Wohlstand einen Ausgleich erwirken. Dennoch erscheint die hier entwickelte strukturbedingte Regelmäßigkeit recht plakativ. Dazu trägt auch eine gelegentlich gesucht „moderne“ Terminologie bei, selbst wenn sich auf diese Weise über das Fachpublikum hinaus vielleicht größere Leserkreise angesprochen fühlen können. Diesen Eindruck erwecken offenkundig bestimmte Begrifflichkeiten, die sich vorwiegend in Überschriften finden, beispielsweise „Globalisierung“, „die erste europäische Union“, „das dritte Newtonsche Gesetz der imperialen Herrschaft“: Solche Bezeichnungen mögen angesichts von Einordnungs- und Systematisierungsversuchen naheliegen, die die vergleichende Migrationsforschung bei neuzeitlichen Phänomenen unternimmt, Heather müßte sie aber nicht unbedingt auf das erste nachchristliche Millennium übertragen; denn die Vergleiche hinken.

Die Begriffe „(Spät-)Antike“ und „(Früh-)Mittelalter“ fallen so gut wie nie, weil Heather die eigentliche Zäsur nicht um das Jahr 500, sondern erst um das Jahr 1000 ansetzt. Indem er aufgrund seiner Forschungen zu den Migrationen dieses Zeitabschnitts die ein neues Zeitalter einleitende Zäsur erst mit dem Ende des ersten Jahrtausends statt bereits ca. 500 Jahre zuvor erreicht sieht, leistet er einen nicht unwesentlichen Beitrag zum epochenübergreifenden Transformationsgedanken, freilich ohne daß man die alte Scheide zwischen Antike und Mittelalter wegdiskutieren könnte, auch wenn für Heather der Einschnitt um 1000 wichtiger ist. Dies ist durch seine Fragestellung bedingt, die endogene Faktoren für das Ende des Weströmischen Reiches nicht zuläßt; denn diese sprächen wiederum für die Präponderanz des Einschnitts zwischen Antike und Mittelalter etwa mit dem sechsten Jahrhundert.

Abschließend ist auch unter Einbeziehung an Heathers Studie vielleicht kritisch zu sehender Aspekte festzuhalten, daß der Autor mit großen Darstellungsvermögen eine höchst anregende Untersuchung vorgelegt hat, die zur intensiven Beschäftigung mit seine Thesen auffordert. Die Gedankenführung in den Einzelkapiteln ist übersichtlich; zur Gliederung des Erkenntnisfortschritts werden Leitfragen eingesetzt. Heather unternimmt so eine in sich geschlossene Neubewertung des europäischen Migrationsgeschehens im ersten Jahrtausend, ohne deren hypothetischen Charakter zu verschleiern. Diese Leistung ist um so höher zu veranschlagen, als er sich einen eigenen Weg durch alte und neue Positionen zur Völkerwanderung sowie zur Auswertung siedlungsarchäologischer Überreste und schriftlich tradierter Quellen bahnt, für den er auf die vergleichende Migra-

tionsforschung zur Hilfestellung zurückgreift. Endogene Faktoren für das Ende der großen Imperien blendet er aus und bleibt insofern seinem Ansatz zum Verständnis des Untergangs Westroms treu, den er mit Gewalteinwirkung von außen in Zusammenhang bringt, nicht mit Wandel im Innern.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Fabio Berdozzo: *Götter, Mythen, Philosophen. Lukian und die paganen Göttervorstellungen seiner Zeit*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter Verlag 2011 (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 106). X, 332 S. EUR 109.95. ISBN 978-3-11-025459-4.

Die zu besprechende Studie, eine geringfügig überarbeitete Dissertation aus dem Jahr 2007, konzentriert sich auf die religiösen Phänomene, die im komplexen literarischen Werk Lukians vielfältig begegnen, und versucht sie neu zu interpretieren. Forschungsgeschichtlich bezieht sich der Verfasser in seiner Einleitung vor allem auf die Arbeit von Marcel Caster¹ aus dem Jahr 1937, die er mit Bezug auf die Rezensionen von Festugière, Helm und Waltz ausführlich kritisiert, um seine eigene Vorgehensweise zu verdeutlichen: „Es gilt Lukian zu verstehen, indem man nicht von unserer, sondern seiner Zeit ausgeht. Das religiöse Problem bei Lukian zu erörtern, heißt, Lukian in der eigenen Zeit zu situieren, d.h. ihm die Distanz zu Epoche und Menschen zu lassen, die er sicherlich gehabt hat, und seine Autonomie zu bewahren, aufgrund welcher er überhaupt Satiriker sein konnte. Seine Daseinsform als Künstler bzw. als Sophist gewährte ihm diese Autonomie“ (S. 7). Methodisch orientiert sich der Verfasser an unterschiedlichen literaturtheoretischen Ansätzen, vor allem an der close-reading-Methode und der historisch vergleichenden Methode. In diesem Fall soll durch den Vergleich mit anderen Sophisten wie etwa Aelius Aristides oder Vertretern der kaiserzeitlichen Philosophie die Position Lukians konkreter erfasst werden.

Die Arbeit gliedert sich in 4 Hauptteile: (1) Lukians Darstellungen der traditionellen Götter; (2) Das platonische Gottesbild bei Lukian; (3) Das stoische Gottesbild bei Lukian; (4) Lukian und Galen. Eine Zusammenfassung (5) gibt schließlich noch „Einblicke in Lukians Geist“.

Um die Einzelergebnisse der Studie angemessen vorstellen und bewerten zu können, erscheint es sinnvoll, das Gesamtergebnis kurz zu präsentieren, weil darin Grundpositionen formuliert sind, die als hermeneutische Vorurteile die Interpretation der einzelnen Texte weitgehend bestimmen. Zunächst einmal ist nach Berdozzo festzuhalten, dass Lukians Auseinandersetzung mit den Göttermythen grundsätzlich von einem literarischen Interesse bestimmt war. Sein Pantheon existierte gewissermaßen nur als literarische Fiktion. Seine Götter sind als Kunstfiguren aufzufassen, die in unterschiedlichen Gattungen literarisch modelliert wurden und für Lukian sozusagen nur im „Prozess des Schreibens“ Gestalt annahmen (S. 282). „Etwas wie ein persönliches religiöses Gefühl des Autors ist an keiner Stelle seines umfangreichen Gesamtöuvres zu belegen, auch indirekt nicht. Vielmehr erscheint Religion immer als etwas Negatives, als eine unter den vielen Schwächen, die die menschliche Natur hat“ (S. 282–283). Dies erschließt Berdozzo auch speziell aus dem Vergleich Lu-

1 M. Caster: *Lucien et la pensée religieuse de son temps*. Paris 1937.

kians mit Galen, der zwar als Wissenschaftler von einer agnostischen und skeptischen Haltung geprägt war, aber dennoch in den Naturerscheinungen und vor allem der menschlichen Anatomie und Physiologie die Handschrift eines göttlichen Demiurgen erkennen konnte. Zudem habe Galen im Gegensatz zu Lukian tatsächlich die Existenz einer höheren Macht erfahren, eine Macht, „welche hinter den von den Menschen erfundenen oder manipulierten Riten und Kulturen als Substanz immer erhalten bleibt“ (S. 283).

Berdozzo kommt außerdem zu dem Ergebnis, dass die in der Rezeptionsgeschichte entworfenen Portraits von Lukian als „Voltaire der Antike“ bzw. radikalen Nihilisten insgesamt unzutreffend sind. Lukian habe nur jegliche Form von *auctoritas* vehement bestritten und sich auf dem Markt religiöser Überzeugungen und widersprechender Philosophien zu einem ironischen Skeptizismus bekannt. Dieser Skeptizismus äußert sich vor allem in Lukians Umgang mit den traditionellen Mythen. Berdozzo zeigt im ersten Kapitel des ersten Teils, dass gerade die Dekonstruktion und Manipulation von Mythen ein fester Bestandteil der rhetorischen Ausbildung junger Studenten war. Berdozzo bezieht sich hier auf die *προγυμνάσματα* des Theon und kommt, darin Reardon² folgend, zu dem Ergebnis, dass der Einfluss solcher rhetorischen Übungen auf Lukian nicht zu unterschätzen sei. Insofern wird durch Lukians freie und kreative Umgestaltung der mythologischen Erzählungen vorwiegend rhetorische Virtuosität demonstriert. Religiöse Interessen oder Religionskritik spielen hierbei keine wesentliche Rolle. Diese Argumentation begegnet dann mehrfach in Berdozzos Analysen von „Lukians Darstellungen der traditionellen Götter“ (Kapitel 2–9 des I. Teils).

Eine gewisse Ausnahme scheinen Lukians *Dialogi Deorum* darzustellen. Berdozzo konzentriert sich hier ganz auf Zeus als Hauptfigur, stellt zu Recht die Verbindung zur Götterbursche der Komödie her und betont wiederum völlig zutreffend, dass der Glaube an die Olympischen Götter im 2. Jh. durchaus noch aktuell war, weshalb Lukians Götterkomödie mit ihrer Kritik an der Machtgier, der sinnlichen Liebe und der Ungerechtigkeit des Zeus tatsächlich provozierend wirken konnte.

Der Schwerpunkt von Lukians Spott in *De luctu* liegt hingegen weniger auf der Wiederholung kynischer Religionskritik als auf der Theatralik der zentralen Szene, in der der verstorbene Jüngling durch die pathetische Totenklage des Vaters aufgeschreckt und auferweckt wird, um schließlich eine Gegenrede zu halten. Tod und Totenkult erscheinen als theatralische Rituale, die einer gewissen Komik nicht entbehren. Die Frage nach einem Leben im Jenseits wird nach Berdozzo weder erörtert noch beantwortet (vgl. S. 70).

Lukians philosophisch motivierte Kritik des Opferkultes in *De sacrificiis* verrät nach Berdozzo wiederum das Desinteresse des Verfassers an engagierter,

2 B. P. Reardon: *Courants littéraires grecs de II^e et III^e siècles après J.-C.* Annales littéraires de l'Université de Nantes 3. Paris 1971, 164.

in die Gesellschaft hineinwirkender Religionskritik, was vorsichtig als pessimistische Grundhaltung gedeutet wird. Das Ergebnis zu den zuletzt genannten Schriften fasst Berdozzo so zusammen: „Lukians Standpunkt zu diesen zwei Kernthemen findet seinen prägnantesten Ausdruck im Bild des lachenden Demokrit und des weinenden Heraklit. Seine Deutung wird im Text selbst angeboten: Über die Torheit der Menschen im Allgemeinen und über den Unfug der Religion insbesondere kann man entweder sarkastisch lachen oder bitterlich weinen“ (S. 187).

In seiner Analyse zu Lukians *Deorum concilium* vertritt Berdozzo die interessante These, dass der Konflikt um die Zugehörigkeit von Göttern wie Dionysos, Herakles und Asklepios zur Gruppe der Olympier letztlich einen allgemeinen Diskurs widerspiegelt, der die Frage nach der „Zugehörigkeit zur hellenischen Kultur schlechthin“ thematisiert (S. 99), und dies im Rahmen einer Götterversammlung, die nach dem Modell einer athenischen Volksversammlung gestaltet war und schließlich auch mit der Formulierung eines Dekrets zu Ende ging. An dieser Stelle sei bereits ein Kritikpunkt vorweggenommen, der letztlich alle Einzelinterpretationen lukianischer Texte in diesem Buch betrifft. Berdozzo verfolgt nur sehr selten die Spur seiner interessanten Beobachtungen. Gerade in diesem Kapitel hätte man eine Darstellung erwartet, die den allgemeinen Diskurs über die Identität der Hellenen in der Zweiten Sophistik für die Interpretation des Textes auswertet. Warum lässt Lukian dieses Thema von den Göttern diskutieren? Wer sind die wahren Götter der Zweiten Sophistik, die von Lukian kritisiert werden? Im Dekret der Götterversammlung wird ausdrücklich festgehalten, dass der Erfolg beim Publikum nicht ausreicht, um als griechischer Gott akzeptiert zu werden. Hatte Lukian seine eigenen Konkurrenten im Visier? Hier hätte man gerne mehr erfahren, ebenso wie in dem Kapitel zu Lukians *Iuppiter tragoedus*, in dem Berdozzo vollkommen zu Recht die Szene, in der Zeus das Proömium seiner Eröffnungsrede vergessen hat und von Hermes den Tipp bekommt, ein demosthenisches Proömium zu verwenden, auf den professionellen Vortragsbetrieb der Zweiten Sophistik bezieht, wo derartige Pannen durchaus vorkommen konnten (vgl. S. 130–131). Kulturgeschichtliche oder religionswissenschaftliche Analysen fehlen weitgehend, dafür findet man zahlreiche Exkurse und Vergleiche, die relativ belanglos sind. Wie etwa im Kapitel zum *Deorum concilium*, in dem Berdozzo ausführlich die These von Householder³ diskutiert, der behauptet hatte, dass das Dekret aus der Götterversammlung stilistisch auf ein Dekret aus Magnesia zurückgehe, weil Lukian beabsichtigt habe, damit sein Publikum in Magnesia zu beeindrucken (vgl. S. 103–105). Als Leser hätte man hingegen wissen wollen, wie Lukian die paganen Göttervorstellungen seiner Zeit beurteilt (vgl. den Untertitel) bzw. mit diesen Vorstellungen experimentiert – intertextuell, subversiv, philosophisch.

3 F. W. Householder: *Mock Decrees in Lucian*. TAPhA 71, 1940, 199–216.

In dieser Hinsicht ist Berdozzos Definition des *Ikaromenipp* „als ein in satirischer Form verfasstes antiphilosophisches Paradox“ durchaus positiv zu bewerten (S. 107). Berdozzo beschreibt äußerst differenziert die paradoxe Struktur des Werkes und die damit verbundene Weltsicht des Menipp. Allerdings dürfte er dann doch der sympathischen und insgesamt naiven Schilderung der lukianischen Götterwelt zu sehr vertrauen, wenn er festhält: „Nichts scheint dem Autor des *Ikaromenipp* ferner gelegen zu haben, als die Existenz und das Wirken der Götter zu leugnen. Ganz im Gegenteil bilden diese das Zentrum des Werkes. Trotz des paradoxen Tons und der satirischen Form scheint also diese Schrift am Ende auf das Gleiche wie z. B. die frommen und traditionalistischen platonischen Vorträge eines Maximus von Tyros hinauszulaufen“ (S. 124). Diese These vertritt Berdozzo nochmals in seiner Zusammenfassung des I. Teils und bezieht sich hier auf *Deorum concilium*, *Icaromenippus*, *Iuppiter tragoedus* und *Prometheus*: „Man würde sich nämlich sehr täuschen, wenn man glaubte, dass die lukianische Position am besten mit der Behauptung wiedergegeben sei, dass es für Lukian schlicht und ergreifend keine Götter gäbe. Dies zu behaupten wäre nicht nur eine Vereinfachung und Banalisierung, sondern v. a. rein empirisch falsch, denn es widerspricht dem, was man bei Lukian selbst lesen kann. In vielen seiner bedeutendsten Werke sind nämlich die Konfrontation und die Interaktion von Göttern und Menschen das Thema“ (S. 188). In diesen Kolloquien von Göttern und Menschen wird allerdings die Welt der Götter immer wieder radikal entzaubert und satirisch überzeichnet. Berdozzo neigt dazu, die entsprechenden polemischen Passagen zu entschärfen und den lukianischen Text lediglich als „leichte, anmutige Parodie“ bzw. literarischen Scherz aufzufassen (S. 131). Konsequenterweise liegt dann auch im *Iuppiter tragoedus* „keinerlei Götterbilderpolemik“ vor (S. 139), während dem lukianischen *Prometheus* „keine grundsätzliche religionskritische Intention aufzuzwingen“ ist (S. 159–160).

Die Textanalysen des ersten Teils werden schließlich mit einer Interpretation zu Lukians *De astrologia* beendet. Weshalb Berdozzo die in ihrer Echtheit umstrittene Schrift in diesem Kontext behandelt hat, ist eigentlich nicht einzusehen, zumal wichtige religionskritische Werke fehlen; ich erwähne nur *De morte Peregrini*, *Alexander* und *De Syria Dea*. Weshalb dann im II. Teil nur das platonische und stoische Gottesbild bei Lukian analysiert⁴ und die epikureische Philosophie, die durchaus für das Verständnis lukianischer Texte

4 Ich gebe zu diesen Kapiteln hier nur kurz die Zusammenfassung von Berdozzo wieder: „Das komplexe Gottesbild, welches die stoische und die platonische Philosophie entwickelt hatten, rief in Lukian kein substantielles Interesse hervor. Der tiefe Argwohn, welcher in seinen Beschreibungen der Vertreter dieser Schulen immer wieder zum Ausdruck kommt, prägte seinen Umgang mit diesen hoch bedeutenden Formen intellektuellen Lebens seiner Zeit und war das Element, welches ihn vermutlich daran hinderte, solche Ansichten zu rezipieren“ (S. 286).

von Bedeutung ist, übergangen wird, ist mir ebenso unbegreiflich. Der knappe Hinweis von Berdozzo, die Epikureer hätten sich ähnlich wie die Kyniker zur Zeit Lukians „in viel geringerem Umfang als Platoniker und Stoiker mit theologisch-religiösen Fragestellungen“ auseinandergesetzt, überzeugt jedenfalls nicht (S. 9).

Generell wäre es an einzelnen Stellen interessant gewesen, die lukianische Kritik an den Göttern auch mit apologetischen oder protreptischen christlichen Texten zu vergleichen. Es wäre beispielsweise aufschlussreich gewesen, in die Analyse von D. Deor. 6, wo die verschiedenen Verwandlungen und Liebschaften des Zeus thematisiert werden, den Protreptikos des Clemens von Alexandrien einzubeziehen (z. B. Protr. II, 37). Anstatt dessen wird Zeus von Berdozzo als „Don Giovanni ante litteram“ charakterisiert (S. 40). Möglicherweise wäre durch synchrone kulturgeschichtliche Vergleiche Berdozzos Urteil über Lukian nicht so mild ausgefallen. Berdozzo betont sicherlich zu Recht, dass die Bewertung eines Textes davon abhängt, in welcher rhetorischen Situation dieser Text vorgetragen wurde; es ist also keineswegs gleichgültig, ob ein paganer Sophist oder ein christlicher Apologet gegen die olympischen Götter polemisiert. Dennoch darf bezweifelt werden, dass ein Text wie *Iuppiter tragoedus* lediglich als literarischer Scherz aufgefasst worden ist. Für eine Beurteilung solcher Probleme hätte sich tatsächlich die von Berdozzo in der Einleitung als historisch vergleichende Methode beschriebene Vorgehensweise angeboten, also letztlich eine Methode, die den philosophischen, literarischen und politischen Diskurs über die paganen Göttervorstellungen und die Paideiakultur des 2. Jahrhunderts in die literarische Analyse einbezieht. Wie gewinnbringend das sein kann, hat zuletzt eine Arbeit von Anne Gangloff über Dion von Prusa gezeigt.⁵ Allerdings hätte auch eine sorgfältige Interpretation der lukianischen Texte zu anderen Ergebnissen führen können. Denn letztlich bleibt das sogenannte „close reading“ dem Leser überlassen, der sich durch gigantische Textsammlungen in den Fußnoten durcharbeiten muss. Die umfangreichen griechischen Texte werden so gut wie nie übersetzt und leider auch im Haupttext nur spärlich kommentiert. Insgesamt ist die Arbeit auch nicht frei von Widersprüchen. Einerseits werden Lukians Götter ausschließlich als literarische Kunstfiguren beschrieben, andererseits verweisen nach Berdozzo diese Kunstfiguren immer wieder auf reale Götter. Einerseits wird mehrfach darauf hingewiesen, dass keine echte Religionskritik vorliegt, andererseits findet man solche Formulierungen: „Trotz der grundsätzlichen Ambiguität, welche der Ironie immer anhaftet und Missverständnisse erzeugen kann, ist das kritische Potential der lukianischen Religionsatiren nicht zu unterschätzen, ihre kritische Intention und Wirkung ernst zu nehmen“ (S. 286).

5 A. Gangloff: *Dion Chrysostome et les mythes. Hellénisme, communication et philosophie politique*. Grenoble 2006.

Diese kurze Zusammenfassung und kritische Beurteilung der Arbeit von Berdozzo sollte allerdings keinen falschen Eindruck erwecken. Insgesamt ist seine Monographie als Einführung in das komplexe Thema sehr zu empfehlen. Man gewinnt einen guten Überblick über die unterschiedlichen Themen und Texte, auch wenn man sich an einzelnen Stellen eine ausführlichere Diskussion der Sekundärliteratur gewünscht hätte. Die Arbeit ist elegant formuliert, mit den notwendigen Registern versehen und insgesamt fehlerfrei (kleine Fehler z. B. auf S. 215, 268 und 278 Anm.33). Die vielfältigen und geistreichen Einzelbeobachtungen zu den lukianischen Texten werden die aktuelle Forschung sicherlich inspirieren.⁶

Thomas Lechner, München
Dr.TL@gmx.de

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

⁶ Als wichtige Ergänzung zum Thema sei noch auf einen hervorragenden Aufsatz verwiesen: W. Spickermann: Lukian von Samosata und die fremden Götter. Archiv für Religionsgeschichte 11, 2009 229–261.

Wilhelm Pratscher (Hrsg.): Die Apostolischen Väter. Eine Einleitung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009 (UTB 3272). 282 S. EUR 24.90. ISBN 978-3-8252-3272-6.

Die Werke der sog. „Apostolischen Väter“, die sich zeitlich direkt an die Schriften des Neuen Testaments anschließen, üben nach wie vor auf Neutestamentler, Patristiker, Dogmatiker, Althistoriker, Altertumswissenschaftler und theologisch Interessierte jeglicher Couleur eine ungebrochene Faszination aus, stellen sie doch grundlegende Quellen und hochrangige theologische Zeugnisse aus der Zeit des Übergangs vom Neuen Testament zur Alten Kirche dar und gewähren wertvollste Einblicke in die Frühzeit der Kirche.

Im vorliegenden Band, der dem Begründer des „Kommentar(s) zu den Apostolischen Vätern“ (KAV) Kurt Niederwimmer zum 80. Geburtstag gewidmet ist, stellen – nach einer allgemeinen Einführung zum Corpus der Apostolischen Väter durch den Herausgeber – ausgewiesene Fachwissenschaftler in elf umfangreichen Artikeln je einen Vertreter dieser Sammlung vor. Eine Reflexion über die Bedeutung der Schriftengruppe in Vergangenheit und Gegenwart nebst einer Auflistung der Editionen und Übersetzungen in chronologischer Folge sowie ein ausführliches Sachregister runden den stattlichen Band ab. Das Grundlagenwerk ist in der Reihe der Universitäts-Taschenbücher erschienen und will in Gestalt eines Handbuchs vornehmlich Bachelor- und Master-Studierenden der Theologie eine umfassende Einführung bieten. Von daher erklärt sich der weitgehend systematische Aufbau der einzelnen Artikel: Nach einer meist ausführlichen Entfaltung der Überlieferungslage sowie der Erörterung literarkritischer und gattungsgeschichtlicher Fragen liegt ein besonderer Schwerpunkt auf der Darstellung des jeweiligen theologischen Profils der Schriften, aus dem u. a. schließlich Rückschlüsse auf Verfasser, Entstehungsort und Datierung gezogen werden können. Am Ende eines jeden Artikels findet sich eine ausführliche Liste mit weiterführender Literatur zum vorgestellten Werk.

Da die Abgrenzung verbunden mit der zeitlichen und dogmatischen Einordnung der Schriftengruppe alles andere als eindeutig ist, widmet sich der Wiener Neutestamentler Wilhelm Pratscher als Herausgeber des Bandes zunächst der ausführlichen Darstellung der Überlieferungslage des Gesamtcorpus (Handschriften, Drucke). Sehr aufschlussreich ist die tabellarische Zusammenstellung der Editionen und Übersetzungen seit Cotelier (1672; hier taucht erstmals der Sammelbegriff „Apostolische Väter“ auf) bis Ehrmann (2003). Es zeigt sich, dass der von Cotelier edierte Grundstock – Barn, 1/2 Clem, Ign, Polyk, MartPol, Herm – fast allen anderen Ausgaben als Basis dient, das Corpus aber in seiner Zusammensetzung jeweils stark variiert. Neben historischen (nachapostolische Zeit: Ende 1. bis Ende 2. Jhdt.) und theologischen Kriterien (Übereinstimmung mit dem großkirchlichen Standard des 2. Jhdts.) begründet

Pratscher die vorliegende Auswahl mit dem traditionell-pragmatischen Argument, dass sich das Corpus aus den elf hier behandelten Schriften generell durchgesetzt hat. Die Reihenfolge der Behandlung orientiert sich aufgrund der häufig unsicheren Entstehungszeit der einzelnen Schriften an der geläufigen Ausgabe von Lindemann/Paulsen (1992).

Nach dieser einführenden Klärung stellt Jonathan A. Draper, Professor für Neues Testament an der Universität KwaZulu-Natal (Südafrika), als erste Schrift die Didache vor. Er beleuchtet zunächst die komplexe Überlieferungslage und kommt zu der Hypothese, dass es sich bei der Didache um eine Sammlung handelt, die „fortlaufend von einer einzigen Gemeinde verwendet“ (S. 18) wurde. Sie ist dem Autor zufolge am Anfang des 2. Jhdts. in Antiochia anzusiedeln und besteht aus liberalen Judenchristen, näherhin Diaspora-Juden, die in Konkurrenz zum aufkommenden rabbinischen Judentum stehen (S. 22). Den Text auf seine Bedeutung für diese Gemeinde hin zu untersuchen, ist Ziel der Studie (S. 18). Das theologische Profil der Schrift wird zu diesem Zweck deutlich und sehr überzeugend herausgearbeitet: Gott ist der liebende und wohlwollende Vater aller Menschen, dem in der Feier der Eucharistie jeglicher Dank gebührt (S. 24 f.); die Christologie ist geprägt vom Bild des leidenden Gottesknechtes, der die Sünden Israels auf sich nimmt, um das Haus David wiederherzustellen, und zur Nachfolge ruft; der Geist wirkt in Aposteln und Propheten, die als Wanderprediger von außen in die Gemeinde kommen und im Namen Gottes alle Stände für die Berufung vorbereiten. Die auf diese Welt bezogene Hoffnung auf die Wiederherstellung Israels prägt auch die Eucharistiegebete mit ihrem Aufruf zur Wachsamkeit (S. 29 f.). Die Ekklesia schließlich ist die Versammlung der Gemeinde als heiliges Volk Gottes im Anklang an die Versammlung Israels und damit weder Institution noch explizit der paulinische „Leib Christi“ (S. 32). In einer abschließenden „Einschätzung“ hebt Draper die Einzigartigkeit der Theologie der Did hervor, die sich nicht in die üblichen Entwicklungsschemata des frühchristlichen Lebens einordnen lässt (S. 35). Mit dem Fehlen von Einsetzungsworten, ohne Erwähnung von Kreuz, Tod und Auferstehung, Leib und Blut Jesu bleibt die Did ein „rätselhafter Text“, der aber „Einsicht bietet in das früheste Zeitalter jener Bewegung, die Jesus als den Messias Israels sah und die den Schritt gewagt hatte, Heiden in die eschatologische Gemeinde aufzunehmen“ (S. 35). Die schlüssige und überzeugende Analyse Drapers ist eine fundierte und wertvolle Hilfe zur Erlangung bzw. Vertiefung dieser Einsicht.

Nicht minder rätselhaft, eigentümlich und fremdartig erscheint dem unbedarften Leser der Barnabasbrief, dem das folgende Kapitel gewidmet ist. Dessen Autor, der Freiburger Neutestamentler Ferdinand R. Prostmeier, ist durch seinen bereits 1999 erschienenen Kommentar (KAV 8) als Spezialist für die Schrift bestens ausgewiesen. Nach der Skizzierung der Textüberlieferung und Bezeugung – die ausführliche Darstellung findet sich in seinem Kommentar – erhält der Leser einen Einblick in Struktur, Komposition und Textsorte. Sehr hilfreich

ist die auf S. 31 f. gebotene Grob- und Feingliederung, die einen ersten Überblick über den Inhalt vermittelt. In dem „brieflich gerahmten Traktat“ (S. 43) geht es um die Frage nach der eschatologischen Rettung, der Anlass ist ein „Dissens über die soteriologische Bedeutung des Christusereignisses“, wobei Barn von der Absicht geleitet ist, „Glauben und Praxis seiner Bezugsgruppe zu begründen und gegenüber anderen Christen zu profilieren“ (ebd.). In seiner Argumentation schöpft Barn reichlich aus der Überlieferung (AT in griech. Version; außerkanonische Schriften; Testimonien; Zwei-Wege-Traktat). Was die Entstehungsverhältnisse betrifft, setzt Prostmeier die Abfassung mit guten Gründen „zwischen Frühjahr 130 und Februar/März 132“ an, und zwar in Alexandrien, wofür er fünf überzeugende Gründe anführt (S. 46). Den anonymen Verfasser – die Benennung erfolgte erst sekundär zwischen 135 und 175 – vermag allerdings auch der ausgewiesene Kenner nicht zu identifizieren, ordnet ihn aber klug in die Programmatik der Schrift ein: „Seine Identität ist die des authentischen Sachwalters der Paradosis“ (ebd.). Das theologische Profil des Werkes ist ganz von der Soteriologie bestimmt, der die Christologie zugeordnet ist: Alle alttestamentlichen Texte und jüdischen Bräuche (Beschneidung, Sabbat) sind auf Christus ausgerichtet, ohne den es kein Heil gibt und gab. Sehr klar und überzeugend stellt der Autor diese Soteriologie des Barn vor Augen, derzufolge nur die Zeit der Kirche Heilsgeschichte ist: „Heilsgeschichte im Sinne des Barn ist exklusiv Kirchengeschichte“ (S. 52). Konsequenterweise behandelt das nächste und letzte Kapitel die antijüdische Polemik im Barn und ihre Funktion: Distanzierung des Christentums vom Judentum – wobei die Juden allerdings nie beim Namen genannt werden (S. 53) –, „programmatische Entwertung alles Jüdischen“ (S. 56) und Funktionalisierung des Judentums (ebd.) zur Profilierung und Konturierung der eigenen christlichen Identität. „Dem Barn zufolge schließen sich Kirche und Judentum aus“ (S. 57), so die Schlussfolgerung Prostmeiers, der es in seinem Artikel versteht, dem Leser diese sperrige Schrift knapp, kompetent und überzeugend zu erschließen.

Von ganz anderer Art ist 1 Clem., die vermutlich „älteste erhaltene Schrift des Urchristentums außerhalb des Neuen Testaments“ (S. 59), in die der renommierte Wuppertaler Neutestamentler Andreas Lindemann auf den folgenden Seiten umfassend einführt. Das Schreiben der römischen an die korinthische Gemeinde, dessen Echtheit und literarische Einheitlichkeit unbestritten sind (S. 61), wurde in der Alten Kirche vielfach rezipiert (S. 60f.). Sein Autor übernimmt das paulinische Briefformular, „ohne jedoch apostolische Autorität in Anspruch zu nehmen“ (ebd.), wie Lindemann gegen andere Auffassungen betont. Aufbau und Inhalt werden detailliert entfaltet (S. 62–67) und in Form einer ausführlichen Gliederung verdeutlicht (S. 67–69). Das Kapitel über die Situation in Korinth und die Motive der römischen Intervention (S. 72–74) zeigt, dass der Inhalt des Briefes über den aktuell gegebenen Anlass weit hinausgeht und dass es 1 Clem um die Ämterfrage schlechthin geht. Eine wie immer

geartete „Kontrollfunktion“ der römischen Gemeinde über andere lässt sich nicht erkennen (S. 74), der Brief liefert demnach kein Indiz für einen römischen „Primat“ in der Christenheit. Was die Verfasser- und Datierungsfrage betrifft, schließt sich Lindemann mit guten Gründen dem ‚mainstream‘ an: Autor des ins letzte Jahrzehnt des ersten Jahrhunderts zu datierenden Briefs – er kennt noch keinen Monepiskopat (S. 78) – war ein führender Amtsträger der römischen Gemeinde, der bald mit einem ebensolchen namens Clemens identifiziert wurde (S. 77).

Der Herausgeber Wilhelm Pratscher hat sich des zweiten Clemensbriefes angenommen und bietet als hervorragend ausgewiesener Kenner der Materie auf den folgenden 20 Seiten einen informativen Extrakt seines einschlägigen Kommentars (KAV 3, Göttingen 2007). Diese älteste erhaltene christliche Predigt gewährt einen „hochinteressant“(en) Einblick in die Theologie des östlichen Heidenchristentums in der Mitte des 2. Jahrhunderts (S. 83) – Pratscher datiert den Brief nach der *opinio communis* zwischen 130 und 150 (S. 101). Die Verkündigungsinhalte werden im Kapitel über das theologische Profil der Schrift (S. 90–97) differenziert entfaltet. Bei dem Brief, dessen Struktur nur schwer zu bestimmen ist (Pratscher unternimmt im 3. Kapitel einen eigenen Gliederungsversuch; vgl. dazu S. 85 Anm. 4 mit den divergierenden Modellen), handelt es sich um eine „Bußpredigt mit paränetischer Ausrichtung“ (S. 86): Es geht um das rechte Tun und um Umkehr angesichts der Kürze der Zeit (S. 94 f.), die eher in der Zeit vor dem individuellen Tod als im Ende dieser Welt gesehen wird (S. 93). Der Tenor ist der einer eher angstbesetzten Paränese mit Betonung des verantwortungsvollen Handelns in dieser Welt. Gegen Gnostiker und Doketen als Hauptgegner werden Inkarnation und jetzige sarkische Kirche besonders hervorgehoben (S. 97–99). Bezüglich des Abfassungsortes entscheidet sich Pratscher gut nachvollziehbar für Ägypten (S. 100 f.), wobei der Verfasser nicht namentlich identifizierbar ist. Insgesamt bietet der Beitrag einen erhellenden Einblick in eine spannende und facettenreiche, wenngleich nicht leicht zugängliche Schrift des frühen östlichen Heidenchristentums.

Wesentlich populärer als 2 Clem und bereits bei Eusebius (HE III, 36, 2 ff.) ausführlich bezeugt sind die sieben Briefe des Märtyrerbischofs Ignatius von Antiochien, die der Münsteraner Neutestamentler Hermut Löhr im folgenden Kapitel vorstellt. In aller Kürze und Prägnanz geht er eingangs auf die berühmte „ignatianische Frage“ ein, die sowohl den handschriftlichen Befund und die Überlieferungsgeschichte als auch die Verfasserschaft in den unterschiedlichen Traditionsstufen sowie die Datierung samt dem historischen und theologischen Kontext betrifft. Der Autor schließt sich der Mehrheitsmeinung an, dass mit der mittleren der drei Rezensionen die älteste erreichbare Textfassung vorliegt, und geht von den sieben bei Eusebius genannten Briefen aus (nach Ephesus, Magnesia, Tralles, Rom, Philadelphia, Smyrna und an Polykarp). Wenngleich die Echtheitsfrage bis heute offen ist und angesichts

vermeintlicher Anachronismen immer wieder der Fälschungsvorwurf ins Feld geführt wird (so z. B. von R. Hübner und Th. Lechner, die in den Briefen monarchianistische Tendenzen erkennen), vertritt der Autor die bereits im 19. Jahrhundert (Zahn, Lightfoot) vorherrschende und durch neuere Arbeiten (Harland, Brent) erhärtete Mehrheitsmeinung und geht von der Echtheit der sieben Briefe der mittleren Rezension aus. Demzufolge lag die Sammlung wohl bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts als solche vor (S. 108); nach Eusebius sind die Briefe bereits in die Zeit Trajans, d. h. in die beiden ersten Jahrzehnte des zweiten Jahrhunderts zu datieren, worauf Löhr sich allerdings nicht eindeutig festlegt. Die „Gefangenschaftsbriefe“ (S. 109), die von einem „Netzwerk von Gemeinden“ (S. 111) zeugen, lassen Konflikte grundsätzlicher theologischer Art erkennen, die wertvolle Einblicke in Organisation und Denken christlicher Gemeinden in unmittelbar nachneutestamentlicher Zeit gewähren. Das wird bereits an der auf S. 111–113 dargestellten ausführlichen Gliederung der Ignatianen deutlich und im Kapitel über das theologische Profil der Schriften dieses „originellen theologischen Denker(s) des frühen Christentums in seelsorgerlicher und kirchenleitender Absicht“ (S. 117) umfassend entfaltet (S. 117–127): das Problem der Einheit und Ordnung der Gemeindeämter (mit der Betonung der Ehrenstellung Roms im Präskript des Römerbriefs), die Ämterstruktur von Bischof, Presbytern und Diakonen (Monepiskopat, zumindest in den kleinasiatischen Gemeinden), die eucharistische Gemeinschaft als Symbol dieser Einheit (Eucharistie als „Unsterblichkeitsarznei“), Gotteslehre und trinitarisches Denken, (anti-doketische) Christologie, Abwehr des Judentums sowie Ethik und Eschatologie mit der Betonung der Leiblichkeit der Auferstehung nach dem individuellen Tod. So bietet das Kapitel dem wissbegierigen Leser eine umfassende Einführung in die ignatianische Gedankenwelt und in den in den Ignatianen enthaltenen Reichtum frühchristlicher Theologie.

Obwohl der Verfasser des Polykarpbriefes mit dem von Ignatius mehrfach erwähnten und angeschriebenen Bischof traditionellerweise spätestens seit Eusebius (HE III, 36) identifiziert wird, bleibt der ehemalige Löwener Ordinarius für Kirchen- und Theologiegeschichte Boudewijn Dehandschutter aufgrund der Zweifel hinsichtlich der Authentizität der Ignatianen auffällig zurückhaltend und bezieht in seinem Beitrag über den Polykarpbrief die Ignatiusbriefe nicht in die Rekonstruktion des historischen Kontextes mit ein (zumal er die Spätdatierung der Ignatianen in die 2. Hälfte des zweiten Jahrhunderts zu favorisieren scheint, vgl. S. 130, Anm. 3). Er ist auch nicht auf diese Quelle angewiesen, denn der Bischof von Smyrna ist durch die Geschichte seines Märtyrertodes (MartPol, um 156 n. Chr.) und das Zeugnis des Irenäus (Haer III 3, 4) bestens bekannt. Dehandschutter beleuchtet zunächst den Märtyrertod des „idealen Bischofs“ (S. 131), als der er in den Quellen erscheint, und bezieht dabei auch die jüngst bekannt gewordenen „Harris Fragments“ mit ein, die die Rolle der Juden bei der Verhaftung Polykarps betonen. Der nächste Abschnitt ist der

komplexen Überlieferungslage gewidmet. Dehandschutter geht sowohl von der literarischen Einheitlichkeit als auch von der Authentizität des Briefes aus, den er auf 120 n. Chr. datiert. Neben der ausführlichen Dokumentation der intertextuellen Bezüge wird das theologische Profil der Schrift deutlich herausgearbeitet. Sie stellt eine Paränese dar, die die Gemeinde der Philipper zu einem Leben in Gerechtigkeit als Schutz vor der drohenden Verfolgung aufruft. Mit dieser überzeugenden Gesamtinterpretation beschließt Dehandschutter seine kompetente und einladende Einführung in ein für die christliche Identität des zweiten Jahrhunderts grundlegendes Werk.

Weniger Hemmungen, Polykarp als „Schüler des Ignatius von Antiochien“ zu bezeichnen (S. 147), hat Gerd Buschmann in seinem schönen und anregenden Artikel über das Martyrium des Polykarp. Der Autor geht davon aus, dass der Text dieses ältesten, als eigenständige Schrift überlieferten Martyriums aus der Mitte des 2. Jhdts. kein authentisches „Berichtsprotokoll“ (ebd.; gemeint ist wohl „Gerichtsprotokoll“) auf der Basis von Prozessakten darstellt, sondern dass es sich „um einen im Wesentlichen kerygmatischen Text handelt, der zur Erbauung und Ermahnung der frühchristlichen Gemeinden abgefasst wurde und eine ‚evangeliumsgemäße‘ Theologie des Martyriums propagiert“ (ebd.). In Abwehr eines enthusiastischen Drangs zum Märtyrertod geht es der Schrift laut Buschmann um einen angemessenen, d. h. Christus-zentrierten Märtyrerkult. Nach einem Blick auf Textüberlieferung und Editionen diskutiert der Autor die Frage der Authentizität und Integrität der Schrift, die er jeweils mit guten Gründen befürwortet (ausgenommen MartPol 21 f. als sekundäre Ergänzung) – ebenso wie die Frühdatierung auf 155/156–160. Die These der Integrität wird untermauert durch eine ausführliche Gliederung (S. 153f.) – eine solche findet sich in der Literatur nur selten –, die einen in sich geschlossenen Aufbau der Schrift erkennen lässt. Sitz im Leben ist laut Buschmann die Verlesung im Gottesdienst am Todestag des Märtyrers. Mithin gehört der Text zum Genre „Erbauungsliteratur“ (S. 157), die den Gläubigen, der in dieser Welt ein Fremder ist, zur Nachfolge Christi im Leiden aufruft. Dabei wird einerseits der Märtyrer klar von Christus unterschieden, andererseits wird auch die Kritik an der ignatianischen Martyriumssehnsucht deutlich: „Der Unruhe des Ignatius steht die ruhige Gelassenheit Polykarps gegenüber“ (S. 164). Buschmann arbeitet das theologische Profil dieser Schrift, die maßgeblichen Anteil an der Entwicklung einer Theologie des Martyriums hatte und für die weitere Martyriumsliteratur formbildend wurde, sehr klar und ausführlich heraus. Sein reichhaltiger und fundierter Artikel bietet einen vorzüglichen Überblick und Einblick und regt zur Lektüre des Originals an.

Aufgrund ihrer komplexen Überlieferungslage inhaltlich weit weniger ergiebig sind die Fragmente der verschollenen Schrift des Papias von Hierapolis, die der Wiener Systematiker Ulrich H. J. Körtner im folgenden Beitrag beleuchtet. Es ist immerhin erstaunlich, wie viele Informationen er den nach seiner Ausga-

be von 1983/1998 insgesamt 22 Texten (Auflistung der Fundstellen auf S. 174) entlockt. Nach der detaillierten Schilderung der Textüberlieferung geht Körtner zunächst auf Echtheitsfragen und methodische Probleme ein und fördert, wenngleich die schmale Textbasis ein lückenloses Bild unmöglich macht, relativ plausible inhaltliche Eckdaten zu Kosmologie, Eschatologie, frühchristlichem Kontext und Gegnern zu Tage. Den Beitrag beschließen die traditionell in der Forschung bevorzugten einleitungswissenschaftlichen Fragen nach Verfasser (nach Körtner S. 187 „ein Mann der dritten Generation“), Ort und Datierung. Die Schrift, die ein „gattungsgeschichtliches Unikum“ (S. 179) darstellt und Erläuterungen zu Jesusgeschichten und Jesusworten bietet, ist auf jeden Fall theologisch interessant für die Erforschung des frühen Christentums in Kleinasien, wie der Beitrag Körtners anschaulich verdeutlicht.

Von Quadratus stammt das kürzeste Fragment einer frühchristlichen Apologie. Wilhelm Pratscher widmet ihm zwölf Seiten, in denen er auf Überlieferungslage, Verfasserfrage, Anlass, Adressat, Textsorte, Datierung (125/126 n. Chr.), Abfassungsort (Pratscher plädiert für Athen) und das historische und theologische Profil eingeht. Mit einer abschließenden Einschätzung endet das Kapitel. Der Autor bleibt aufgrund der schmalen Textbasis mit Spekulationen wohlthuend zurückhaltend und verzichtet auf gewagte Hypothesen. Immerhin kann er konstatieren, dass die an Kaiser Hadrian gerichtete Schrift wichtig für die Entwicklung der Gattung „Apologie“ gewesen ist und „ein mutiges und überzeugendes Votum für den christlichen Glauben“ (S. 204) darstellt.

Ein ebensolches Zeugnis, formal und inhaltlich jedoch von ganz anderer Art, ist die berühmte „Schrift an Diognet“, die bereits Johann Michael Sailer als eine „Perle der christlichen Literatur“ bezeichnet hat. Horacio E. Lona, durch seinen umfangreichen Kommentar¹ als hervorragender Spezialist für den Diognetbrief ausgewiesen, nimmt in der Einleitung seiner Darstellung dieses Bild auf und betont die Eigenart einer Perle, die zwar „wertvoll und anziehend, aber schwer zugänglich“ ist (S. 208). Vom Adressatenkreis her, der sich nicht auf den binnenkirchlichen Raum beschränkt, würde man „Ad Diognetum“, wie auch das Quadratusfragment, wohl eher unter die Apologeten zählen; die Aufnahme in das vorliegende Handbuch ist der gängigen Praxis der Mehrzahl der Editionen zu den „Apostolischen Vätern“ geschuldet.² Nach einer kurzen Beschreibung der abenteuerlichen Überlieferungsgeschichte sowie der Klärung der einleitungswissenschaftlichen Fragen wie Struktur, literarische Form, Einheitlichkeit (für diese werden gute Gründe angeführt, die Frage bleibt aber letztlich offen) und geistiges Milieu legt Lona den Schwerpunkt auf die Beschreibung des theologischen Profils der Schrift. Sehr detailliert und kompetent zeichnet

1 KfA 8, Freiburg 2001; in seinem Beitrag greift er in den Grundaussagen darauf zurück, vgl. S. 209, Anm. 1.

2 Vgl. S. 210, Anm. 3 bzw. Pratscher in der Einleitung dieses Bandes (S. 12–14).

er ein facettenreiches Bild vom reichen theologischen Gehalt des Werkes: Christentum als „tertium genus“ (neben Judentum und Heidentum), Gottesbild, Christologie und Menschenbild. Abschließend verortet er den Brief oder besser die „Rede in Form einer Lehrschrift“ (S. 210) in Alexandria und datiert sie in die letzten Jahrzehnte des 2. Jhdts., wobei er einen anonymen Lehrer als Verfasser reklamiert. Der Beitrag bietet eine hervorragende Zusammenfassung der wesentlichen Inhalte seines ausführlichen Kommentars und zeigt in sehr anregender Weise den theologischen und spirituellen Reichtum dieser „wenigen Seiten von Ad Diognetum“ (S. 223) auf.

Als letzten Vertreter in der Reihe der „Apostolischen Väter“ stellt David Hellholm, ehemals Professor für Neues Testament an der Universität Oslo, die umfangreichste Apokalypse des Urchristentums vor, die unter dem Titel „Hirt des Hermas/Pastor Hermae“ (PH) in die frühchristliche Literaturgeschichte eingegangen ist. Nach der *opinio communis*, der sich der Autor anschließt, in Rom entstanden, datiert Hellholm das Werk auf „Mitte bis Ende des 2. Viertels des 2. Jh.“ (S. 250). Sein Beitrag, in dem er auf Textüberlieferung, literarische Komposition, das theologische Profil, intertextuelle Bezüge, die unterschiedlichen Kategorien von Christen im Rom der fraglichen Zeit sowie auf die präzise Definition der Textsorte eingeht, ist sehr detailliert und umfassend, methodisch und inhaltlich äußerst reichhaltig und ergiebig. Der Artikel ist keine „leichte Kost“ und erfordert ein gewisses Maß an Konzentration und Sachkenntnis, wenn z. B. die Textsorte „Apokalypse“ verifiziert wird an „textsyntaktisch-strukturellen“, „textsemantischen“ sowie „textpragmatischen Differenzierungsmerkmalen“ (S. 244–246), was manchen Bachelor- oder auch Masterstudenten überfordern dürfte. Derjenige, der sich die Mühe macht, den anspruchsvollen Beitrag über die nicht minder anspruchsvolle Quelle zur frühchristlichen Bußpraxis aufmerksam zu studieren, wird einen wertvollen und umfassenden Einblick gewinnen sowohl in die Ekklesiologie der Kirche Roms als auch in die Eigenarten der christlichen Apokalyptik im frühen zweiten Jahrhundert.

Beschlossen wird das Handbuch durch eine Gesamtschau auf die „Apostolischen Väter gestern und heute“, in der Jörg Ulrich, Kirchenhistoriker an der Theologischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg, das lobenswerte und hilfreiche Ziel verfolgt, die im vorliegenden Band versammelten Fakten und Ergebnisse zusammenzufassen und zu systematisieren – und zwar im Blick auf die Bedeutung der „Apostolischen Väter“ in der frühen Christentumsgeschichte und für unsere Gegenwart. Seine Ausführungen sind „nach dieser doppelten Richtung gegliedert“ (S. 256). Nach einer kurzen Einleitung in Geschichte und Fragwürdigkeit der Sammelbezeichnung „Apostolische Väter“, die sich z. T. mit den Ausführungen in der Einleitung (Pratscher, S. 11–16) überschneidet, macht er im ersten Teil drei Aspekte aus, die die Schriften der „Apostolischen Väter“ prägen und die Beschäftigung mit ihnen für Kirchen- und Theologiegeschichte, Althistoriker und religionsgeschichtlich Interessierte lohnenswert ma-

chen: Es sind die hier vermittelten zentralen Lehrinhalte und ethisch-sittlichen Positionen als Faktoren christlicher Identitätsbildung einerseits (S. 257–261), andererseits die Auseinandersetzung und Abgrenzung mit den Gegnern von außen (Judentum, pagane Kulte, griechische Philosophie) und innen (Gnostiker, Doketen, judaisierende Christen) (S. 261–264), schließlich der Einblick in Praxis und Wirklichkeit der frühchristlichen Gemeinden, d. h. der Gestaltung christlicher Existenz in der Frühphase des Christentums, von der die Schriftengruppe „ein recht lebendiges, facettenreiches Bild“ liefert (S. 264–267; hier: 264). Das führt zu der Frage, ob diese Vätertexte auch in heutigen religiösen, theologischen und kirchlichen Debatten Impulse geben können oder zumindest dazu verhelfen, „die richtigen Fragen zu finden“ (S. 256). Der Autor unterstreicht, dass es zweifellos „ein neu erwachtes Interesse am Religiösen und an den Religionen“ (S. 267) und „ein Bedürfnis nach Orientierung“ (ebd.) gibt, die einen Rekurs „ad fontes“ angeraten sein lassen. Außerdem sind – bei aller „historischen Abständigkeit und manchmal irritierenden Fremdheit dieser Texte“ (S. 269) – im 21. Jhdt. mentale, religiöse und gesellschaftliche Konstellationen auszumachen, „denen die bunte, vielfältige, religiös hoch komplexe Welt des 2. Jh. in mancher Hinsicht verblüffend ähnelt“ (S. 268).³ Entsprechend führt der Verfasser eine Liste von Aspekten stets aktueller Fragen- und Themenkreise an, zu denen die Auseinandersetzung mit den Apostolischen Vätern beachtliche Anregungen und Stimulationen bietet, wie z. B. die Frage nach dem Selbstverständnis des Christentums in einer nichtchristlichen Umwelt oder die Problematik des Synkretismus. Der Beitrag macht deutlich, dass es sich bei den zur Debatte stehenden frühchristlichen Schriften um „echte Kostbarkeiten“ handelt, die „eben doch mehr als nur eine Fundgrube für den historisch-theologisch und dogmengeschichtlich interessierten Spezialisten“ (S. 269) darstellen. Die Lektüre bedarf allerdings einer Einführung, wie sie der vorliegende Band anstrebt, indem er die Schriften vorstellt und erschließt und damit zur Lektüre der Quellen selbst ermuntern will – so schließt der schöne, interessante und nicht nur historisch-theologisch, sondern auch pastoral und spirituell sehr anregende Beitrag von Jörg Ulrich.

Dass dem Sammelband diese Zielsetzung voll und ganz gelungen ist und hier ein wertvolles, sehr informatives Hilfsmittel zum Verständnis der Väter des 2. Jhdts. vorliegt, kann die Rezensentin nur bestätigen. Zwar mangelt es nicht an Einführungen in die Einzelschriften in den entsprechenden Textausgaben und Patrologien, aber eine derart kompakte und fundierte Zusammenstellung mit hohem wissenschaftlichen Anspruch von ausgewiesenen Kennern der

3 G. Schöllgen spricht in ähnlichem Zusammenhang an anderer Stelle von „Situationshomologie“; vgl. ders., *Alte Kirchengeschichte und Theologie der frühen Kirche*, 204–215, hier: 204, in: J. Wohlmuth: *Katholische Theologie heute. Eine Einführung in das Studium*. 2. Aufl., Würzburg 1995.

Materie sucht man vergebens. So ist das Buch nicht nur eine empfehlenswerte Einführung für Studierende, sondern auch Fachleute werden es mit großem Gewinn lesen.

Anette Rudolph, Würzburg
aerudolph@t-online.de

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Brigitte und Hartmut Galsterer: Die römischen Steininschriften aus Köln (IKöln²). Unter Mitwirkung von Stefan Breuer, Bettina Goffin, Michael Herchenbach, Stefan Meusel, Sabine Schmall und Stefan Schrupf. Mainz: Philipp von Zabern 2010 (Kölner Forschungen Bd. 10). 582 S. EUR 92.50. ISBN 978-3-8053-4229-2.

Das römische Köln weist einen der größten und bedeutendsten Bestände antiker Inschriften in Deutschland auf. Diesem Umstand wurde bereits im Jahr 1975 mit der Vorlage eines sehr guten Kataloges Rechnung getragen, der in der Fachwelt zu Recht ein hohes Renomé genießt.¹ In den vergangenen Jahrzehnten sind allerdings zahlreiche Neufunde hinzugekommen, so dass der Bestand inzwischen von 603 auf die stattliche Zahl von 808 Katalognummern angewachsen ist. So war es naheliegend, eine aktualisierte und erweiterte Neuauflage vorzunehmen, zumal der alte Band seit langem vergriffen ist. Die Autoren des ersten Kataloges, Brigitte und Hartmut Galsterer, betreuten das Projekt auch dieses Mal federführend, unterstützt von einem wechselnden Stab an wissenschaftlichen Mitarbeitern (siehe Buchtitel).

Der neue Band weist ein deutlich anderes Erscheinungsbild auf als sein Vorgänger; das nun erheblich größere Buchformat als auch die neue Gestaltung des Layouts stellen eindeutig eine Verbesserung gegenüber der alten Paperback-Ausgabe dar. Nach einem Vorwort des Herausgebers und einer Danksagung der beiden Verfasser werden im einleitenden Kapitel zunächst die Geschichte der epigraphischen Sammlung in Köln, die Fundort-Verteilung der Inschriften innerhalb der Stadt, die Datierungskriterien der Denkmäler sowie der inhaltliche Aufbau des Kataloges beschrieben. Einige erläuternde Zeilen zu den Bildnachweisen der Inschriften beschließen diesen Abschnitt.

Das Kernstück des Buches bildet der über 500 Seiten umfassende wissenschaftliche Katalog, der in insgesamt 8 Gruppen untergliedert ist: I. Weiheinschriften, II. Das Reich und die Stadt, III. Das Militär, IV. Die städtische Gesellschaft, V. Grabinschriften, VI. Inschriftenfragmente, VII. Christliche Inschriften und VIII. Nachträge. Angesichts der großen Zahl an Inschriften taten die Autoren gut daran, fast alle Kapitel noch in weitere Unterabschnitte zu gliedern. So wurde z. B. der Bestand an militärischen Inschriften nach Legionen, Alen, Kohorten, der Flotte und den spätantiken Truppen geordnet, wodurch ein schneller Zugang zu bestimmten Themengruppen möglich wird. Dass einige Inschriften thematisch in verschiedenen Kapiteln untergebracht werden können – die Grabinschrift eines Soldaten hätte man durchaus auch in der Rubrik „Grabinschriften“ platzieren können – und man eine bestimmte Inschrift möglicherweise zunächst an falscher Stelle sucht, ist sicher kein

1 Brigitte und Hartmut Galsterer: Die römischen Steininschriften aus Köln. Wissenschaftliche Kataloge des Römisch-Germanischen Museums Köln. Bd. II. Köln 1975.

gravierender Nachteil. Für eine rasche und erfolgreiche Suche nach einzelnen Denkmälern sorgen nämlich schon die zahlreichen Listen, die der Leser in Kapitel IX „Indices“ und Kapitel X „Konkordanzen“ vorfindet. Den Abschluss des Buches, Kapitel XI, bildet schließlich noch eine Bibliographie, der ein kurzes Abkürzungsverzeichnis sowie ein Bildnachweis zur Seite gestellt sind.

Wie bereits eingangs kurz erwähnt, wurden gegenüber dem alten Katalog eine Reihe von Modifikationen vorgenommen: neben dem größeren Format und dem neuen Layout befinden sich nun die Abbildungen der Inschriften nicht mehr separat am Ende des Buches, sondern wurden in den Katalog übernommen und befinden sich jetzt bei den zugehörigen Textbeschreibungen. Das lästige Hin- und Herblättern zwischen Text- und Tafelteil entfällt somit. Ein optischer Gewinn ist darüber hinaus die „Freistellung“ der fotografierten Denkmäler, die in der Ausgabe von 1975 leider noch mit (mehr oder weniger vorteilhaften) Hintergrund-Motiven abgebildet worden sind. Darüber hinaus enthalten die Texte der einzelnen Katalog-Nummern jetzt deutlich mehr Informationen zu den Denkmälern als dies bislang der Fall war: neu hinzugekommen sind Angaben über das Steinmaterial und den aktuellen Aufbewahrungsort. Besonders hervorgehoben seien die deutschen Übersetzungen der lateinischen Texte, die die epigraphischen Quellen zur Geschichte des römischen Köln nun auch für Leser erschließen, die keine oder nur geringe Kenntnisse der lateinischen Epigraphik besitzen.

Auch die erläuternden Kommentare stellen einen erheblichen Gewinn gegenüber der älteren Katalogausgabe dar, die in der Regel sehr knapp gehalten waren. Die umfangreicheren neuen Texte zeugen von einer fundierten Sachkenntnis der Autoren und einer ebenso intensiven Beschäftigung mit den Denkmälern. Nur in Einzelfällen gelangte der Rezensent zu abweichenden Einschätzungen. Bei dem Kommentar zu Kat.-Nr. 113 liegt vermutlich eine Verwechslung vor: die in der Inschrift erwähnte *legio XV* war nicht, wie behauptet, von 39–69 n. Chr. in Mainz stationiert, sondern befand sich ab 43 n. Chr. nachweislich im Lager *Vetera* bei Xanten. Auch über die These, dass die römischen Centurionen „eine Art Mittelstellung zwischen dem gemeinen Soldaten und den niederen Rängen des Offiziersstandes einnahmen“ (vgl. Kommentar zu Kat.-Nr. 20) kann man unterschiedlicher Auffassung sein; im Allgemeinen werden die Centurionen nämlich dem römischen Offiziersstand zugerechnet.

Bei der Weiheinschrift Kat.-Nr. 184, in der die Kaiser Valerian und Gallienus sowie dessen Sohn Saloninus erwähnt werden, ist eine Datierung in die Jahre 253–268 n. Chr. angegeben. Das Denkmal muss jedoch spätestens im Jahr 260 n. Chr. gesetzt worden sein, da der Caesar Saloninus in diesem Jahr in Köln ermordet wurde und die Stadt bzw. die gesamten Nordwestprovinzen damals unter die Herrschaft des Postumus kamen.

Etwas verwundert nahm der Rezensent zur Kenntnis, dass in den Katalog eine Anzahl von Inschriften aufgenommen wurden, die nicht aus Köln stammen,

sondern vom Römisch-Germanischen Museum aus dem Kunsthandel erworben wurden und die zumeist italische Fundorte, vor allem „Rom“, aufweisen (vgl. die Kat.-Nr. 195, 266, 269, 468, 477, 527, 552 und 781–788). Unter dem Bestand der Kölner Inschriften wirken diese Denkmäler wie „Fremdkörper“ und wären – wenn überhaupt – besser in einem eigenen Kapitel aufgehoben gewesen. Folgt man dem Wortlaut des Buchtitels, dann hätte man auf diese Stücke sogar ganz verzichten müssen.

Als letzter Kritikpunkt ist noch anzumerken, dass die redaktionelle Betreuung der Texte leider nicht immer besonders sorgfältig erfolgt ist. Während man über inkonsequente Schreibweisen – z. B. „Trajan“ (S. 267) und „Traian“ (S. 546), „Centurio“ und „Zenturio“ (beides S. 98) oder „die Römische Kaiserzeit“ (S. 166) und „das römische Reich“ (S. 267) – noch hinweg sehen mag und auch wissenschaftliche Arbeiten sehr oft in unterschiedlicher Weise zitiert werden,² finden sich leider auch einige gravierendere Nachlässigkeiten. So stößt man etwa bei Kat.-Nr. 64 auf eine Abbildung, die zu Kat.-Nr. 46 gehört oder sucht im Literaturverzeichnis vergeblich nach Arbeiten, die im Katalogteil abgekürzt zitiert werden.³ Zweifellos sind die meisten dieser Fehler der langen Entstehungszeit des Buches und den zahlreichen, immer wieder wechselnden Mitarbeitern des Projektes geschuldet. Angesichts dieser Genese hätte dem Band vor seiner Drucklegung ein besonders aufmerksames und intensives Lektorat gut getan. Dann wäre sicher auch noch der eine oder andere „unschöne“ Schreibfehler vor der Drucklegung entdeckt worden.⁴

Mit diesen Anmerkungen soll aber der wissenschaftliche Wert des Bandes keineswegs geschmälert werden. Allein schon die Bearbeitung und Vorlage der riesigen Materialmenge war eine Herkulesaufgabe und verdient großen Respekt. Vor allem aber bietet das Buch einen ebenso aktuellen wie fundierten Überblick über den reichhaltigen Bestand der antiken Inschriften aus der *Colonia Claudia Ara Agrippinensium*. Nach dessen Lektüre bedauert man, dass es in Deutschland nur wenige vergleichbare Publikationen gibt, die den aktuellen Inschriften- und Forschungsstand von anderen römischen Siedlungsplätzen enthalten. Dieses Desiderat gilt leider auch für eine Zusammenstellung der epigraphischen Neufunde in Deutschland insgesamt – die letzte einschlägige Veröffentlichung fand vor inzwischen 35 Jahren statt.⁵

2 Vgl. z. B. die Zitate des Aufsatzes von J. Hupe in den Literaturverweisen der Kat.-Nr. 170 und 171. Auch die „Bonner Jahrbücher“ tauchen in erstaunlich vielen Abkürzungsvarianten, z. B. als „Bonner Jbb.“ oder als „BJ“ oder auch als „B Jbb“, auf.

3 z. B. „Malone 2006“ in Kat.-Nr. 322 oder „Stauner 225“ [sic! Auch die Jahreszahl fehlt] in Kat.-Nr. 313.

4 Etwa „Gallia Lugdunenis“ statt richtig: „Gallia Lugdunensis“; vgl. Kat.Nr. 100.

5 U. Schillinger-Häfele: Vierter Nachtrag zu CIL XIII und zweiter Nachtrag zu Fr. Vollmer, *Inscriptiones Baivaricae*. Inschriften aus dem deutschen Anteil der

Marcus Reuter, Xanten
Marcus.Reuter@lvr.de

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

germanischen Provinzen und des Treverergebietes sowie Rätians und Noricums.
Ber. Röm.-Germ. Kommission 58/2, 1977, 447-604.

J. Beaucamp/F. Briquel-Chatonnet/C. Robin (Hrsgg.): *Juifs et Chrétiens en Arabie aux V^e et VI^e siècles: regards croisés sur les sources*. Paris: Association des amis du Centre d'histoire et civilisation de Byzance 2010 (= ACHCByz 32). 304 S., 18 Abb., EUR 30.00. ISBN 978-2-916716-23-7.

Seit einigen Jahrzehnten zieht der spätantike Nahe Osten zunehmend das Interesse der Forschung auf sich. Während für bestimmte Regionen, die Levanteküste etwa, eine große Anzahl von Quellen relativ leicht zugänglich ist, stellen andere geographische Räume bislang noch weitgehend weiße Flecken auf der Landkarte der spätantiken Forschung dar: der sassanidische Iran gehört dazu, der allerdings zusehends von der Peripherie zu einem neuen Zentrum der Forschung erwächst, die Sinaihalbinsel, deren Quellen¹ erst seit kurzer Zeit in den Focus gekommen sind, sowie die Arabische Halbinsel südlich von ‘Aqaba im Westen bzw. Kuwait im Osten. Mit einem der wichtigsten historischen Ereignisse des spätantiken Südarabiens beschäftigt sich eine französische Forschungsgruppe, nämlich mit dem Konflikt zwischen Juden und Christen unter der Herrschaft des letzten ḥimyarischen Königs Yūsuf As’ar Yat’ar (in den arabischen Quellen „dū-Nuwās“), welcher als das Massaker von Naḡrān (523 n. Chr.) in die Geschichte eingegangen ist. Aus dieser Forschungsarbeit hervorgegangen sind neben der Edition und Übersetzung des Martyriums des Hl. Arethas² auch die Akten einer Konferenz (2008), die hier im Folgenden besprochen werden sollen. Bevor genauer auf den anzuzeigenden Band eingegangen wird, erscheint es sinnvoll, einen Überblick über die historischen Ereignisse im spätantiken Südarabien sowie die Quellenlage zum Massaker von Naḡrān voranzustellen, der zugleich einige Punkte der allgemeinen Einleitung des Bandes (5–8) aufgreift.

Spätestens gegen 270 n. Chr. ging das ḥimyarische Reich als Sieger aus den Auseinandersetzungen mit Saba hervor und vereinigte nach der Unterwerfung von Ḥaḍramaut (um 300 n. Chr.) ganz Südarabien unter ḥimyarischer Herrschaft in einer Stammesföderation. Als deren Zentrum lässt sich Zafār ausmachen (lat. Sa(p)phar, griech. Ταφάρ, Τα(ρ)φάρα bzw. Ταφάρων; etwa 130

- 1 Ein reichhaltiges Konvolut an Texten wurde mit sehr hilfreicher Kommentierung vor kurzem zugänglich gemacht in D. Caner (Hrsg.): *History and hagiography from the late antique Sinai* (with contributions by Sebastian Brock, Richard Price and Kevin van Bladel). Liverpool 2009 (= *Translated texts for historians* 53); vgl. auch Michael Links vorbildliche Edition und Übersetzung: *Die ‚Erzählung‘ des Pseudo-Neilos. Ein spätantiker Märtyrerroman*. München/Leipzig 2005.
- 2 M. Detoraki (Hrsg.): *Le martyre de saint Aréthas et de ses compagnons* (BHG 166). Édition critique, étude et annotation par Marina Detoraki, traduction par Joëlle Beaucamp et appendice sur les versions orientales par André Binggeli. Paris 2007 (= ACHCByz. 27).

km südlich der heutigen yemenitischen Hauptstadt Ṣan‘ā’), das seit etwa einem Jahrzehnt von einem Team der Heidelberger Universität eingehend untersucht wird.³ Gegen Ende des vierten nachchristlichen Jahrhunderts legten die ḥimyarischen Könige den altarabischen Polytheismus ab, die Herausgeber des Sammelbandes setzen etwa das Jahr 380 dafür an, und traten zum Judentum über – ohne aber diesen Glauben zu einer offiziellen Staatsreligion zu machen. Zu Beginn des sechsten Jahrhunderts gelangte Ḥimyar unter äthiopisch-aksümitische Vorherrschaft, nachdem die Ḥimyaren zuvor in den 270er Jahren die äthiopisch-christliche Einflussnahme auf der arabischen Halbinsel entscheidend zurückgedrängt hatten. Ab etwa 500 n. Chr. setzte Aksüm jedoch wieder christliche Vasallen als Könige über Ḥimyar ein (5). Nach dem Tod eines dieser christlichen Könige, Ma‘dīkarib II. Ya‘fūr, im Juni 522, gelangte Yūsuf As‘ar Yat‘ar (der bereits erwähnte dū-Nuwās) an die Macht. Die Chronologie der Ereignisse ist umstritten, der Herrschaftsantritt des dū-Nuwās wird in der Literatur bisweilen bereits auf 517/518 datiert;⁴ ferner ist nicht geklärt, ob er erst in diesen Jahren konvertierte oder bereits schon vorher Jude war. Gesichert hingegen ist, dass er die aksümitischen Truppen aus Ṣafār erfolgreich verdrängen konnte und in der Folge anstrebte, die Aksümiter aus den arabischen Küstenregionen zu vertreiben. Von nicht unerheblicher Bedeutung in diesem Konflikt war die Stadt Naḡrān (heute an der südlichen Grenze Saudi-Arabiens), die schon allein durch ihre geographische Lage als wichtiges Dreh-

3 Vgl. zu den Berichten der Grabung unter der Leitung von Paul Yule, vgl. P. Yule/K. Franke/C. Meyer (u. a.): *Zafar, capital of Himyar, Ibb Province, Yemen. First Preliminary Report: 1998 and 2000, Second Preliminary Report: 2002, Third Preliminary Report: 2003, Fourth Preliminary Report: 2004*. In: *Archäologische Beiträge aus dem Yemen. Mainz 2007* (online unter: <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/propylaeumdok/volltexte/2008/127/>), sowie P. Yule: *Zafār, Capital of Ḥimyar, Fifth Preliminary Report, February–March 2005*. In: *Zeitschrift für Archäologie außereuropäischer Kulturen* 2, 2007, 105–120 (online unter: <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/propylaeumdok/volltexte/2010/477/>); K. Franke/M. Rösch/C. Ruppert (u. a.): *Ṣafār, Capital of Ḥimyar, Sixth Preliminary Report, February–March 2006*. In: *Zeitschrift für Orient-Archäologie* 1, 2008, 208–245; sowie P. Yule (ed.), *Zafār, Capital of Ḥimyar, Rehabilitation of a ‘Decadent’ Society, Excavations of the Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1998–2010 in the Highlands of the Yemen*. Im Druck.

4 Siehe hierzu die von Christian Robin in seinem Beitrag (39–106, hier 78–79) aufgestellte Chronologie der Ereignisse: Zwischen 509 und 521 n. Chr. (vermutlich allerdings zwischen 515 und 518) versuchte Yūsuf As‘ar Yat‘ar offensichtlich schon einmal, die Macht in Südarabien zu übernehmen und wurde im Frühjahr 518 oder 519 von Kālēb zurückgedrängt, der daraufhin Ma‘dīkarib II. Ya‘fūr in Ṣafār einsetzte.

kreuz des Handels sowohl mit Persien als auch mit Byzanz fungierte.⁵ Die Einwohner Nağrāns waren vornehmlich Christen, so präsentieren es uns zumindest die Quellen; ob die Stadt nun tatsächlich eine christliche Majorität aufwies oder ob sich dies nur in der Führungsschicht so darstellte, ist diskutabel. Noch in deutlich späteren, muslimischen Berichten jedenfalls erscheint Nağrān als erste zum Christentum konvertierte Stadt Arabiens, so etwa dem Zeugnis des Muḥammad ibn Ishāq und des aṭ-Ṭabarī zufolge, die sich beide wiederum auf einen nunmehr verlorenen Bericht des yemenitischen Autors Wahb ibn Munabbih (ca. 654–728) stützen. Dem Bericht nach, der sich wie eine Mischung aus christlicher Hagiographie und muslimischer Legende liest, welche ein verklärtes Idealbild der eigenen Annahme des Islāms auf arabischem Boden konstruiert, war es ein gewisser Sklave namens Fīmiyyūn, der den Einwohnern der Oase die Nichtigkeit der heidnischen Idole vor Augen führte und sie von der Übermacht des monotheistischen, christlichen Gottes überzeugte.⁶

Im Zuge des ḥimyarisch-aksūmitischen Konflikts zu Beginn des sechsten Jahrhunderts nun belagerte im Auftrag des dū-Nuwās dessen General Šaraḥ'īl Yaqbul dū-Yaz'an im Sommer 523 Nağrān und die umliegende Oase, wovon vermutlich drei ḥimyarische Inschriften nordöstlich der Stadt zeugen (6). Šaraḥ'īls Blockade erwies sich als ergebnislos, so dass kurze Zeit später dū-Nuwās selbst gegen Nağrān zog, und ihm auf das Versprechen hin, die gesamte Einwohnerschaft am Leben zu belassen, Einlass gewährt wurde. Einmal innerhalb der Stadt richtete sich dū-Nuwās' Aggression allerdings unmittelbar auf diejenigen unter den christlichen Nağraniten, die er in Kontakt mit dem spätromischen Reich – oder zumindest den anti-chalcedonischen Kreisen Nordsyriens – glaubte (6). Den Quellen zufolge ließ dū-Nuwās eine hohe Zahl an Priestern, die sich in der Kirche versammelt hatten, ebendort einschließen und verbrennen sowie die einflussreichsten Einwohner der Stadt augenblicklich hinrichten. In einer mit Pech aufgegoßenen Grube erlitten die „Martyrer von Nağrān“ den Feuertod.

Die Nachricht von dū-Nuwās' Bluttat erreichte in folgenden Jahr den lahmīdischen Königshof in al-Ḥīra, wo der Anti-Chalcedonier Simeon, Bischof von Bēt-Aršam, anwesend war. Simeon gilt als Verfasser eines auf Syrisch verfassten Briefes, der das erste schriftliche Zeugnis zum Massaker von Nağrān darstellt, die Kunde davon schnell verbreitete und im Zentrum einiger Beitrages des hier besprochenen Sammelbandes steht. Von diesem Brief existieren zwei Versionen, deren erster (nach dem Editor hier von den Herausgebern des

5 Zu Nağrān bisher maßgeblich, aber bisweilen überholt: R. Tary: Najrān. Chrétiens d'Arabie avant Islam (Nağrān. Masiḥīyū al-Ġazīra al-'Arabīyah qabla al-Islām). Beirut 1999 (= Recherches. Nouvelle série B, Orient chrétien 8).

6 In der Tat zeigt der Beitrag Christian Roberts (39-106, hier 64), dass sich die bei Ibn Ishāq und aṭ-Ṭabarī erwähnte Episode über die vorchristliche Anbetung eines heiligen Palmenbaums durch keine epigraphischen Funde stützen lässt.

Sammelbandes als *Lettre Guidi* bezeichnet⁷) in einer kurzen und einer langen Fassung überliefert ist, sowie ein weitere Einzelheiten hinzufügender zweiter Brief (hier *Lettre Shahîd*⁸). Das Echo in der christlichen Welt blieb nicht aus: Kurze Zeit später, die Chronologie ist hierbei nicht gänzlich geklärt, entsandte der aksümitische König Kālēb Truppen nach Südarabien, sicherlich auch, um seinen Einfluss im Umkreis der Oase von Nağrān wieder geltend zu machen und zu erweitern. Bereits im ersten Gefecht nach der Ausschiffung der aksümitischen Truppen fiel dū-Nuwās und seine Anhängerschaft zerstreute sich. Kālēb konnte neben Nağrān und Ẓafār das komplette ḥimyarische Einflussgebiet mit den strategisch wichtigen Punkten Ṣan‘ā’ und Mā’rib einnehmen, wobei es nun zu Massakern an den jüdischen Einwohnern kam. Nach einigen Kirchengründungen zog er sich nach Äthiopien zurück nicht ohne vorher wiederum einen christlichen Vasallen als Statthalter eingesetzt zu haben. Die historischen Folgen für Südarabien waren zweifelsohne weittragend: Die Region geriet für die nächsten fünfzig Jahre unter aksümitischen Einfluss, auch die fast tausendjährige alt-südarabische Inschriftenkultur sollte in dieser Zeit zum Erlöschen kommen. Ob freilich dem Postulat der Herausgeber „Le centre de gravité de l’Arabie se déplace plus au Nord, dans le Ḥijāz, où naîtra l’islam“ (7) zuzustimmen ist, bleibt fraglich, ist es doch aus dem Wissen um die weitere Geschichte der Region getätigt. Die Auseinandersetzungen, die die frühe islamische Gemeinde gerade auch mit Südarabien bzw. Äthiopien zu führen hatte, scheinen diese Aussage gerade nicht zu bestätigen.

Von den Geschehnissen dieser Zeit legt neben dem Brief des Symeon von Bēt-Aršam das auf Syrisch verfasste und nur fragmentarisch erhaltene Buch der Ḥimyarer Zeugnis ab,⁹ welches vorgibt, auf Augenzeugenberichten zu beruhen, allerdings weitgehend Informationen der beiden Briefe kolportiert und mit der Wiederherstellung der Ordnung durch Kālēb endet. Ähnlichen Inhalts ist das Martyrium des Hl. Arethas, dessen Edition und Übersetzung Marina Detoraki und Joëlle Beaucamp vorgelegt haben.¹⁰ Das griechische Original des Martyriumberichts durchlief verschiedene Redaktionen und wurde rasch in eine

7 Die Edition des ersten Briefes findet sich in I. Guidi: La lettera di Simeone vescovo di Beth-Arsham sopra i martiri omeriti. In: Atti della Accademia dei Lincei III.7, 1881, 471–515; eine englische Übersetzung bei A. Jeffrey: Christianity in South Arabia. In: The Moslem World 36, 1946, 193–216; zur kürzeren Fassung, vgl. P. Devos: L’abrégé syriaque BHO 104 sur les martyrs ḥimyarites. In: Analecta Bollandiana 90, 1972, 337–359.

8 Ediert und mit ausführlichen Kommentierungen versehen bei I. Shahîd (Hrsg.): The Martyrs of Najrān. New Documents. Brüssel 1971 (= Subsidia Hagiographica 49).

9 Ediert in A. Moberg (Hrsg.): The Book of the Ḥimyarites. Fragments of a hitherto unknown Syriac work. Lund 1924.

10 Siehe oben, Anm. 2.

Vielzahl von Sprachen übersetzt, etwa ins Armenische, Georgische, Arabische und Gə‘əz, wenngleich bei den Übersetzungen auch spätere Ausschmückungen und Zusätze in den Text eingeflossen sind (6). Die Texte stellen eine wichtige Ergänzung unseres Wissens über das Christentum in Südarabien und bieten eine Quelle zur jüdischen Mission in Arabien. Sie sind beeinflusst von bestehenden hagiographischen Vorlagen und strahlten ihrerseits auf neue Hagiographie aus, sei sie syrischsprachig, griechisch oder arabisch; nicht zuletzt fanden sie Eingang in die Kommentierung des Korans, so identifiziert Ibn Ishāqs Tafsīr die „Leute des Grabens“ (*aṣḥābu-l-uḥdūdī*) aus Sure 85:4–6 mit den Geschehnissen von Naḡrān.¹¹

An dieser Stelle sei auf einige weiterführende Publikationen – gerade aus dem Feld der Herausgeber und Beiträger – verwiesen. Bereits vor etwa zehn Jahren erschien ein von Christian Julien Robin herausgegebener Band vor allem zu den epigraphischen Funden,¹² zusammen mit Jérémie Schiettecatte legte er jüngst die Akten eines Kolloquiums zur Archäologie und Epigraphik der Region vor;¹³ ebenfalls aus der Feder Robins stammt ein monographische Länge erreichender Aufsatz zu dū-Nuwās, alias Yūsuf „Joseph“ As’ar Yat’ar.¹⁴ Eine Studie zum Königreich Ḥimyar veröffentlichte 2009 Iwona Gajda.¹⁵ In der Reihe „Le massacre de Najrān“, in der auch dieser Sammelband erschienen ist, haben die Herausgeber noch zwei weitere Bände zu den epigraphischen und literarischen Quellen sowie zur Chronologie und Auslegung angekündigt.¹⁶

- 11 „Qutla aṣḥābu l-uḥdūd / al-nāri dāti l-waqūd / id hum ‘alayhā qu‘ūd“ (Verflucht die Leute des Grabens, des heftig brennenden Feuers, dann, wenn sie darauf hocken! Übersetzung: A. Neuwirth: Der Koran. Bd. 1. Frühmekkanische Suren. Poetische Prophetie. Handkommentar mit Übersetzung. Frankfurt 2011, S. 331). Anders als die Herausgeber angeben (7), sind die „Leute des Grabens“ aber eben nicht die christlichen Märtyrer, sondern die für diese Tat verdammenswerten Juden unter dū-Nuwās.
- 12 Siehe beispielsweise: C. Robin (Hrsg.): L’Arabie antique de Karib’il à Mahomet. Nouvelles données sur l’histoire des Arabes grâce aux inscriptions. Aix-en-Provence: 1991–1993 (= Revue du monde musulman et de la Méditerranée 60–62).
- 13 J. Schiettecatte/C. Robin (Hrsg.): L’Arabie à la veille de l’Islam. Un bilan clinique. Acte de la table ronde tenue au Collège de France, les 28 et 29 août 2006. Paris 2009.
- 14 C. Robin: Joseph, dernier roi de Ḥimyar (de 522 à 525, ou une des années suivantes). In: Jerusalem Studies Studies on Arabic and Islam 32, 2008, 1–124.
- 15 I. Gajda: Le royaume de Ḥimyar à l’époque monothéiste. L’histoire de l’Arabie du Sud ancienne de la fin du IV^e siècle de l’ère chrétienne jusqu’à l’avènement di l’islam. Paris 2009.
- 16 J. Beaucamp/F. Briquel-Chatonnet/C. Robin (Hrsg.): Himyar vaincu par Aksūm. Le dossier des sources épigraphiques et narratives. Paris, in Vorbereitung.

I. NAJRÂN ET L'ARABIE DU SUD

Jérémie Schiettecatte: L'antique Najrân: confrontation des données archéologiques et des sources écrites (11–37)

Der erste Beitrag der Sammlung arbeitet vor allem zwei Punkte heraus; einerseits eine genaue Diskussion der einzelnen Fundplätze in einem „al-Uḥdūd“ genannten Grabungsareal, dessen archäologische Befunde in einem zweiten Abschnitt mit den narrativen Quellen vor allem hinsichtlich der Toponymik verglichen wird.

Das moderne Nağrân zählt zu den sich flächen- und einwohnermäßig am schnellsten ausdehnenden Gebieten Saudi-Arabiens, insofern nimmt es nicht wunder, dass die Stadt archäologisch keineswegs vollständig erschlossen ist. Schiettecatte stützt seine Ausführungen vor allem auf Material, das bei einer amerikanisch-saudischen archäologischen Mission zu Beginn der 1980er Jahre (kurz vor dem Einsetzen des Baubooms) sowie in saudischen Grabungen¹⁷ seit 1997 gefunden wurde (11). Ziel der Diskussion dieser Funde ist die Etablierung einer Siedlungschronologie von al-Uḥdūd, das traditionellerweise mit dem Stadtzentrum der antiken Stadt identifiziert wurde, und sich auf der rechten Flussseite des Wādī Nağrân befindet (12). Das Zentrum al-Uḥdūds stellt ein rechteckig befestigter Siedlungskern intra muros von 230 auf 250 m dar, weitere Funde wurden auf einem Areal extra muros von einer Fläche von ca. 50 ha und einer Längenausdehnung von etwa 1700 m dem Tal nach Norden folgend gemacht (14). Einige der sich innerhalb der Stadtbefestigung befindenden Gebäude konnten aufgrund ihrer Baustruktur und begleitender Keramikfunde vage auf die Zeit zwischen dem dritten vor- und dem dritten nachchristlichen Jahrhundert datiert werden. Hiermit kommt Schiettecatte zu einer Datierung, die sich nicht maßgeblich von der Juris Zarins' 1981 nach den amerikanisch-saudischen Untersuchungen unterscheidet.¹⁸ Bau 45 bzw. 49 weist einen Brandhorizont auf, zudem wurden dort einige südarabische Inschriften gefunden, die neben lokaler Personennamen auch die wohl apotropäische Anrufung „wadd 'ab“ enthalten (Wadd ist eine altarabische Gottheit, die auch bei Ibn al-Kalbī und im Dīwān des an-Nābigā ad-Ḍubyānī¹⁹ relativ prominent Erwähnung fin-

Sowie: Ibid.: Himyar vaincu par Aksūm. Chronologie et essai d'interprétation. In Vorbereitung.

17 Vgl. A. al-Zahrānī (u. a.) (Hrsg.): Preliminary report on the excavations of al-Ukhdūd, Najran. 1417–1424 a. h. (= 1999–2004 a. d.). In: *Atlal* 17–19, 2002–2006.

18 J. Zarins (u. a.) (Hrsg.): The second preliminary report on the southwestern province. In: *Atlal* 5, 1981, 9–42, hier 24.

19 Vgl. Ibn al-Kalbī, *Kitāb al-Aṣnām* 6, 16, hrsg. von R. Klinke-Rosenberger: Das

det). Dies veranlasst Schiettecatte nun zur Annahme, die Bauten wurden vor dem vierten Jahrhundert n. Chr. verlassen (17), als sich mit dem Christen- und Judentum in Nağrān monotheistische Religionen etablierten. Dies muss freilich bloße Spekulation bleiben, es erscheint eher unwahrscheinlich, dass der andernorts bis ins siebte Jahrhundert blühende altarabische Götterglaube hier so abrupt hätte aufhören sollen; jedoch wird korrekt darauf verwiesen, dass die unzureichende Fundlage bei Bau 45 bzw. 49 keine definitive Klärung zulässt. Ein Fundplatz *intra muros* wurde als Heiligtum der Gottheit dū-Samawī durch zwei 1936 bzw. 2005 publizierte Inschriften bestimmt (21), die im nachstehenden Aufsatz Robins diskutiert werden. Der Name des Heiligtums, Kaʿbatān,²⁰ und seine Ausmaße scheinen die Aussage Ibn al-Kalbī, die Banū ʿl-Ḥarīṭ hätten eine Kaʿba in Nağrān besessen,²¹ wenn nicht unbedingt zu bestätigen, so doch zu stützen.

Im Anschluss an die Diskussion des archäologischen Befundes *intra* und *extra muros* stellt Schiettecatte die ebenso berechtigte wie interessante Frage (25–35), ob al-Uḥdūd überhaupt mit dem historischen Nağrān gleichzusetzen sei, erwähnen die süd-arabischen Inschriften doch zwei weitere Siedlungen im Wādī Nağrān, Ragmat^{um} (*Rgmt^m*) sowie Zīrbān. Die Gleichsetzung von al-Uḥdūd (bzw. Madnāt al-Uḥdūd) mit Nağrān ist nicht vor dem zehnten Jahrhundert n. Chr. belegt (25). Der Bezug zu den oben erwähnten koranischen „Leuten des Grabens“ (*aṣḥābu-l-uḥdūdī*) scheint naheliegend, ist aber letztlich nur ein Zirkelschluss, denn auch andere Derivationen der Wurzel „ḥd(d)“ kommen in Betracht: So bezeichnet weiter östlich im Yemen „ḥudād“ die zur längsten Zeit des Jahres ausgetrockneten Fließrinne eines Wādīs, während im Ḥaḍramaut mit dem Begriff „ḥādud“ das letzte eines durch ein Irrigationssystem bewässerten Feldes versehen wird. In den Augen des Rezensenten erscheint es vorstellbar, dass eine Lokalisierung des Geschehens, auf das in Sure 85 verwiesen wird, evtl. schon in frühislamischer Zeit, womöglich aber auch erst deutlich später, angestrebt wurde. Dass Lokaltraditionen bei der Bestimmung von Erinnerungsorten freilich nicht unbedingt auf Genauigkeit, sondern eher Praktikabilität legen, lässt sich für andere Orte nachweisen.²² Schiettecatte weist fach- und quellen-

Götzenbuch. Kitāb al-Aṣnām des Ibn al-Kalbī. Leipzig 1941; an-Nābigā ad-Dubayānī, *Diwān* 23, 6, hrsg. von W. Ahlwardt: *Diwans of the six ancient Arabic poets*. London 1870).

20 Für einen linguistischen Erklärungsversuch für den Konsonantenwechsel von *alif* (in Kaʿbatān) zu *ʿain* (in Kaʿba) siehe den Beitrag von Christian Robin (39–106, hier: 51–53).

21 Ibn al-Kalbī, *Kitāb al-Aṣnām* 28, 8 (siehe oben, Anm. 19)

22 Vgl. etwa O. Limor: *Sharing sacred space. Holy places in Jerusalem between Christianity, Judaism and Islam*. In: I. Shagrīr (u. a.) (Hrsgg.): *In laudem Hierosolymitani*. FS Benjamin Zedar. Aldershot 2007, 219–231; K. Klein: *Vertraute Fremdheit – erlesene Landschaft. Arbeit an Präsenz im Reisebericht der Egeria*.

kundig nach, dass Ragmat^{um} lediglich als Stammes-, und in den südarabischen Inschriften nie als Ortsname verwendet wurde. Dies lässt ihn allerdings nicht ausschließen, dass der Siedlungsort dieses Stammes nicht auch mit dem Toponym Ragmat^{um} belegt wurde. Auch Nağrān erscheint als Stammesname (*s^{2c} bn ngrⁿ*) noch in nachchristlicher Zeit, bezeichnete überdies vom siebten vorchristlichen Jahrhundert bis heute das dort befindliche Tal, taucht aber dann etwa ab der Zeitenwende sowohl in griechisch-römischen Quellen²³ als auch in südarabischen Inschriften sowie in der berühmten Namāra-Inschrift als Ortsname auf (26–27; vgl. auch den Beitrag Christian Robins, 42–48). Die epigraphischen Zeugnisse allerdings, die den Ort Zīrbān erwähnen, lassen keinen Zweifel daran, dass damit al-Uḥdūd gemeint sein muss. Schiettecatte schließt die Existenz zweier rivalisierender Siedlungen im Wādī aus, seine plausible Lösung des Problems besteht darin, Zīrbān als tatsächlichen Namen der befestigten Siedlung, Nağrān hingegen als den Stammesnamen zu interpretieren, bis im Laufe der Zeit letzterer ersteren verdrängte (29–31). Die Lokalisierung von Ragmat^{um} allerdings sei, wenn überhaupt, anderswo zu suchen. Zurecht bemerkt Schiettecatte jedoch abschließend, dass die Gleichsetzung der Siedlung Nağrān mit dem Fundplatz al-Uḥdūd ein großes Problem aufwirft, nämlich das Fehlen von Funden *intra muros*, die später als das vierte Jahrhundert datieren. Schiettecatte schließt aus, dass der Bereich *extra muros* ein eigenes Befestigungssystem besaß, ebenso hält er es für unwahrscheinlich, dass die Nachrichten über die ḥimyarische Belagerung 523 eine Fiktion der Quellen sein mag (zumal sie ja auch durch eine Inschrift der Belagerer belegt ist), oder dass eben Nağrān doch anderswo im Wādī zu suchen sei. Auch wenn sich die archäologischen Untersuchungen bisher auf den östlichen Teil des etwa 5 ha großen Areals *intra muros* beschränkten, was Schiettecatte als Erklärungsversuch verwendet, so verwundert es doch, dass weder die in den Quellen erwähnte Kirche noch ein postulierbares *Martyrion* für die Blutzugeen des Massakers belegt werden konnten. Dies widerspricht auch den Aussagen späterer muslimischer Geographen; al-Yāqūt spricht von einem Kloster und zwei Mönchen aus Nağrān, al-Balāḍurī von Mönchtum (*rahbāniya*).²⁴ Der einzige archäologisch belegbare Beweis einer christlichen Besiedlung von al-Uḥdūd lässt sich durch einige *extra muros* gefundene Keramikfragmente mit Kreuzdekorationen erbringen (33, Abb. 9), deren Datierung jedoch nicht angesprochen wird. Es ist vorstellbar, dass die Sied-

In: H. Baumann (u. a.) (Hrsgg.): *Reise und Heimkehr als kulturalanthropologische Phänomene*. Marburg 2010, 159–174.

23 Strab. 16, 4, 24; Plin. nat. 6, 32, 17; Ptol. Geogr. 6, 7, 37 sowie Amm. 23, 6, 47.

24 Vgl. Yāqūt al-Ḥamawī, *Mu‘ğam al-buldān*, hrsg. von Ferdinand Wüstenfeld: *Jacut's Geographisches Wörterbuch aus den Handschriften zu Berlin, St. Petersburg und Paris*. Leipzig 1866–1873; Nachdruck Beirut: Dār Ṣādir 1957, Bd. 2, 667 und 703; al-Balāḍurī, *Futūḥu-’l-buldān*, hrsg. von Ṣalāḥ ad-Dīn Munağğid: *Balāḍurī. Futūḥu-’l-buldān*. Kairo 1956, 56–57.

lung in der Mitte des siebten Jahrhunderts größtenteils verlassen wurde, als Kalif ‘Umar ibn al-Ḥaṭṭāb die christlichen Einwohner Naḡrāns (bzw. nur die Monophysiten unter ihnen) nach Naḡrāniyya in der Nähe von Kūfa umsiedelte (35). Für die in diesem Band diskutierte Periode der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts lassen sich allerdings Quellen und archäologischer Befund vorerst nicht in Einklang bringen.

Christian Julien Robin: Naḡrān vers l’époque du massacre: notes sur l’histoire politique, économique et institutionnelle et sur l’introduction du christianisme (avec un réexamen du Martyre d’Azqīr) (39–106)

Robins Beitrag untersucht in drei Teilen zuerst die Geschichte der Oase Naḡrān bis zum Jahre 523 n. Chr., behandelt dann ausführlich die Einführung des Christentums in der Stadt und tritt nach einer Analyse des *Martyriums des Azqīr* für den Quellenwert dieses hagiographischen Textes ein.

Robins Abriss der Geographie sowie der Geschichte Naḡrāns ab dem siebten Jahrhundert (40–48) ergänzt in weiten Teilen die zuvor von Schiettecatte geleitete Darstellung. Bisweilen wäre eine klarere Aufteilung des Materials zwischen beiden Beiträgen wünschenswert gewesen, da sich zahlreiche Dopplungen ergeben. Wirklich weiterführend sind vor allem Robins linguistische Ausführungen, wie aus dem alttestamentarischen hebräischen Ortsnamen Ra‘ma die Bezeichnung „Ragmat^{um}“ entstehen konnte (45–47), die, wie der Beitrag Schiettecattes zeigte, der Name für die Hauptstadt der Oase vom siebten bis zum vierten vorchristlichen Jahrhundert war. Die knappen Ausführung zur Einwohnerzahl bleiben relativ ergebnislos, die späteren muslimischen Quellen sprechen von 40000 bzw. 120000 Kriegerern aus Naḡrān zu Zeiten Muḥammads; hilfreicher ist vielleicht eine sabäische Inschrift aus dem dritten Jahrhundert,²⁵ die verzeichnet, dass nach der Niederschlagung einer Revolte etwa 1000 Mann in Naḡrān (d. h. dem gesamten Wādī) getötet, etwa 500 gefangen genommen wurden, und dass das Tal achtundsechzig Dörfer zähle. Interessanter ist Robins Vorschlag zur Deutung des bereits angesprochenen Heiligtums „Ka’batān“. Dieses sei im vierten nachchristlichen Jahrhundert zu einer monotheistischen Kultstätte geworden, was dann später die muslimischen Geographen dazu veranlasst hätte, rückwirkend von Ka’batān auch als „Kirche“ oder „Kloster“ zu sprechen (52), auch Ibn al-Kalbī spreche deswegen nicht von einer kultisch gebrauchten Ka‘ba (ka‘ba ‘ibāda), sondern von einem bloßen Raum (ḡurfa).²⁶ Diese Interpretation ist zwar vorstellbar, aber hypothetisch: Vorsichtiger wäre es eher von einem Henotheismus zu sprechen; generell zeigt sich hier ein auch schon in

25 Vgl. A. Jamme (Hrsg.): Sabaeen inscriptions from Maḡram Bilqīs (Mārib). Baltimore 1966, no. 577/14.

26 Vgl. oben, Anmerkung 21.

der Schlussbetrachtung des vorstehenden Aufsatzes sichtbares Bemühen, alle verfügbaren Quellen zu einem Gesamtbild zu harmonisieren, das aber dann eben doch nur Spekulation bleiben muss.

Mit dem Übergang von Polytheismus zum Monotheismus beschäftigt sich der zweite Abschnitt (62–79) unter besonderer Berücksichtigung des *dū-Samawī* als Hauptgott der Oase (62–63). Robin bietet eine genaue Analyse aller verfügbaren epigraphischen Zeugnisse ohne jedoch die einschlägige Forschungsliteratur zu diskutieren (es seien hier exemplarisch nur Patricia Crone und Michael Lecker genannt, auf deren Arbeiten nur in anderem Kontext verwiesen wird), so dass die Gründe für die Übernahme des Judentums bzw. des Christentums einmal mehr in die Interpretationsrichtung eines „Marktplatzes der Religionen“ gehen, in der Monotheismus als spiritueller und persönlicher Form der Religiosität beschrieben wird (64). Robin gelingt es allerdings – ausgehend von den inschriftlichen Zeugnissen und gestützt durch (bisweilen spätere) Textquellen – eine eindrucksvolle Chronologie der Ereignisse aufzustellen, die mit der legendenhaften Konversion eines gewissen Ḥannān (oder Ḥayyān, wenn, wie Robin annimmt, tatsächlich beide Namen die gleiche Person bezeichnen²⁷) um ca. 450 n. Chr. beginnt und über die ersten lokalen Märtyrer (der Priester Azqīr, um 470–475; Bischof Paul I. von Nağrān, zwischen 485 und 500) und die Ereignisse des Massakers bis hin zur Wiederherstellung der Ordnung durch den aksümitischen König Kālēb im Juni 525 reicht (78–79). Erwähnenswert ist hierbei auch die Diskussion über eine potentielle erste Herrschaft des Yūsuf Asʿar Yatʿar (*dū-Nuwās*) (76–78).

Mit einer Neubetrachtung der Märtyrerakten des Azqīr schließt Robins Beitrag (80–98). Der in der Edition von Carlo Conti Rossini²⁸ kaum neun Seiten füllende Text ist auf Gəʿəz erhalten und wohl eine vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts entstandene Übersetzung einer arabischen Version. Robin merkt allerdings zurecht an, dass der Märtyrer Azqīr nicht im Synaxarion von Alexandria erwähnt wird, was wiederum für eine Entstehung des Textes in Äthiopien auf Gəʿəz deuten könnte. Der Text war bereits Gegenstand früherer Unter-

27 Ḥannān wird in der nestorianischen Chronik von Seʿert, die nur auf Arabisch überliefert ist, Ḥayyān im anti-chalcedonischen (auf Syrisch verfassten) Buch der Ḥimyaren als erster Einwohner von Nağrān, der das Christentum annimmt, aufgeführt. Ein Schreibfehler zwischen den arabischen Buchstaben *nūn* und *yāʿ* erscheint allerdings wahrscheinlicher als zwischen den syrischen Buchstaben *nūn* und *yod* (67).

28 C. Conti Rossini (Hrsg.): Un documento sul cristianesimo nello Iemen ai tempi del re Šarāḥbīl Yakkuf. In: Rendiconti della Reale Accademia dei Lincei. Classe di Scienze morali, storiche e filologiche. Serie quinta 19, 1910, 705–750. Vgl. auch: A. Bausi/A. Gori (Hrsg.): Tradizioni orientali del “Martirio di Areta”. La prima recensione arabe e la versione etiopica, edizione critica e traduzione. Florenz 2006 (= Quaderni di Semitistica 27).

suchungen;²⁹ er behandelt das Martyrium des Priesters Azqīr, der unter der Herrschaft des Juden Sarābhīl Dānkōf, König von Ḥamēr, die Bewohner von Nağrān im Christentum unterweist und Wunder wirkt. Robins eingehende Untersuchung der Topo- und Anthroponymik des Martyriums zeigt auf, dass sich viele der erwähnten Persönlichkeiten tatsächlich inschriftlich fassen lassen (85–95), so etwa der erwähnte Sarābhīl Dānkōf in einer sabäischen Inschrift als Šuriḥbi’īl Yakkuf (85–86; 96), was Robin darauf schließen lässt, dass der Verfasser des Martyriums des Azqīr über eine genaue Kenntnis von Nağrān besessen haben, den Text entweder dort verfasst oder vielleicht dort geboren worden sein muss (97). Hinsichtlich der Frage nach der Originalsprache des Textes schließt Robin aufgrund von linguistischen Gesichtspunkten das Syrische aus, eine griechische Fassung sei vorstellbar, jedoch wurde die Gə‘əz-Fassung sicherlich von einer arabischen Zwischenübersetzung gefertigt. Am wahrscheinlichsten erscheint ihm dennoch eine arabische Originalfassung, die nicht vor dem achten Jahrhundert entstanden ist, für die der Autor aber möglicherweise Originaldokumente zur Disposition hatte (97).

Iwona Gajda: Quel monothéisme en Arabie du Sud ancienne? (107–120)

Der Beitrag Gajdas stützt sich vor allem auf eigene Studien aus einem Kapitel ihrer Monographie zum Königreich von Ḥimyar sowie aus zwei Aufsätzen zum Thema.³⁰ Noch im dritten Jahrhundert lässt sich epigraphisch ein weit verbreiteter Henotheismus um den Hochgott ‘Attar feststellen, wobei einzelne Stämme freilich ihre eigenen Schutzgottheiten, Familienverbände ihre Hausgötter verehrten (107). Ab dem Ende des vierten Jahrhunderts versiegen die polytheistischen Inschriften zugunsten von monotheistischen, die häufig eindeutig jüdischen bzw. judaisierenden Charakter tragen. Vor allem drei Typen von monotheistischen Bezeichnungen lassen sich in den südarabischen Inschriften nachweisen, dies sind einmal Titel wie „Herrscher des Himmels“ (*b’ls^lmyⁿ* oder *mr’ s^lmyⁿ*) bzw. „Herr über Himmel und Erde“ (*mr’ s^lmyⁿ w-’rⁿ*), ferner der gängige semitische Gottesname „Ilān“ (bzw. „Ilahān“ oder „Il“ (*’lⁿ*, *’lhⁿ*, *’l*))

29 Vgl. A. Beeston: The Martyrdom of Azqīr. In: Proceedings of the Seminar for Arabian Studies 15, 1985, 5–10; Z. Rubin: Ha-Martīriyūm šel Azqīr ve-hama’avak ben ha-yahadut la-natsrut bi-Drom ‘Arav ba-me’ah ha-ḥamišit la-sfirah (Das Martyrium des Azqīr und der Kampf zwischen Juden- und Christentum in Südarabien im fünften Jahrhundert n. Chr.). In: A. Kasher (u. a.) (Hrsgg.): Dor le-dor. FS Yehoshua’ Efron. Jerusalem 1995, 251–284.

30 Vgl. die bereits oben erwähnte Monographie (Anm. 15) sowie I. Gajda: Les débuts du monothéisme en Arabie du Sud. In: Journal Asiatique 290, 2002, 611–630; *ibid.*: Monothéisme en Arabie du Sud préislamique. In: Chroniques Yémenites 10, 2004, 22–34.

sowie „Raḥmānān“ (*Rḥmnⁿ*), der „Erbarmer“. Drei Inschriften nennen ihn aber auch Rabbyahūd (*rbyhd*, *rbhd* bzw. *rbhwd*), „Herr der Juden“, eine Bezeichnung die weder im Hebräischen noch Aramäischen auftritt (108). Vor dem sechsten Jahrhundert erscheint das Christentum an keiner Stelle in den bisher gefundenen Inschriften – entgegen den Aussagen externer Textquellen, die die Vorgeschichte des Massakers plakativ als Konflikt zwischen Juden- und Christentum präsentieren. Die epigraphisch erwähnten Kultorte werden meist mit *mkrb* (wörtl. etwa „Ort zum Beten“) bezeichnet, jeweils einmal sind *ms'gd* (vgl. arab. *masǧid*, heute „Moschee“) oder *kns't* (vgl. hebr. *kānēset*, ab dem 1. Jh. v. Chr. „Synagoge“) bezeugt, Kirchen werden – wiederum erst ab dem sechsten Jahrhundert – als *qls'* (vgl. griech. *ἐκκλησία*) oder *b't* bezeichnet (111–113).

Die Gestalt des Monotheismus in Südarabien wurde oft als „ḥimyarischer Monotheismus“ bezeichnet, dies allerdings vor dem Auffinden zahlreicher jüdischer oder judaisierender Inschriften, die die spätere Forschung dazu veranlassten, den Glauben als (urtümliches) Judentum anzusehen (115). Christian Robin hat als erster die Bezeichnung „raḥmanisme judaïsant“³¹ verwendet für ein Volk, das vorwiegend aus politischen Gründen zum Judentum übergetreten sei, ohne dass dies eine durchgängige Konversion der gesamten Bevölkerung bezeichne. Gajda setzt hier an, nennt auch die in Aphrodisias inschriftlich erwähnten „Juden und Gottesfürchtigen (θεοσεβεῖς)“ als Vergleichsbeispiel (116).³² Aufgrund der vagen Aussagen der Inschriften erscheint Gajdas Vorschlag sehr überzeugend, den südarabischen Monotheismus nicht als „Judentum“ per se anzusehen, sondern eher als Ausdrucksform einer ans Judentum angelehnten und von ihm beeinflussten Religion der „Gottesfürchtigen“, die nur bestimmte Aspekte des mosaischen Gesetzes befolgten (monothéisme judaïsant, 117).

II. NAISSANCE DE LA TRADITION

Françoise Briquel-Chatonnet: Recherches sur la tradition textuelle et manuscrite de la Lettre de Siméon de Bet Arsham (123–141)

Mit der Texttradition der Symeon von Bēt-Aršam zugeschriebenen Briefe, beschäftigt sich Briquel-Chatonnet. Der erste Brief, *Lettre Guidi*, wird in einer kürzeren Form in der Kirchengeschichte des Pseudo-Zacharias Rhetor sowie in der Chronik von Zuqnin zitiert, eine Version fand Eingang in die Chronik Mi-

31 Vgl. C. Robin: Le judaïsme de Ḥimyar. In: *Arabia* 1, 2003, 97–172, hier 154.

32 Vgl. J. Reynolds/R. Tannenbaum: *Jews and God-fearers at Aphrodisias. Greek inscriptions with commentary*. Cambridge 1987; M. Williams: *The Jews and God-fearers inscription from Aphrodisias. A case of Patriarchal interference in early 3rd century Caria?* In: *Historia* 41, 1992, 297–310.

chaels des Syrers. Briquel-Chatonnet erklärt die handschriftliche Überlieferung (128–131), die sie in eine westliche und östliche Tradition unterteilt (auf letzterer beruht vor allem Guidis Edition) und zeigt anhand unterschiedlicher Elemente auf, dass der *Lettre Guidi* offensichtlich noch vor den Veränderungen der in die Chroniken aufgenommenen Kurzversion einer Redaktion unterzogen wurde. Ausgehend von der Neudatierung des Martyrium des Arethas³³ auf ca. 565 n. Chr., kommt sie zu dem Schluss, dass die Langversion des Briefes, das weiten Teilen des Martyriumtextes zugrunde liegt, den beschriebenen Geschehnissen zeitlich am nächsten stehe (127).

David Taylor: A stylistic comparison of the Syriac Ḥimyarite martyr texts attributed to Simeon of Beth Arsham (143–176)

Zu Beginn seines Beitrages über die Simeon von Bēt-Aršam zugeschriebenen Texte mahnt Taylor zur Vorsicht, diese literarischen Texte allzu leichtfertig als Dokumentarquellen anzusehen (143–144). Im Folgenden entfaltet er eine genaue Analyse der erhaltenen syrischen Texte zu den ḥimyarischen Märtyrern sowohl im Bezug auf Motive und Elemente der Handlung als auch auf den lexikalischen Wortgebrauch. Eine Problematik ergibt sich freilich daraus, dass nur ein weiterer Text Simeons überliefert ist, sein Brief „über Barsauma und die Häresie der Nestorianer“³⁴, der keinen idiosynkratischen Sprachgebrauch feststellen lässt, der die Zuschreibung der ḥimyarischen Märtyrertexte rechtfertigen würde (149). Auch Taylor kommt wie Briquel-Chatonnet zur Erkenntnis, dass die in den Chroniken überlieferte Kurzform des Briefes (bei Taylor *Letter C*, „la forme courte“) zumindest auf eine frühere Version des *Lettre Guidi* zurückgehen muss (150, 158–160). Gegen die Forschungsmeinung, dass *Letter C* eine gekürzte Fassung des *Lettre Guidi* sei, sprechen auch einige markante theologische wie inhaltliche Unterschiede (154–157). Der lange Zeit für älter gehaltene *Lettre Guidi* weist einige Merkmale auf, die in diesem Licht lediglich als spätere hagiographische Ausmalungen erscheinen (165), so dass Taylor die Möglichkeit in Betracht zieht, dass tatsächlich *Letter C* die dem Original des Simeon von Bēt-Aršam am nächsten stehende Form, der *Lettre Guidi* hingegen eine literarische Ausgestaltung dessen sei. In seiner Analyse des *Lettre Shahîd* widerspricht Taylor der These Shahîds,³⁵ der die Autorschaft Simeon von Bēt-Aršam zugeschrieben hatte. Einer der bedeutenden Unterschiede zwischen *Lettre Guidi* und *Shahîd* ist, dass in ersterem die Märtyrer allesamt Laien

33 M. Detoraki (Hrsg.): Le Martyre de Saint Aréthas et de ses compagnons (BHG 166), 97–99 (siehe oben, Anm. 2).

34 Vgl. G. S. Assemani: Bibliotheca Orientalis Clementino-Vaticana I. Rom 1719, 346–358.

35 Vgl. I. Shahîd: The Martyrs of Najrân (siehe oben, Anm. 8), 31–33.

von oftmals hohem sozialen Rang sind, während sie in letzterem als Mönche, Nonnen und Klerus beschrieben werden, die in der Kirche verbrannt werden; zahlreiche weitere Christen stürzen sich ins Feuer, um Anteil am „Wohlgeruch“ (*rīḥā*) der verbrennenden Priester zu haben.³⁶ In den Augen Taylors stellt dieser zweite Brief „a full-blown hagiographical work“ dar, das nicht mehr dazu diene, einen potentiellen Adressaten zur sofortigen Handlung nach dem Massaker zu überreden, sondern einem breiteren Publikum eine zuverlässige Beschreibung der Geschehnisse zu liefern (166–170). Eine kurze Betrachtung des Buches der Ḥimyaren zeigt, dass auch hier Shahīds Annahme der Autorschaft Simeons ausgeschlossen werden muss (171–172). Dem Beitrag ist ein tentatives Stemma der Texte beigegeben (172).

Marina Detoraki: Un hagiographe à l’oeuvre: le *Martyre d’Aréthas* et ses sources (177–190)

Mit Quellenstudien zu dem von ihr edierten Martyrium des Arethas beschäftigt sich Detoraki. Während sich mit den bereits erwähnten und von Briquel-Chatonnet sowie Taylor untersuchten syrischen Texten einige der Quellen benennen lassen, bleiben die Vorlagen für bestimmte Episoden des Martyriumberichts im Dunkeln. Detoraki verweist auf die Bedeutung der biblischen Makkabäerbücher für den hier behandelten Text und deutet Parallelen zum *Kəbrā Nāgāst* sowie zum Leben des hl. Gregentios an (179).³⁷ Während der griechische Text tief aus seinen syrischen – zweifelsohne anti-chalcedonischen – Quellen schöpft, kann Detoraki allerdings aufzeigen, dass gerade die Zusätze eine interessante Tendenz aufweisen: Sie siedeln die Beschreibung der lokalen Ereignisse in einem größeren Rahmen an, dem des spätantiken christlichen Kaiserreiches und seiner Kirche (185–187), und binden so den Text in einen weltgeschichtlichen Kontext ein. So lassen sich auch die vom Verfasser integrierten anti-nestorianischen Polemiken erklären (188), die auf den ersten Blick für den sudarabischen Kontext verwunderlich erscheinen.

Gianfranco Fiaccadori: On the place of composition of the Martyrion of Arethas (191–196)

In seinem kurzen Beitrag stellt Fiaccadori die Frage nach dem Abfassungsort

36 *Lettre Shahīd* 7, 18, 10, 22 (wie Anm. 8). Für eine olfaktorisch orientierte Studie zum frühen Christentum vgl. S. Harvey: *Scenting salvation. Ancient Christianity and the olfactory imagination*. Berkeley 2006.

37 Zu letzterem vgl. A. Berger: *Life and work of Saint Gregentios, Archbishop of Taphar*. Berlin 2006.

des eben von Detoraki quellentechnisch untersuchten griechischen Texts, auf den erstmals in der Chronik des Theophanes im neunten Jahrhundert verwiesen wird (191). Fiaccadoris Ausführungen schweifen allerdings bisweilen nicht unerheblich vom Thema ab, können aber doch zumindest anreißen, dass der Text des Martyriums des Arethas an einigen Stellen den Schluss zulässt, dass Jerusalem hier eine prominentere Rolle spielt als Alexandria (194). Das Fehlen einer Erwähnung der Märtyrer im Synaxarion von Alexandria wurde bereits angesprochen. Auffällig erscheinen die guten Kenntnisse des Autors über das Rote Meer und seine Häfen (Aila, Klyasma, Berenike), für Fiaccadori ein Beleggrund, eine „monastic invention of giving Sinai a rôle in the punishment of the persecution launched in Arabia by dhū Nuwās“ anzunehmen (195), und die Halbinsel als Abfassungsort vorzuschlagen.

Joëlle Beaucamp: Le rôle de Byzance en mer Rouge sous le règne de Justin: mythe ou réalité? (197-218)

Beaucamps Antwort auf die von ihr gestellte Frage nach dem byzantinischen Einfluss im Roten Meer unter Justin und Justinian fällt eindeutig in Richtung „Mythos“ aus.³⁸ Byzanz zeigte weder besonderes Interesse noch Präsenz in dieser Region. Beachtung schenkt sie in ihrer ausführlichen Diskussion des Quellenmaterials der Frage nach dem Quellenwert des griechischen Martyrium des Arethas (206–214). Kaiser Justin I. nimmt eine wichtige Rolle in diesem Text ein, so ist er es, der die Nachricht über das Massaker des dū-Nuwās (Δουναάς) dem Patriarch von Alexandria weiterleitet, welcher daraufhin den äthiopischen König, hier Ἐλεσβαάς genannt, zum militärischen Eingreifen bewegt (210); an anderer Stelle schreibt Justin direkt an Elesbaas. Trotz bisweilen sehr akkurater Ortskenntnis (etwa die bereits angesprochenen Häfen), fällt Beaucamp allerdings auch frappierende Unkenntnis auf, etwa die Aussage, man könne zu Fuß von Äthiopien nach Ḥimyar gehen (215).

III. DÉVELOPPEMENT DE LA TRADITION

Bernard Outtier: L'apport des versions arménienne et géorgienne du Martyre d'Aréthas (221–226)

Outtier weist anhand von in allen georgischen Handschriften enthaltenen iden-

38 Zur von Beaucamp verwendeten Literatur lässt sich noch nachtragen: D. Letsios: Βυζάντιο και Ερυθρά Θάλασσα. Σχέσεις με τη Νούβια, Αιθιοπία και Νότια Αραβία ως την Αραβική κατάκτηση (Byzanz und das Rote Meer. Beziehungen mit Nubien, Äthiopien und Südarabien bis zur arabischen Eroberung). Athen 1988

tischen Schreibfehlern nach, dass eine einzige Übersetzungen allen bekannten, teilweise nur fragmentarisch überlieferten Manuskripten (Katharinenkloster (2), Tbilissi, Cambridge) zugrunde liegt (222), für die das Sabas-Kloster als Abfassungsort, das achte Jahrhundert als etwaiger Zeitraum vorgeschlagen wird (223). Von der armenischen Übersetzung existieren vier Handschriften in der Bibliothèque nationale de France, eine im Mechitharistenkloster San Lazzaro sowie eine im Matenadaran, Yerevan (223–224). Auch wenn es verblüfft, dass der Name des Märtyrers in der armenischen Version den semitischen stimmlosen pharyngalen Frikativ (Ḥ) bewahrt hat (vgl. die arab. Namensform Ḥarīt vs. griech. Ἀρέθας; die armen. Fassungen schreiben Xaretʿaj), schließt Outtier aus, dass eine andere Sprache als das Griechische der Übersetzung zugrunde gelegen haben könnte; seine sehr vorsichtige Einordnung der Übersetzung lokalisiert diese in Palästina mit dem siebten Jahrhundert als frühestem Zeitpunkt (225).

Paolo La Spisa: Les versions arabes du Martyre de saint Aréthas (227–238)

Zehn Handschriften des Textes sind auf Arabisch verfasst, darunter eine in Garšūnī, d. h. in mit syrischen Buchstaben wiedergegebenen Arabisch (227). La Spisa ergänzt mit seinen Ausführungen den guten Appendix André Bingellis in Marina Detorakis Edition und gibt überdies eine Übersicht der Publikationsorte der verschiedenen arabischen Versionen (228–229). Mit großer Quellenkenntnis zeigt La Spisa anschaulich auf, dass auch andere arabische Texttraditionen in die Übersetzungen (bzw. Weiterschreibung) des Martyrium des Arethas eingeflossen sind (235–236).

Zeev Rubin: Some observations on Islamic traditions concerning the persecution of Christians in Najrān (239–240)

Zeev Rubins Tod im Mai 2009 verhinderte die Ausarbeitung seines Beitrages, von dem ein zweiseitiges Quellenpapier publiziert wurde. Die dort gelieferte Aufstellung der arabischen Zeugnisse über den bereits oben erwähnten Missionar Fīmiyyūn, über dū-Nuwās' Weg zur Macht und seine Konversion zum Judentum sowie über die „Leute des Grabens“ sind auch für sich allein ausgesprochen hilfreich.

Alessandro Bausi: The massacre of Najrān: the Ethiopic sources (241–254)

Alessandro Bausi, der Herausgeber der äthiopische Version,³⁹ stellt seiner Betrachtung der literarischen Quellen einen kurzen Überblick über die Inschriften Kālēbs voran (242–243). Neben den äthiopischen Märtyrerakten des Arethas (*Gadla Hirut*) beinhalten noch weitere Texte, wie etwa die hagiographische Sammlung der „Neun Heiligen“ aus dem späten fünften bzw. frühen sechsten Jahrhundert, Verweise auf die Geschehnisse in Nağrān (245–248). Am weitreichendsten sind allerdings die Verweise im *Kəbrā Nəgāšt*, dem „Ruhm der Könige“, dessen letzte Kapitel die Christenverfolgung erwähnen und den Triumph Kālēbs, hier mit Justin I. alliiert, feiern: Die beiden Herrscher, die in Jerusalem einen feierlichen Bund geschlossen haben, sind Gottes Werkzeug, um die Juden ein für allemal auszulöschen und die Gottesherrschaft herbeizuführen. Kālēbs Erstgeborener, Esrāʾēl, soll zum Herrscher Nağrāns werden, sein jüngerer Bruder, Gabra Masqal, wird dem Vater auf dem Thron Äthiopiens nachfolgen (244). Die äthiopische Version der Arethasakten wurde aus dem Arabischen übersetzt und in die hagiographische Sammlung *Gadla samaʿtat* aufgenommen, die zwischen dem 4. und 7. Jh. entstand und zwischen dem 13. und 15. Jh. erweitert wurde (245). Für die äthiopischen Arethasakten ergibt sich ein terminus ante quem von 1291/92 n. Chr.

Bausis Beitrag schließt sich ein Addendum (249–251) vom Januar 2010 an, in dem er von einem neuen Manuskriptfund der Arethasakten berichtet, dessen Text deutlich enger am griechischen Original angelehnt ist, allerdings in der Schreibung der Eigennamen Schreibweisen, die sich nur mit einer arabischen Vorlage erklären lassen, aufweist; auch zum Buch der Ḥimyaren lassen sich einige Bezüge feststellen.

Muriel Debié: Le Kebra Nagast éthiopien: une réponse apocryphe aux événements de Najran? (255–278)

Auch Debiés Beitrag befasst sich mit dem bereits bei Bausi angesprochenen äthiopischen *Kəbrā Nəgāšt*, das von der Forschung ins späte 13. oder frühe 14. Jahrhundert datiert wird. Zurecht verweist sie auf die biblischen Konnotationen, die im Namen des äthiopischen Königs Kālēb mitschwingen, der zu einem christlichen heiligen König par excellence stilisiert wird (256–257).⁴⁰ De-

39 A. Bausi/A. Gori (Hrsg.): Tradizioni orientali del “Martirio di Areta” (siehe oben, Anm. 28), hier 89–306.

40 Vgl. Num. 13, 1–14, 38 über die Aussendung von zwölf, die Stämme repräsentierenden Kundschaftern, die Mose nach Kanaan ausschickt, und von denen nur Kaleb (neben Josua) als einziger mit hoffnungsvoller Botschaft zurückkehrt.

bié zeigt die verschiedenen Bestandteile und Vorlagen des nicht chronologisch einheitlichen entstandenen Textes auf, und geht dabei besonders auf die antijüdische Tendenz des *Kəbrä Nəgäšt* (269–279) sowie auf den Umstand ein, dass der Text keine Ereignisse mehr kolportiert, die zeitlich nach dem sechsten Jahrhundert zu datieren sind (261).

Christelle Jullien: *Martyrs en Perse dans l'hagiographie syro-orientale: le tournant du VI^e siècle (279–290)*

Mit den persischen Märtyrerakten einerseits, und dem Auftreten von sāsānidschen Herrschern in den südarabischen Märtyrerakten andererseits beschäftigt sich Jullien. Hinsichtlich der Berichte über die persischen Märtyrer sieht sie einen Wendepunkt im sechsten Jahrhundert: Die später verfassten Texte sind deutlich genauer als früher (gerade auch bezüglich topographischer und verwaltungstechnischer Information), was sicherlich mit der zunehmenden Einbindung von Augenzeugenberichten zu erklären ist (281). Auffällig ist, dass von den vier sāsānidschen Herrschern, die zwischen den Ereignissen 523 in Nağrān und dem Aufkommen dem Islam regierten, drei (Ġobād (Kawadh) I. sowie Ḥosrau I. und II.) in den in diesem Band diskutierten Quellen als Minderheiten respektierende Dynasten durchaus positiv dargestellt werden (286). Jullien interpretiert dies als eine Folge der sāsānidschen Präsenz in Südarabien ab den 570er Jahren; die Verfasser der hagiographischen Texte hätten in der Darstellung der Regenten ein Herrschaftsmodell entworfen, das ihre eigenen Hoffnungen widerspiegelte (287).

NAJRĀN APRÈS NAJRĀN

Michael Lecker: *Najrān Inc.: the Najrānī exiles in Iraq, Syria and Baḥrayn from ‘Umar ibn al-Khaṭṭāb to Hārūn al-Rashīd (293–302)*

Der letzte Abschnitt des Bandes beinhaltet nur einen einzigen Aufsatz, der das Verbleiben der unter ‘Umar ibn al-Ḥaṭṭāb umgesiedelten Einwohner Nağrāns behandelt. Michael Lecker, ein ausgewiesener Fachmann für die Prosopographie des frühen Islam zeichnet ihre Wege bis zur Herrschaft Hārūn ar-Rašīds (r. 786–809) auf. Nağrāniyya bei Kūfa wurde zum neuen Zentrum der einstigen Südaraber, egal ob diese dauerhaft dort oder anderswo wohnten (293). Die Textquellen zur Ausweisung der Christen, die offensichtlich mit der Herstellung von (Pilger-)Kleidung und Stoffen betraut waren, nur zehn Jahre nach einem mit Muḥammad geschlossenen Sicherheitsvertrag lassen eine gewisse Apologetik erkennen. Es entwickelten sich Erklärungsmodelle, christliche Gruppen

hätten etwa ‘Umar selbst um Umsiedlung gebeten (294–296), gleichzeitig lässt sich erkennen, dass der zweite Kalif zu einem mächtigen Landbesitzer in der Gegend von Nağrān wurde (300). Genaue Zahlen der Ausgewiesenen bzw., ob es sich nur um eine Teilgruppe handelte, lässt sich nicht ermessen, letztere Möglichkeit erscheint aber wahrscheinlich. Neben Nağrāniyya bei Kūfa finden sich die Christen Südarabiens auch in der Siedlung Nağrān Dimašq in der Nähe des syrischen Bosra sowie in Nağrān Hağar in Baḥrain, wo sie als erfolgreiche Händler tätig waren (301).

Der gesamte Band bietet eine Fülle an Informationen, die hier erstmals seit den in vielen Bereichen überholten Studien Irfan Shahīds einem interessierten Fachpublikum zugänglich gemacht sind. Wünschenswert wäre allerdings ein thematisches Register gewesen ebenso wie ein Verzeichnis der gerade in den ersten drei Beiträgen aufgeführten Inschriften. Trotzdem verdient die wissenschaftliche Leistung der hier versammelten Forscher größtes Lob, die eine vorbildliche Erschließung der Quellen zu Südarabien im sechsten Jahrhundert vorgelegt haben. Jede Kritik kann deswegen nur eine minimale sein. Die Deutung der Konversion der Protagonisten zu monotheistischen Religionen etwa präsentiert eher veraltete Forschungsmeinungen, auch die Annahme, dass es zu einem abrupten Ende des arabischen Polytheismus kam, erscheint eher unwahrscheinlich, wie dies vor allem von Michael Lecker an anderer Stelle eindrücklich widerlegt wurde.⁴¹ In den Beiträgen von Schiettecatte und Robin hätte sich unter Umständen eine genauere Diskussion des Quellenwertes späterer muslimischer Autoren angeboten. Christelle Julliens sehr interessanter Aufsatz fügt sich am wenigsten in den Gesamtband ein und stellt für die hier behandelte Fragestellung eher eine Randnotiz dar. Die Aufsätze von Briquel-Chatonnet, Detoraki, Fiaccadori und Taylor stellen viermal die gleichen Quellen erneut vor, hier wäre etwas mehr editorisches Eingreifen sinnvoll gewesen, gerade dem Beitrag von Fiaccadori, der den Anschein eines eher unredigierten Vortragstextes hat, hätte die vorherige Lektüre der drei anderen Texte geholfen. Jeder der fünfzehn Beiträge listet jeweils eine eigene Bibliographie auf, alle Angaben zusammen genommen nähern sich der Vollständigkeit an, allerdings ergeben sich dadurch sehr viele Wiederholungen. Nachdem das Thema des Bandes relativ

41 Siehe hierzu maßgeblich (für einen allerdings etwas weiter nördlich liegenden geographischen Raum): M. Lecker: Was Arabian idol worship declining on the eve of Islam? In: *Ibid.* (Hrsg.): *People, tribes and society in Arabia around the time of Muḥammad*. Aldershot 2005, III:1–43 sowie *Ibid.*: *Idol worship in pre-Islamic Medina (Yathrib)*. In: *Le Muséon* 106, 1993, 331–346. Dass die Glaubenswelt einer spätantik-arabischen Führungselite keineswegs Rückschlüsse auf die von dieser Gruppe angeführten Stämme erlaubt, zeigt auch Greg Fishers Studie *Between empires. Arabs, Romans, and Sasanians in Late Antiquity*. Oxford 2011; siehe ferner meine Besprechung in [H-Soz-u-Kult](#) (13.02.2012).

eng gefasst ist, wäre unter Umständen eine einzige gemeinsame Bibliographie am Ende des Bandes nicht nur platzsparender, sondern auch für den Leser hilfreicher gewesen. Trotzdem sind dies nur Kleinigkeiten, die bei diesem ansonsten ausgezeichneten Band kaum ins Gewicht fallen.

Konstantin M. Klein, Oxford
konstantin.klein@classics.ox.ac.uk

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Therese Fuhrer (Hrsg.): Rom und Mailand in der Spätantike. Repräsentationen städtischer Räume in Literatur, Architektur und Kunst. Berlin/Boston: de Gruyter 2012 (Topoi 4). XX, 448 S., 64 Abb., 6 Farbtafeln. EUR 79.95. ISBN 978-3-11-022213-5.

Die Stadt als Repräsentationsraum ist ein epochenübergreifendes Thema, das im Zuge neuer kulturwissenschaftlicher Herangehensweisen gerade im Zusammenhang mit in weitem Sinne historischen Fragestellungen in letzter Zeit große Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Nicht zuletzt für antike Metropolen lassen sich entsprechende Problemstellungen finden und verfolgen, die unter anderem an die Memorialkultur als Manifestation von Geschichtskultur anknüpfen können.¹ Ein aktuelles Resultat derartiger Überlegungen ist der aus einem internationalen und interdisziplinären Kolloquium der Freien Universität Berlin hervorgegangene Sammelband, den die dort tätige Philologin Therese Fuhrer herausgegeben hat: An Rom und Mailand in der Spätantike, an der alten Metropole des Weltreiches und an der Residenzstadt im Norden Italiens, werden Fragen der Repräsentation des städtischen Raumes diskutiert und an Beispielen aus Literatur, Architektur und Kunst exemplifiziert.

Einleitend liefert die Herausgeberin eine recht weite Umschreibung des Begriffes „Repräsentation“ in seinen materiellen und textgebundenen Bezügen: als auf Wahrnehmung abgestellte Formen des Auftretens und Handelns und darüber hinaus als die mediale Darstellung städtischer Räume; diese erfüllen daher bestimmte Funktionen als Repräsentationsräume und sind andererseits auch selbst Gegenstände medialer Repräsentationen. Insofern werden in dem Sammelband Beiträge aus vielen verschiedenen Blickrichtungen auf die beiden Städte in der Spätantike zusammengeführt: Beobachtungen zu literarischen Texten ebenso wie zu archäologischen Überresten und epigraphischem Material tragen dazu bei, ein facettenreiches Bild von städtischen Repräsentationsräumen entstehen zu lassen, also von Bühnen, auf „denen sich . . . politische und kulturelle Prozesse abspielten“ (S. VIII), und zwar in bestimmten personellen, institutionellen und ereignisgebundenen Konstellationen; zudem dienen städtische Räume ihrerseits als Gegenstände literarischer Repräsentation. Damit werden

1 Für Rom vgl. diverse Beiträge in: Elke Stein-Hölkeskamp und Karl-Joachim Hölkeskamp (Hrsgg.): Erinnerungsorte der Antike. Die römische Welt. München 2006, besprochen von Ulrich Lambrecht, in: *H-Soz-u-Kult*, 2. 4. 2007. Das Thema Rom war natürlich immer schon relevant und wurde in der Vergangenheit beispielsweise geistes- und ideengeschichtlich untersucht; vgl. etwa die bei Bernhard Kytzler (Hrsg.): Rom als Idee. Darmstadt 1993 (Wege der Forschung 656), zusammengestellten Aufsätze aus dem Zeitraum 1927–1985.

ihnen Funktionen im politischen Leben ebenso wie in der literarischen Reflexion zugeschrieben.²

Der erste Themenbereich ist „Stadt und Kaiser – Stadt ohne Kaiser“ gewidmet, also dem Verhältnis der behandelten Städte zu den Monarchen eines Weltreiches, die sich nicht immer – und in Rom sogar nur selten – in ihrer Residenz aufhielten. Der Schwerpunkt der vier Beiträge dieses Abschnittes liegt auf Rom: Es mußte sich damit abfinden, daß der Kaiser in der Spätantike nicht mehr selbstverständlich in der *urbs* residierte, was für diese Stadt als Repräsentationsraum durchaus bemerkenswerte Folgen hatte.

So liefert eingangs der Münchener Archäologe Franz Alto Bauer in recht ausführlicher Form Einsichten zu „Stadt ohne Kaiser. Rom im Zeitalter der Dyarchie und Tetrarchie (285–306 n. Chr.)“. Er behandelt zunächst die Wiederherstellung des römischen Stadtzentrums ab 285 nach dem sogenannten Carinus-Brand, der Teile des Forums zerstört hatte, und diskutiert die damit verbundenen mutmaßlichen Veränderungen. Sodann weitet er den Blick auf Infrastrukturmaßnahmen, weitere Instandsetzungen und Bauten in der Stadt, bei denen teilweise – etwa in bezug auf die Sakralität der Herrscher – tetrarchisches Gedankengut aufscheint, das „in einen traditionellen Kontext gebettet“ (S. 42) wurde, der auf die Erwartungshaltungen der Stadt Rom gegenüber den Kaisern abgestimmt war. Weitere Unterkapitel gelten den Diokletiansthermen als der umfangreichsten Neubaumaßnahme der tetrarchischen Epoche, einem Zeichen für die Wiederanknüpfung an bessere Zeiten nach langen Jahrzehnten der Stagnation, und vor allem der Neugestaltung des Forums anlässlich der Vizenalienfeier der Augusti Diokletian und Maximian im Jahre 303 durch die beiden Fünfsäulenmonumente, „die das Aussehen des Platzes nachhaltig veränderten“ (S. 57), indem dieser auf die Tetrarchie und deren Herrschaftskonzeption aus-

2 Fuhrers recht offen gehaltene Darstellung der Inhalte von Repräsentation hält den einen oder anderen Beitragslieferanten nicht davon ab, seinerseits eigene Definitionen einzubringen: Vgl. S. 111 Anm. 1 (Haug) mit Bezug auf und in Erweiterung von Gregor Weber und Martin Zimmermann: Propaganda, Selbstdarstellung und Repräsentation. Die Leitbegriffe des Kolloquiums in der Forschung zur frühen Kaiserzeit. In: Gregor Weber und Bernhard Zimmermann (Hrsgg.): Propaganda – Selbstdarstellung – Repräsentation im römischen Kaiserreich des 1. Jhs. n. Chr. Stuttgart 2003 (Historia-Einzelschriften 164), S. 11–40; ferner S. 396 Anm. 19 (Tiersch) mit Bezug auf Jörg Baberowski: Was sind Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel? Anmerkungen zu einer Geschichte interkultureller Begegnungen. In: Jörg Baberowski (Hrsg.): Arbeit an der Geschichte. Wie viel Theorie braucht die Geschichtswissenschaft? Frankfurt a. M./New York 2009 (Eigene und fremde Welten 18), S. 7–18. Vielleicht wäre es günstig gewesen, das Spektrum des Begriffes und seine Anwendung in diesem Sammelband einleitend unter Berücksichtigung der einschlägigen theoretischen Literatur genauer zu erörtern.

gerichtet wurde. Bauer konstatiert, daß sich die Tetrarchen nach einer Phase der Instandsetzung mehr und mehr in der Stadt selbst in Szene setzten, auch wenn das gewachsene Stadtbild diesem Ansinnen, anders als in den neuen Residenzen an der Peripherie des Reiches, Grenzen setzte. Letztlich sieht er mit der „Diskrepanz zwischen stadtrömischer Erwartung und der herrscherlichen Selbstauffassung“ (S. 72) in dem neuen Regierungssystem den Grund, warum sich die Tetrarchen ungern in Rom sehen ließen: Hier mußten sie traditionellen Erwartungen gerecht werden, denen sie sich nicht mehr beugen mochten. Bauer versteht es, in seinem Überblick erzählende Quellen und Sachüberreste konstruktiv aufeinander zu beziehen, so daß ein recht detailliertes und auch in der historischen Entwicklung der Bautätigkeit im Rom dieser Jahre zugleich geschlossenes Bild für die Zeit der ersten Tetrarchie entsteht – eine angesichts vieler nicht endgültig geklärt oder zu klärender Fragen und entsprechend divergenter Forschungsliteratur beachtliche Leistung.

Im Anschluß daran behandelt der Archäologe Hauke Ziemssen das Thema „Die Kaiserresidenz Rom in der Zeit der Tetrarchie“. Dieser Titel ist insofern mißverständlich, als es sich bei diesem Beitrag nicht um ein Parallelunternehmen zu Bauers Ausführungen handelt, sondern um eine Behandlung der anschließenden Jahre 306–312, in denen der Usurpator Maxentius in Rom residierte und interessante baupolitische Akzente setzte,³ die Gegenstand der noch immer unveröffentlichten Dissertation Ziemssens sind.⁴ Hinsichtlich der Baupolitik des Maxentius stellt Ziemssen nämlich überzeugend heraus, daß dieser Herrscher, ohne der Tetrarchie anzugehören, doch bei der architektonischen Repräsentation in seiner Residenzstadt Rom aktuelle ideologische Absichten verfolgte, die denen der Tetrarchen entsprachen: Dies gilt für die Palasterweiterung zum Circus Maximus ebenso wie für die Maxentius-Basilika und die Erneuerung des Tempels der Venus und Roma, aufeinander bezogene Baumaßnahmen, mit denen zugleich Präsenz wie Entrückung des Kaisers in Formen inszeniert werden konnten, die den Stadtrömern vermittelbar waren.

3 Im Inhaltsverzeichnis (S. V) ist die Überschrift zu Ziemssens Beitrag, anders als S. 87, zusätzlich mit den Jahresangaben 306–312 n. Chr. versehen.

4 In Ziemssens Literaturverzeichnis S. 110 angekündigt als Publikation „in Vorb[ereitung]“: Hauke Ziemssen: Das Rom des Maxentius. Diss. Hamburg 2006. Statt dessen hat er immer wieder wesentliche Ergebnisse in unterschiedlicher Form anderweitig veröffentlicht: Vgl. beispielsweise Hauke Ziemssen: Maxentius und Rom. Das neue Bild der Ewigen Stadt. In: Hartmut Leppin und Hauke Ziemssen: Maxentius. Der letzte Kaiser in Rom. Mainz 2007, S. 35–122 (hierzu die Rezensionen von Ulrich Lambrecht, in: *H-Soz-u-Kult*, 30. 10. 2007 und Joachim Gruber, in: *Plekos* 12, 2010, 125–126); Hauke Ziemssen: *Roma Auctrix Augusti*. Die Veränderungen des römischen Stadtbilds unter Kaiser Maxentius (306–312 n. Chr.). In: Nadin Burkhardt und Rudolf H.W. Stichel (Hrsgg.): *Die antike Stadt im Umbruch*. Kolloquium in Darmstadt, 19. bis 20. Mai 2006. Wiesbaden 2010, S. 16–27; ferner Ziemssens Aufsatz im vorliegenden Sammelband.

In einem grundsätzlichen Überblick mit dem Ziel des Vergleichs stellt sodann die Archäologin Annette Haug „Die Stadt als Repräsentationsraum. Rom und Mailand im 4. Jh. n. Chr.“ vor. Sie skizziert, soweit das angesichts dürftiger archäologischer Befunde möglich ist, die Gestaltung des öffentlichen Raums in Mailand und bezieht in ihre Überlegungen die christlichen Kirchenbauten und deren Konkurrenz zu profanen bzw. kaiserlichen Bauten ein.⁵ Für Rom erweitert sie mit der profanen und vor allem mit der kirchlichen Baupolitik Konstantins des Großen das Blickfeld auf die von Bauer und Ziemssen nicht behandelten Jahre nach 312, ohne die nachkonstantinische Zeit zu vernachlässigen, in der die kaiserliche Bautätigkeit in Rom nachließ, die kaiserliche Repräsentation durch Ehrenbögen aber nach und nach ein Gefüge entstehen ließ, mit dem Bezüge zwischen Profanem und Christlichem herzustellen waren. Als wesentlichen Unterschied der Repräsentation in den beiden Städten stellt Haug heraus, daß die kaiserliche Selbstdarstellung in Mailand, anders als in Rom, auf senatorische Erwartungen keine Rücksicht nehmen mußte und so „sehr viel stärker auf Palatium und Circus ausgerichtet“ (S. 131) sein konnte.

Der Archäologe Vincent Jolivet und die Althistorikerin Claire Sotinel erörtern in ihrem gemeinsamen Beitrag „Die domus Pinciana. Eine kaiserliche Residenz in Rom“ auf der Grundlage aktueller Ausgrabungen die repräsentative Rolle eines Anwesens im Norden Roms, das nach dem Jahre 410 von der Familie der *Anicii* in kaiserlichen Besitz wechselte. Die Nutzung dieses Anwesens als kaiserliche Residenz fügen sie plausibel in die Konzeption der Rompolitik des Honorius (395–423) und Valentinians III. (425–455) ein. Dabei spielt auch die kaiserliche Kirchenpolitik eine bedeutende Rolle, etwa die Auszeichnung von St. Peter durch ein Mausoleum für Angehörige der theodosianischen Familie, die das Verhältnis zwischen dem Kaiser und der christlich-senatorischen Aristokratie Roms verbesserte. Hinzu kam die Förderung weiterer kirchlicher Bauwerke im Rahmen der von dem römischen Bischof Sixtus III. initiierten Kirchenbauten. Zugleich ergaben sich von der halbkreisförmigen Porticus der *domus Pinciana* aus zwei Achsen, die in Richtung Westen auf St. Peter und Süden auf St. Paul vor den Mauern gerichtet waren und so für komplementäre Gegenüberstellungen von Kaiser und Kirche sorgten, eine topographische Auffälligkeit, deren Eigenheiten aus Konstantinopel übernommen zu sein scheinen. In der Zeit nach dem Ende der theodosianischen Dynastie spielte der Kaiser in Rom keine nennenswerte Rolle mehr; doch „bestehen blieb die imperiale Symbolkraft der Stadt ... sowie die imperiale Symbolkraft des Vatikans, der einen stetig an Bedeutung gewinnenden Platz in der bischöflichen Politik einnahm“ (S. 158).

5 Es bleibt ein Rätsel, auf welche Person Haug S. 117 mit „dem proarianischen Vorgänger des Gratian“ anspielt: Den Vater Valentinian I. kann man nicht als „proarianisch“ bezeichnen, wenn er sich in innerkirchliche Angelegenheiten wenig einmischte, der Bruder Valentinian II. war nicht Vorgänger Gratians.

Dem Feld der literarischen Repräsentationen ist der nächste, mit zwei Beiträgen kürzeste Abschnitt gewidmet. Zunächst liefert der Berliner Philologe Felix Mundt anhand geeigneter Texte einen grundlegenden Überblick über „Die Rolle der Stadt in der lateinischen Herrscherpanegyrik am Beispiel Roms und Mailands“. Von Cicero und Vergil (ecl. 1) ausgehend und auf dem Weg über die Panegyrik des ersten Jahrhunderts n. Chr. einschließlich Plinius fortschreitend, stellt er bestimmte Elemente in den *Panegyrici Latini* und bei Claudian heraus, die das städtische Erscheinungsbild insbesondere Roms – auch in den vor allem spätantiken Personifikationen der Stadt – vor dem Hintergrund des Kaiserlobs illustrieren. Mailand spielt dabei eine eher marginale Rolle. Mundt hebt hervor, daß der reale historische Raum und dessen Vorstellung in der Phantasie des Redners eine neue, intentional motivierte Einheit eingehen und damit Repräsentationsvorstellungen dienen, die Funktionen für die Illustration des Wirkens der zu preisenden Person erfüllen sollen.

Methodisch und inhaltlich als ein Glanzstück des Sammelbandes kann der Beitrag „Ammian und die Ewige Stadt. Das spätantike Rom als Heterotopie“ des Berliner Philologen Jan Stenger angesehen werden. An den Rom-Exkursen (Amm. 14, 6; 28, 4) und an der Darstellung Ammians vom Rom-Besuch Constantius' II. (Amm. 16, 10) mißt er das Heterotopie-Konzept Michel Foucaults in seiner Funktion als Diskurstyp, um es heuristisch für Ammians Rom-Bild zu nutzen. Stenger vermag auf diese Weise zu zeigen, wie Ammian mit Rom einen Raum konstruiert, der in seiner sonderbaren Abgeschlossenheit eine verkehrte Welt darstellt. Damit übt der Geschichtsschreiber nicht nur Zeitkritik, sondern interpretiert vor allem die Zentrale des Römischen Reiches als „einen Ort der Abweichung, an dem Menschen leben, deren Verhalten jeglicher ererbten Norm und sogar der Natur zuwiderläuft“ (S. 211f.). Sie bemerken nicht, daß das Reich am Abgrund steht, haben sich statt dessen „eskapistisch an einen unwirklichen Ort des sorglosen Müßiggangs zurückgezogen“ (S. 212). Aufgrund dieser Eigen-gesetzlichkeit funktioniert in der Zentrale des Reiches der Austausch mit dem *imperium* nicht mehr; es gibt vielmehr eine klare Dichotomie, bewirkt durch die Abgeschlossenheit des stadtrömischen Raumes: „Eben die übertriebene Eigenlogik der Metropole stellt deren ontologischen Status in Frage und weckt Zweifel, ob wir es mit einer realen Stadt zu tun haben“ (S. 210). Zu erkennen ist deren Absonderlichkeit nur von Menschen wie Ammian, die, von außen kommend, diese Grenze überschreiten. Sie können den schönen Schein mit satirischen Mitteln entlarven, ohne allerdings bei denen, die so leben, Gehör zu finden. An diesem von Stenger mit Hilfe des Heterotopie-Konzepts gedeuteten Rom-Bild Ammians überzeugt die methodische und in deren Folge inhaltliche Stringenz, mit der er eine schlüssige Interpretation für ein Gesellschaftsbild liefert, das in seiner Widersprüchlichkeit zu einer ganzheitlichen Erklärung der Schwierigkeiten des Reiches beiträgt. Das von Ammian so statisch gezeichnete Rom trägt auf diese Weise dazu bei, der dessenungeachtet dynamische Züge

aufweisenden Geschichte des Römischen Reiches mit literarischen Mitteln dramatische, ja tragische Züge zu verleihen. Insofern reiht sich Stengers beispielhafte Analyse gut in die Deutung der generellen Ansicht Ammians ein.

Der dritte Teil gilt mit vier Beiträgen dem Thema „Rom als Erinnerungslandschaft. Die Dialektik von Gegenwart und Vergangenheit“. Im Mittelpunkt steht hier der Umgang der Spätantike mit der Vergangenheit Roms vor dem Hintergrund einer Gegenwart, die darauf angewiesen zu sein glaubte, Unzulänglichkeiten der eigenen Zeit kaschieren zu müssen, und auf diese Weise wirklich differenzierte Zugänge zu dieser Vergangenheit verspielte.

Die Philologin Ute Tischer behandelt mit „Servius und Rom. Lokalitäten *en passant*“ anhand der Erklärungen des Vergil-Kommentators Elemente der Vermittlung überkommener Tradition mittels der Vorstellung von Deutungen und Bedeutungen römischer Mnemotope zu einer Zeit, da man sich in Rom mangels attraktiver Gegenwart auf Vergil als „Kristallisationspunkt für die kulturelle Identität“ (S. 219) besann, wie dieser sich im vierten und fünften Jahrhundert in überkommenen Lehrinhalten präsentiert habe. Drei Zeitebenen träten dabei hervor: das alte Rom der *Aeneis*, das augusteische Rom Vergils und – indirekt – die spätantike Gegenwart des Servius. Auch wenn Tischer unter Hinweis auf die *Saturnalia* des Macrobius den Bezug zwischen den Bemühungen um die klassische römische Literatur und „der Verteidigung paganer Positionen“ (S. 219 f.) im Umfeld eines mehr und mehr vom Christentum beeinflussten Zeitgeistes ins Spiel bringt, verfolgt sie diesen Zusammenhang nicht näher. Insofern schlägt sich der neuerliche Angriff Alan Camerons auf in der kontinentaleuropäischen Altertumswissenschaft verbreitete Positionen zugunsten einer weniger aus der Polarität zu paganen religiösen Haltungen motivierten, von Cameron vielmehr als fließenden Übergang verstandenen Christianisierung der römischen Gesellschaft⁶ noch nicht in Stellungnahmen zu dessen Anschauung nieder.

Diese Aussage gilt nicht in gleichem Maße für den Berliner Philologen Ulrich Schmitzer und dessen Aufsatz „Raumkonkurrenz. Der symbolische Kampf um die römische Topographie im christlich-paganen Diskurs“, der Camerons neues Buch bereits rezipiert, ohne sich im einzelnen dessen Positionen anzuschließen (vgl. S. 249 Anm. 48). Schmitzer nimmt der Dichotomie dadurch einiges von ihrer Schärfe, daß er „pagan“ als „einen weitaus mehr kulturellen denn religiösen Begriff“ (S. 238 Anm. 10) versteht.⁷ Vor diesem Hintergrund untersucht

6 Vgl. Alan Cameron: *The Last Pagans of Rome*. Oxford 2011, besprochen von Ulrich Lambrecht, in: *H-Soz-u-Kult*, 14. 6. 2011.

7 Damit geht er von einer Interpretation aus, die Cameron (Anm. 6) S. 31 f. dezidiert ablehnt, weil gebildete Christen sich seiner Ansicht nach denselben römischen Traditionen verpflichtet fühlten wie Heiden. Cameron zieht aus dieser Anschauung zugleich die Konsequenz, daß heidnische und christliche Positionen einander nicht dichotomisch gegenüberstünden, vielmehr beide Lager bei ihren

er „topographische Interpretationen . . . , in denen sich die konkurrierenden paganen und christlichen Sehweisen exemplarisch greifen lassen“ (S. 238). Diese veranschaulicht er an Bauprojekten und Märtyrer-Epigrammen des Damasus, an Stellen aus dem *Peristephanon*-Zyklus des Prudentius, den *Saturnalia* des Macrobius und dem *Aeneis*-Kommentar des Servius sowie an Passagen aus der von Prudentius verfaßten Invektive *Contra Symmachum*. An Schmitzers Gedankenführung wird, aufs Ganze gesehen, deutlich, daß das Bekenntnis zu einem Denken in klaren Gegensätzen, wie es vielfach vorausgesetzt wird, wohl auch mehr im christlichen als im – ohnehin zur Defensive verurteilten – heidnischen Umfeld zu finden war (vgl. S. 253).

In dem Beitrag der Berliner Archäologin Susanne Muth steht das Thema „Der Dialog von Gegenwart und Vergangenheit am Forum Romanum in Rom. Oder: Wie spätantik ist das spätantike Forum?“ zur Debatte. Muth beobachtet, daß man bei Restaurationen von Gebäuden auf dem spätantiken Forum – entgegen heute geläufigen Erwartungen – gern darauf verzichtete, „die hier nahe liegenden Bezugspunkte zur Vergangenheit zu aktivieren“ (S. 269). Sie macht dafür eine im Laufe der Kaiserzeit stärker werdende Veränderung in der Atmosphäre verantwortlich, die das *Forum Romanum* aufgrund zunehmender Distanz zum zeitgenössischen Leben verbreitete und die eine Haltung begünstigte, die die Vergangenheit als homogene Einheit und damit unscharf erscheinen ließ. Eine solche Vergangenheit eignete sich als Vergleiche nahelegende Kulisse für die Gegenwart durchaus, wie Muth an severischen und spätantiken Baumaßnahmen zu zeigen weiß.

Im vierten Aufsatz dieses Abschnitts behandelt der Bayreuther Althistoriker Ralf Behrwald „Das Bild der Stadt Rom im 5. Jh. Das Beispiel des Sidonius Apollinaris“. Er geht der Frage nach den Veränderungen in der Wahrnehmung der *urbs* infolge der intensiven Plünderungen Roms durch die Goten im Jahre 410 und die Vandalen 455 nach und kann an der Panegyrik des Sidonius Apollinaris zeigen, daß durch die Beschränkung des Blicks allein auf die mythische Vorzeit dessen „Romlob . . . völlig von der realen Stadt abgelöst“ (S. 291) erscheint. Aus Sidonius' Briefen ergibt sich kein signifikant anderes Bild, auch wenn sie es erweitern. Aus diesem Befund zieht Behrwald den Schluß, daß Sidonius durch Ausblendung der gegenwärtigen Erscheinungsbildes der Stadt und große Zurückhaltung in der Erwähnung römischer Monumente Lesererwartungen einkalkuliert, die verraten, daß er den für jedermann offensichtlichen Niedergang sehr wohl reflektiert.

Bemühungen um die römische Kultur von antiquarischen Interessen geleitet seien. Es lohnen sich gewiß gründliche Überlegungen zu der Frage, ob und ggf. welche Konsequenzen Camerons Anschauungen für Schlußfolgerungen aus Themen zur Folge haben, wie sie Schmitzer untersucht, der Camerons neuerschienene Monographie erst nachträglich in seinen Beitrag aufgenommen haben kann.

Der letzte Abschnitt „Die spätantike Stadt als (christlicher) Diskursort“ enthält sechs Aufsätze, die sich überwiegend mit Themen beschäftigen, die das quantitativ in den ersten drei Teilen unterrepräsentierte Mailand betreffen und so für eine insgesamt zwischen den Städten einigermaßen austarierte Behandlung der Fragestellung sorgen. Dies trägt dazu bei, die Eigenheiten in den Repräsentationen beider Stadträume aufs Ganze gesehen sachlich angemessen zu erfassen, soweit der Quellenbestand das zuläßt.

Im ersten Beitrag untersucht der Althistoriker Neil B. McLynn „Damasus of Rome. A fourth-century pope in context“. Er sieht in dem augenscheinlich erfolgreich Macht und Einfluß demonstrierenden römischen Bischof „the more familiar, but much less imposing, fourth-century type of the successful lobbyist“ (S. 306) und sucht dies aus zeitgenössischen Quellen zu belegen, so an den Nachrichten über die bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen im Rom der Jahre 366/67 nach der Doppelwahl des Damasus und des Ursinus zum Bischof und deren Folgen für die Abhängigkeit des Damasus von der römischen Verwaltung und von bestimmten, auch christlichen römischen Aristokraten. McLynn leitet daraus den Eindruck ab, „that Damasus played a more subordinate role in Roman society than that usually assigned to him“ (S. 320), und bezieht damit Stellung gegen die *communis opinio*.⁸

Der Wuppertaler Philologe Stefan Freund stellt in seinem kurzen Aufsatz „Bekehrungsorte. Rom und Mailand in Topographie und Topik von Konversionsschilderungen“ antike Bekehrungsdarstellungen zusammen und abstrahiert aus ihnen gleichbleibende Elemente topographischer Topik. Rom erscheint dabei „als Zentrum heidnischer Kultur und Bildung, von dem zwar Anregungen für die geistige Entwicklung ausgehen, das aber einer spirituellen Annäherung an das Christentum abträglich . . . ist“ (S. 335), während Mailand, wesentlicher positiver, Bekehrungserlebnisse vorzubereiten vermag, die sodann „in nicht-urbanen Räumen innerhalb der Stadt“ (S. 336) innere Einkehr erlauben und auf fruchtbaren Boden fallen. Freund's Darstellung bleibt skizzenhaft und bedürfte, um besser überzeugen zu können, eingehenderer Argumentation.

Dies ist anders bei dem kaum längeren Beitrag Hartmut Leppins zum Thema „*Et veni Mediolanum ad Ambrosium episcopum*. Augustins Mailand“. Der Frankfurter Althistoriker ordnet den Aufenthalt des Augustinus in der kaiserlichen Residenzstadt Mailand von 384–387, hauptsächlich nach dessen Selbstzeugnissen, in das gesellschaftliche Netzwerk ein, das diese Stadt einem In-

8 Beispielsweise auch gegen neue Forschungen wie Steffen Diefenbach: *Römische Erinnerungsräume. Heiligenmemoria und kollektive Identitäten im Rom des 3. bis 5. Jahrhunderts n. Chr.* Berlin/New York 2007 (Millennium-Studien 11), S. 222–242; 289–324 (rezensiert von Ulrich Lambrecht. In: ZAC 12, 2008, S. 562–578), und Ursula Reutter: *Damasus, Bischof von Rom (366–384). Leben und Werk.* Tübingen 2009 (Studien und Texte zu Antike und Christentum 55), eine Monographie, die McLynn noch nicht bekannt ist.

telektuellen wie ihm beruflich und privat zu bieten vermochte, in der dieser aber den Weg zum Christentum fand. In Form einer überzeugenden kleinen mentalitätsgeschichtlichen Studie extrahiert Leppin aus dem Quellenmaterial die Anschauungen des Augustinus im Mailand dieser Jahre unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung seines Verhältnisses zum Mailänder Bischof Ambrosius vom Interesse an dessen Rhetorik bis zur Hinwendung zum Christentum und zur Taufe, eines Verhältnisses, das aber offenbar nie so eng wurde, daß man von einem entscheidenden Einfluß des Ambrosius auf Augustinus ausgehen könnte. Leppin zeichnet das Mailand dieser Jahre als „mentale Doppelstadt“ (S. 343, 352), eine Stadt der traditionellen Elite und eine des christlichen Bischofs, zwischen denen fast unüberbrückbare Gegensätze bestanden. Augustinus wechselte in Mailand das Lager: Seine „mentale Doppelstadt“ wird lebendig durch den Blick eines Christen auf seine nichtchristliche Vergangenheit. Leppin verdeutlicht auf diese Weise, wie Augustinus eine Weile zwischen diesen Welten changierte, letztlich aber nicht (mehr) beiden angehören konnte und wollte und Mailand schließlich verließ.

Als besonders beispielhaft im Sinne der Anliegen dieses Bandes und in der Kombination von Repräsentationsaspekten unterschiedlicher Bereiche erscheint Therese Fuhrers Beitrag „Denkräume‘. Konstellationen von Personen, Texten und Gebäuden im spätantiken Mailand“. Die Herausgeberin nähert sich von einer anderen, allgemeineren Seite und unter anderer Fragestellung dem von Leppin zuvor behandelten Thema und erarbeitet es methodisch an Personenkonstellationen in Beziehungsgeflechten, die durch mündliche und schriftliche Kontakte in einem gewissen topographischen Areal „Denkräume“ bilden, in denen bestimmtes Ideengut verhandelt wird. Letztlich geht es um die Frage, inwiefern der Stadt Mailand in den Jahren 384–387, als der junge Augustinus hier Rhetorikprofessor war, in den augustinischen *Confessiones* für dessen „intellektuelle und spirituelle Entwicklung vom Manichäer zum skeptischen Christen und Platoniker und schließlich zum getauften Christen“ (S. 359) eine Bedeutung zugeschrieben wird. Fuhrer stellt weitere kirchliche, höfische und private Vertreter der Personenkonstellation vor, der Augustinus angehörte, und erzeugt ein Bild von den hier behandelten Themen, darunter der Kirchenpolitik des Ambrosius und dem Mailänder Kirchenstreit. Darin verortet sie vor allem anhand der *Confessiones* den Entscheidungsprozeß des Augustinus, der den Rhetor in die nizänische Kirche führte. In diesem Zusammenhang erörtert sie den Stellenwert materieller und ideologischer Räume, wo die Selbstaussagen des Augustinus nicht weiterführen, durch plausible Schlußfolgerungen, und zeichnet die komplizierte intellektuelle Entwicklung nach – Fuhrer zufolge eine häretische –, die Augustinus in diesen Jahren nahm, bis er sich taufen ließ.

Der Berliner Althistoriker Ernst Baltrusch behandelt mit dem Thema „Jüdische Räume. Der Mailänder Synagogenstreit von 388 und seine historische Einordnung“ die politischen Folgen der Affäre von Kallinikon, als Kaiser Theodosi-

us I. nach der von dem örtlichen Bischof veranlaßten Zerstörung der Synagoge dieser Ortschaft am Euphrat zunächst den Wiederaufbau des Gotteshauses und die Bestrafung der Schuldigen anordnete, auf Initiative des Ambrosius aber auf eine Ahndung des Vergehens verzichtete. Baltrusch plädiert – entgegen weitverbreiteten, machtpolitische oder judenfeindliche Motive geltend machenden Erklärungen – für eine pragmatische Deutung dieses von außen veranlaßten kaiserlichen Sinneswandels: Theodosius ließ gegenüber den Übeltätern *clementia* walten, „um Unwillen innerhalb der Christenheit und damit eine Spaltung abzuwenden“ (S. 390), ohne daß dies für die Juden eine Veränderung in der staatlichen Politik ihnen gegenüber bedeutet hätte.

Den Abschluß des vierten Teils und des Sammelbandes bildet Claudia Tierschs Beitrag „Mailand im 4. Jh. – ein christliches Rom?“. Die Berliner Althistorikerin verneint letztlich die im Titel angeführte rhetorische Frage.⁹ Für ihre Ansicht macht sie geltend, daß die Stadt Mailand religiös keineswegs eindeutig geprägt war, wie sich an den vielfältigen und doch vorsichtigen Bemühungen des Ambrosius um „Plausibilisierung des christlichen Glaubens“ (S. 402) ablesen lasse. Die zurückhaltende Vorgehensweise des Ortsbischofs entspreche auch dem hohen Stellenwert nichtchristlich geprägter religiöser Faktoren für die politische Kultur am Kaiserhof, dessen imperiale Traditionen der paganen Vergangenheit des Römischen Reiches ebenso verpflichtet seien wie nichtchristlichem Personal. Tiersch generiert aus diesen Voraussetzungen eine insgesamt vorsichtige, auf vielschichtige Problemlagen Rücksicht nehmende, „funktionslogische“ (S. 408) Vorgehensweise des Ambrosius: Dies ist eine Einschätzung, die anhand der Abwägung von Repräsentationsfeldern unterschiedlichen Zuschnitts dazu angetan ist, das oftmals bemühte Bild des den Herrscher in die Schranken weisenden rücksichtslosen Machtpolitikers auf dem Bischofsthron der kaiserlichen Residenzstadt zugunsten der Anerkennung einer moderateren Vorgehensweise des Ambrosius zurechtzurücken, wozu auch andere Aufsätze des Bandes beitragen.

Es ist ein ehrgeiziges Unterfangen, mit Hilfe des Zugriffs auf Repräsentationsräume die so unterschiedlichen und deswegen eigentlich – wie immer wieder deutlich wird – unvergleichbaren spätantiken Metropolen Rom und Mailand zu behandeln. Aus der Untersuchung dieser Repräsentationsräume ergeben sich unterschiedliche Perspektiven der Städte und auf die Städte, wie sie sich an den Repräsentationen bemerkbar machen, die die in ihnen wirkenden Personenkonstellationen schaffen und auf die sie angewiesen sind, um Wirksam-

9 Damit plädiert sie gegen Charles Pietri: *Aristocratie milanaise. Païens et chrétiens au IV^e siècle*. In: Gemma Sena Chiesa und Emmanuele A. Arslan (Hrsgg.), *Felix temporis reparatio. Atti del Convegno Archeologico Internazionale Milano Capitale dell' Impero Romano*, Milano, 8–11 marzo 1990. Mailand 1992, S. 157–170.

keit zu entfalten. Der sich aus der Bedeutung dieser Städte in der Vergangenheit und der spätantiken Gegenwart ergebende Unterschied – etwas vereinfachend könnte man von der kulturellen Hauptstadt Rom und der politischen Hauptstadt Mailand sprechen – macht sich auch quantitativ darin bemerkbar, daß neun Beiträge Rom und lediglich vier Mailand gewidmet sind. Drei eher überblicksorientierte Aufsätze gelten Aspekten zu beiden Städten, doch auch in ihnen liegt der Schwerpunkt durchaus auf Rom.

Dennoch ist das Unternehmen wirklich geglückt: Der nach der Lektüre des Bandes mögliche Vergleich zeigt, daß die römischen Repräsentationsräume in viel größerem Maße vergangenheitsorientiert aufgeladen sind als die in Mailand, wo es weit mehr um politische und religiöse Weichenstellungen für Gegenwart und Zukunft ging als in der alten Metropole, die aufgrund des hier überall präsenten historischen Erbes den Zugang zu den aktuellen politischen Erfordernissen zu verlieren und in eine Erstarrung zu verfallen schien, wie nicht nur der luzide Beitrag Stengers vermittelt. Aktuelle politische Impulse vermochten von diesem Rom nicht mehr auszugehen. Anders scheint dies in Mailand gewesen zu sein. Allerdings erlaubt die Überlieferungslage zu dieser Stadt keinen allumfassenden Zugang, scheint vielmehr christlich dominiert zu sein, auch wenn der Eindruck christlicher Präponderanz in den Beiträgen zurechtgerückt wird. So bietet der Sammelband unter vergleichbaren und zugleich fächerübergreifenden Fragestellungen am Beispiel städtischer Räume als Bühnen für öffentliche Wirksamkeit eine Reihe von Lehrstücken über methodisch findige Zugänge zu zentralen ideologischen Problemen des römischen Reiches in der Spätantike, die für jeden Altertumswissenschaftler interessant sein dürften, der sich mit dieser Zeit beschäftigt.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

Alain Ferdière: *Gallia Lugdunensis. Eine römische Provinz im Herzen Frankreichs*. Mainz: Verlag Philipp von Zabern 2011. 168 S. zahlr. Abb. EUR 29.90. ISBN 978-3-8053-4284-7.

Neben der ehemaligen Provinz *Gallia Narbonensis*, zu der der Verlag bereits eine beeindruckende Monographie aus der Feder von Pierre Gros vorgelegt hat,¹ weist die größte der römischen Provinzen auf dem Boden des späteren Frankreich, die *Gallia Lugdunensis*, ebenfalls zahlreiche Monumente und bedeutende archäologische Stätten auf, die durch den vorliegenden Band von Alain Ferdière ansprechend dargeboten werden. Zugleich gibt der Text einen Überblick über die Kultur dieses Teils des *Imperium Romanum*, wobei natürlich Überschneidungen mit dem genannten Band von Gros, aber auch mit der Darstellung von Xavier Deru, *Die Römer an Maas und Mosel* (aus dem gleichen Verlag) nicht zu vermeiden sind.²

Zwei knappe Abschnitte sollen in das Thema einführen. Unter dem Titel „Landschaften und geografische Grenzen“ wird summarisch der Raum beschrieben, der die spätere *Lugdunensis* umfaßte. Leider können die dabei genannten geographischen und ethnographischen Begriffe (Stammesnamen) in der S. 2 beigegebenen Karte nur zum Teil überprüft werden, und so wird der Leser, wenn er nicht selbst eine intime Kenntnis des Landes besitzt, auch bei der weiteren Lektüre nicht umhin können, sich in einem ausführlichen geographischen Atlas kundig zu machen – ein deutliches Manko in dem sonst so vorzüglich graphisch gestalteten Band. Der Abschnitt „Die vorrömische Situation“ nennt im wesentlichen diejenigen keltischen Stämme, die bei der Eroberung des Landes durch Caesar eine Rolle spielten. Die topographischen Beziehungen ihrer Hauptorte zu späteren *oppida* der Provinz und die kulturellen Beziehungen zum Imperium vor der römischen Okkupation werden kurz angesprochen (S. 9–11).

Der erste umfangreichere Teil behandelt „die Entstehung der Provinz“ (S. 13–30). An einen kurzen Abriß über die Eroberung Caesars und über das Verhältnis Roms zu den gallischen Stämmen der späteren Provinz schließt sich eine Aufzählung der Statthalter an, die in Augusteischer Zeit dort regierten. Einen besonderen Aufschwung nahm die Provinz unter Claudius (zweiseitige Abbildung der *Tabula Claudiana*). Einzelne Aufstände und Unruhen in der Folgezeit, wie auch die Erhebung Galbas zum römischen Kaiser, blieben für die Geschichte der Provinz bis zu den Usurpationen des 2. und 3. Jahrhunderts weitgehend ohne Bedeutung. Auf den historischen Überblick folgt eine Darstellung der Provinzorganisation in der Kaserzeit („Reglementierung, Verwaltung und Neuzuschnitt der Grenzen“, S. 17–23) sowie der Romanisierung

1 Vgl. die Rezension von Joachim Gruber in Plekos 13, 2011, 37–45.

2 Vgl. dazu die Besprechung von Joachim Gruber in Plekos 14, 2012, 91–93.

der einheimischen Kultur, die nicht vom Militär getragen wurde, sondern durch Urbanisierung gekennzeichnet ist, mit den entsprechenden öffentlichen und privaten Bauwerken und der Entwicklung von Technik und Handwerk, ebenso wie sie durch Übernahme der lateinischen Sprache und des römischen Namenssystems geprägt ist (S. 23–30).

Unter der Überschrift „Das Leben in der Provinz“ ist der Hauptteil der Darstellung subsumiert. Wenig Überraschendes bieten die sozialen Strukturen. Mit Ausnahme der offensichtlich geringeren Anzahl von Sklaven zeigen sich ähnliche Verhältnisse wie in anderen Teilen Galliens: Euergetismus der städtischen Eliten (durch Verweise auf Inschriften gut belegt), geringe Militärpräsenz (mit Ausnahme der Stadtkohorte von Lyon). Die Urbanisierung wird durch Pläne, Grundrisse und Rekonstruktionen einzelner Gebäude anschaulich dokumentiert. Während man sich für die kleineren Orte Informationen aus den einzelnen Unterabschnitten zusammensuchen muß (hier macht sich das Fehlen eines Index besonders bemerkbar), sind den größeren Städten zusammenhängende Kapitel gewidmet.

Lugdunum, die Metropole der *Tres Galliae*, wird mit Abbildungen, Rekonstruktionen und Plänen in ihrer Entwicklung von vorrömischer Zeit bis in die Spätantike besprochen (S. 45–59). Neueste Funde belegen eine vorrömische Ansiedlung, vermutlich ein Emporium römischer Händler. Literarische und archäologische Belege sowie mehr als 1000 Inschriften lassen die Geschichte der Stadt von ihrer Gründung durch Munatius Plancus i. J. 43 v. Chr. bis zum Ende des 3. Jh. in groben Zügen verfolgen.³ Zahlreiche Handwerks- und Handelsberufe sind durch Inschriften ebenso dokumentiert wie verschiedene Kulte, wobei allerdings die Organisation des Bundesheiligtums der *Tres Galliae* nach wie vor weitgehend unbekannt ist. Eine genauere Besprechung einzelner Gebäude fehlt.

In gleicher Weise wird Augustodunum (Autun), der Hauptort der Haeduer, vorgestellt (S. 59–65). Schon bei Gründung der Stadt um 20–15 v. Chr. wurde mit dem Bau der Stadtmauer begonnen, die näher beschrieben wird. Die Überreste der beiden Tore aus dem Anfang des 2. Jh. zählen, neben dem sog. Janustempel, zu den eindrucksvollsten Monumenten der Stadt. Dekorationsfunde (Mosaiken, Plastiken) bestätigen die prachtvolle Ausstattung von Privathäusern.

Neben diesen beiden bedeutendsten Städten der Provinz gab es zahlreiche *oppida*, unter denen exemplarisch Caesarodunum (Tours) kurz besprochen wird (S. 66 f.). Kleinere Ansiedlungen, in der französischen Forschung als *agglomération secondaire* bezeichnet, sind auch in der Lugdunensis vielfach belegt. Als Beispiele kaiserzeitlicher Siedlungen sind Cenabum (Orléans) und

3 Leider kann man die topographischen Angaben mit der Karte Abb. 28 kaum nachvollziehen.

Cabillonum (Chalon-sur-Saône) besprochen.⁴ Das schon von Caesar erwähnte *oppidum* der Carnuten erfährt dank seiner günstigen Verkehrslage an der Loire in der Kaiserzeit einen bedeutenden Aufschwung, ebenso wie Cabillonum an der Saône, nach Autun zweitwichtigster Hauptort der Haeduer. Stellvertretend für eine *agglomération secondaire* steht Diodurum (Jouars-Pontchartrain) bei Versailles, an einer Straßenkreuzung und Furt gelegen und durch Itinerarien bekannt. Der Fundplatz ist durch neuere Ausgrabungen gut erschlossen.

Beispiele für ländliche Siedlungen (S. 78–84 leiten über zu den Abschnitten, welche Landwirtschaft (Weinbau, verschiedene Getreidesorten, Tierzucht, Fischerei, Salzgewinnung), Bergbau, Transportwesen (Flußschifffahrt und Hafenanlagen, Straßennetz), Münzwesen, Steuern und Abgaben sowie Handel und Handwerk besprechen. Dabei beschränkt sich der Text nicht selten auf die bloße Auflistung von Fundstätten.

Das Kapitel „Die Religion – Kulte und Heiligtümer“ befaßt sich zunächst mit dem Phänomen der *interpretatio Romana* und nennt dann zahlreiche einheimische Götter und dazu häufig ihre römischen Äquivalente sowie die entsprechenden Fundorte, wobei nicht zuletzt wegen der Vielfalt eine vertiefende Interpretation notgedrungen fehlen muß. Daran schließt sich eine kurze Darstellung der Bedeutung des Kaiserkults mit entsprechenden Belege an. Weiterhin werden die Kultorte (Heiligtümer, Tempel), Aspekte der Kultausübung und schließlich die Grabmonumente besprochen.

Ein abschließendes Kapitel ist der Geschichte und Organisation der Provinz in der Spätantike gewidmet. Die Ereignisgeschichte wird bis zur Eroberung durch die Franken eher stichwortartig erzählt, ohne daß innere Zusammenhänge der Ereignisse deutlich würden. Informativ sind dagegen die Ausführungen zur spätantiken Provinzgliederung (mit Karte Abb. 94). Zur Bagaudenbewegung, werden Fakten und Quellen angeführt. S. 133 f. sind Standorte der spätantiken Militärpräsenz aufgelistet, ohne daß Begründungen für die jeweilige Wahl eines Standorts gegeben würden. Nützlich sind die Tabellen über die veränderten Namen der *civitates* und Hauptorte S. 130 und über ihre Befestigungen und Ausdehnung S. 138. Beispielhaft wird die Entwicklung von Lyon, Autun und Tours in der Spätantike dargestellt (S. 139–144). Daran schließen sich, entsprechend der vorhergehenden Gliederung, Abschnitte über ländliche Siedlungen, für die fast ausnahmslos ein Rückgang zu beobachten ist, Landwirtschaft, Bergbau, Münzwesen, Handel (mit deutlichen Veränderungen), Handwerk und Religion an. Vereinzelt Funde verweisen auf die Ansiedlung von Germanen. Der Christianisierung, die vor allem ein städtisches Phänomen darstellt, ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Eine abschließende Betrachtung gilt dem Übergang von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Ein reiches Literaturverzeichnis beschließt den Text.

4 Auf den Abb. 47 vorgelegten Plan von Matisco (Mâcon) wird leider im Haupttext nicht weiter eingegangen.

Der opulent ausgestattete Band bieten einen informativen Überblick über die Geschichte und die kulturellen Hinterlassenschaften der *Gallia Lugdunensis*. Die Fülle des Materials wird allerdings häufig nur in der Form der Aufzählung von Objekten und Fundstätten dargeboten.⁵ Schmerzlich vermißt man dazu einen Index der Namen und Begriffe, aber auch der Inschriften, wodurch die praktische Nutzung des Bandes (z. B. zur Vorbereitung einer Studienreise) nicht unbeträchtlich eingeschränkt wird.

Errata: S. 77 Le Vieux-Évreux, recte: Le Vieil-Évreux (vgl. Abb. 92a/b u. ö.); S. 100 *tegualae*, recte: *tegulae*; S. 102, 111 *nautes*, recte: *nautae*; S. 105 Abb. 77 „(Musée ... Dijon)“ streichen, der Pfeiler steht in situ in der Nähe des Ortes Cussy-la-Colonne; S. 108 Bourbin-Lancy, recte: Bourbon-Lancy; S. 121 Gallia Belgica, recte: G. Belgica; S. 125 Polemius Silvis, recte: P. Silvius; S. 133 f. Varianten *litus/littore*, *Saxonicus/saxonico*, recte: *litus Saxonicum/littore Saxonico*.

Joachim Gruber, Erlangen
joachim.gruber@nefkom.net

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

⁵ Bei Ortsangaben fehlen nicht selten nähere Hinweise (z. B. Nr. des Départements, Angabe eines nahegelegenen größeren Ortes), sodaß die Verifizierung gelegentlich unmöglich ist.

Xavier Deru: Die Römer an Maas und Mosel. Mainz: Verlag Philipp von Zabern 2010. 136 S. zahlr. Abb. EUR 29.90. ISBN 978-3-8053-4245-2.

Der nördlichsten der gallischen Provinzen ist der vorliegende Band gewidmet, sodaß mit Ausnahme der *Gallia Aquitania* ein Gesamtbild des römischen Gallien vorliegt.¹ Allerdings macht der Titel auf den ersten Blick nicht klar, daß es sich um eine Darstellung der *Gallia Belgica* handelt, denn die Formulierung „Die Römer an Maas und Mosel“ nennt nur einen Teil der Region, die heute zum größten Teil von französischem und luxemburgischem Staatsgebiet, zu einem deutlich kleineren von Belgien und Deutschland sowie von der südwestlichsten Region der Niederlande abgedeckt ist, wie Abb. 132 zeigt.² Gemäß ihrer Randlage war die Provinz weniger romanisiert und erst in der Kaiserzeit und Spätantike erlangte der südliche Teil der Provinz um Trier als die Hauptstadt des Westreiches jene Bedeutung, die der Denkmälerbestand und die literarischen Quellen (Panegyrici Latini, Ausonius, Ammianus Marcellinus, um nur einige zu nennen) dokumentieren. Die, von wenigen Monumentalbauten in Reims, Bavay, Trier und in anderen abgesehen, eher bescheidenen Relikte und Funde werden durch zahlreiche Pläne und Rekonstruktionen opulent dargeboten. Nach einer relativ ausführlichen Darstellung der geologischen und geographischen Verhältnisse des Raumes zwischen Seine und Rhein und damit auch der Randgebiete der *Lugdunensis* und der *Germania inferior* (S. 6–10) wird die keltische Besiedlung der Region besprochen, die sich ziemlich einheitlich darstellt, aber hinsichtlich ihrer Befestigungen (*oppida, castella*; knapp besprochen ist das *oppidum* auf dem Titelberg im Dreiländereck bei Pétange/Luxemburg), der Münzprägung und der Importe aus dem Mittelmeerraum (bes. Wein) in verschiedene Kulturgruppen gegliedert werden kann (S. 10–15).

Nach dieser Einführung werden in einem ersten umfassenden Kapitel die Geschichte und Verwaltung der Provinz von der Eroberung Caesars bis ins 1. Jh. dargestellt (S. 16–28). Die Eroberung selbst ist detailreich nacherzählt; einige der Lager aus der Eroberungsphase konnten archäologisch erschlossen werden. Gliederung und Verwaltung der gallischen Provinzen am Ende der römischen Republik ist mit deren wechselvollen Geschichte verbunden, in Ein-

1 Vgl. über die *Gallia Narbonensis* die Monographie von Pierre Gros, Mainz 2008, über die *Gallia Lugdunensis* die Darstellung von Alain Ferdière, Mainz 2011, dazu die Rezensionen von Joachim Gruber in Plekos 13, 2011, 37–45. und Plekos 14, 2012, 87–90.

2 Daher ist auch die wiederholte Gleichsetzung des Gebiets der nachmaligen *Gallia Belgica* mit dem erst seit 1830 existierenden modernen Staat Belgien (S. 6 „Belgien zur Zeit Caesars“, S. 9, ähnlich S. 16 „kehrte Caesar nach Belgien zurück“, u. ö.) irreführend.

zelheiten aber durchaus unsicher. Erst vom Jahre 17 an ergibt sich ein klares Bild der Einteilung Galliens in drei Provinzen, ebenso eine Vorstellung von der Provinzverwaltung (Finanzen, *Concilium Galliarum*, Status und Verwaltung der *civitates*, militärische Präsenz). Die Ereignisgeschichte verläuft, von den Wirren der Jahre 68–70 abgesehen, bis ins 3. Jh. weitgehend unspektakulär. Die Provinz konnte wirtschaftlich weiterentwickelt und romanisiert werden (einschränkende Bemerkungen dazu S. 127 f.), was nicht nur in den Städten, sondern auch im ländlichen Raum durch Grabungen und Funde zu belegen ist, wie die anschließenden Kapitel zeigen.

Das Kapitel „Die Ortschaften“ (S. 29–46) behandelt nach einer Übersicht über die Hauptorte ihre Morphologie (Straßennetz, Foren, Thermen, Theater, Nekropolen, Ummauerung) mit Beispielen öffentlicher Gebäude und vornehmer Wohnhäuser der Städte Reims, Amiens, Bavay und Trier sowie anderer *civitates*-Hauptorte, gefolgt von ländlichen Siedlungen (Beispiel Bliesbrück). Für die Lage der Hauptorte war das v. a. durch Agrippa angelegte Straßennetz von besonderer Bedeutung. Teilweise setzen sie keltische Ansiedlungen fort (Reims, Metz), andererseits handelt es sich um Neugründungen.

Das Kapitel „Das Leben auf dem Land“ (S. 47–65) zeigt den Stand der Erforschung der ländlichen Besiedlung. Allerdings sind in der *Gallia Belgica* nur wenige Regionen systematisch untersucht worden. Unter den Siedlungsstrukturen nehmen die *villae* eine besondere Stellung ein, die an Beispielen aus der Umgebung von Metz erläutert wird. Dagegen ist die Küste von Gehöften in Pfostenbauweise geprägt. Die landwirtschaftliche Produktion ist gekennzeichnet durch eine Verdoppelung der Pflanzenarten in römischer Zeit. Auch der Weinbau ist in der Provinz nachgewiesen, und nicht nur dort, wo er auch heute noch anzutreffen ist.

Im Abschnitt über das Handwerk (S. 66–78) ist zunächst die Salzgewinnung (Salzsiedereien) besprochen (mit Verbreitungskarte Abb. 60, die einen Rückgang in römischer Zeit zeigt). Steinbrüche, Schmieden, Textilwerkstätten, Töpfereien sind in der ganzen Provinz nicht zuletzt durch Weihesteine einzelner Handwerker belegt. Ausführlich werden Arten und Verbreitung der Keramik besprochen (ein Spezialgebiet des Autors).

Je ein Kapitel ist der Religion und dem Totenkult gewidmet (S. 79–105). Unter der Überschrift „Götter und Menschen“ findet sich zunächst ein Überblick über die *interpretatio Romana* der einheimischen keltischen Gottheiten, sodann knappe Bemerkungen zum Kaiserkult und den inschriftlich belegten Priesterschaften. Ausführlicher sind die städtischen und ländlichen Denkmäler des Trierer Raumes und „die Belgica und ihr Beitrag zur Sakralarchitektur“ mit Rekonstruktionen und Beschreibung des gallo-römischen Tempeltyps (*fanum*) besprochen. Die nachweisbaren Formen des Kultes unterscheiden sich nicht von den im *Imperium Romanum* üblichen. Orientalische Kulte sind nur selten belegt. Ausgehend von den Grabbeigaben keltischer und

gallo-römischer Nekropolen werden Beispiele monumentaler Grabmäler (Grabhügel von Siesbach bei Birkenfeld im Hunsrück, Igel), aber auch weniger monumentale Grabstelen besprochen.

In der Spätantike erhält die *Gallia Belgica* noch einmal eine besondere Bedeutung (S. 106–126). Während des gallischen Sonderreichs (260–274) wird Trier Hauptstadt und Münzprägestätte. Die von mehreren antiken Autoren erwähnten Einfälle in die *Belgica* in den Jahren 275/6 hält Deru nicht für bewiesen. Ab 284 wird Trier erneut Kaiserresidenz; die Münzprägung ist, mit Unterbrechungen, bis zum Anfang des 5. Jhs. belegt. Auf eine kurze Darstellung der Ereignisgeschichte bis zur Eroberung der Provinz durch die Franken wird die durch die ständige Bedrohung erzwungene neue militärische Organisation besprochen (Verteidigungsanlagen, Truppenstationierungen – leider ohne Einzelbelege). Die *civitas*-Hauptorte der vor 314 geteilten Provinz ändern vom 3. Jh. an häufig ihre Namen, die dann in der weiteren Sprachentwicklung fortleben. Insgesamt ist ein Rückgang der Besiedlung, verbunden mit einem Verfall der Baulichkeiten, festzustellen. Weitere Abschnitte sind der Christianisierung und den Nekropolen gewidmet. Abgeschlossen wird der Text mit einem Ausblick auf die archäologische Forschungssituation.

Insgesamt besticht der Band durch seine wiederum ansprechende Ausstattung, wobei allerdings gelegentlich Abbildungen, die (fast) ganze Seiten füllen, in einem offensichtlichen Mißverhältnis zur Bedeutung des Dargestellten stehen (S. 23, 40/41, 58, 72, 96, 124 u. ö.). Der Text ist dicht und informativ, hätte aber durch Einzelbelege noch gewonnen. In den beigegebenen Karten sind lediglich die Hauptorte verzeichnet, kleinere Fundstätten sind nur durch Heranziehung weiterer kartographischer Hilfsmittel zu verifizieren (die häufige Beifügung der gallischen Stammesnamen gleicht diesen Mangel nicht aus). Literaturverzeichnis und Ortsregister schließen den Band, ein Namenverzeichnis fehlt.

Einige Errata: S. 60 „Mosella 133“, recte: 362; S. 81 Abb. 74 „Langes“, recte: Langres; Abb. 105 „Haus-Stele aus Caratulla“, recte: der Caratulla (CIL XIII 4584 aus Dieulouard bei Nancy); S. 107: Nicht die Asche Constantinus' I. wird in Trier vermutet (dieser wurde in der Apostelkirche in Konstantinopel beigesetzt), sondern die seines Vaters Constantius Chlorus; S. 113 „illustrius“, recte: illustris bzw. illustrissimus. Manche Formulierungen sind irritierend: S. 6 „Kelten ... die von Caesar neu „erfunden“ werden“; S. 10 „Die Kelten, die als Söldner an der Seite hellenistischer Fürsten kämpften, zogen sich im Laufe des 3. und 2. Jhs. v. Chr. ins Gebiet nördlich der Alpen zurück“. Die öfters fehlenden Fundstellen der Inschriften wird man sich aus der unentbehrlichen Inschriftendatenbank von [Manfred Clauss](#) ergänzen.

Joachim Gruber, Erlangen
joachim.gruber@nefkom.net

Robert Shorrock: *The Myth of Paganism: Nonnus, Dionysus and the World of Late Antiquity*. London: Bristol Classical Press 2011. X, 181 S., £ 19.99. ISBN 9780715636688.

Nonnos von Panopolis ist in mehrfacher Hinsicht ein Autor der Superlative: Sein Epos *Dionysiaca*, das in 48 Büchern von gesamthaft 21382 Hexametern Umfang Leben und Abenteuer des Gottes Dionysos schildert und gleichzeitig eine Art ‚Riesen-Enkomion‘ auf ebendiesen darstellt, ist das längste überlieferte Dichtwerk der gesamten Antike, gehört jedoch gleichzeitig – aufgrund seiner Länge, aber auch aufgrund seines sprachlichen und inhaltlichen Anforderungsreichtums – zu den am wenigsten gelesenen Werken seiner Gattung. Letzteres mag in noch verschärfter Masse für Nonnos’ zweites Werk, die *Μεταβολή τοῦ κατὰ Ἰωάννην εὐαγγελίου ἁγίου*, eine hexametrische ‚Paraphrase des Evangeliums nach Johannes‘ (im Folgenden *Paraphrase*) in 22 Büchern und 3650 Hexametern, gelten, welche selbst eingefleischten Liebhabern und Kennern der spätantiken griechischen Epik in der Regel nur dem Namen nach bekannt ist. Hinzu kommt, dass man – zumindest nach der Lektüre von Robert Shorrocks „*The Myth of Paganism*“ – zum Schluss kommen mag, dass Nonnos möglicherweise auch zu den am meisten missverstandenen und in ihrer Bedeutung unterschätzten Dichtern der (Spät-)Antike zählt: Zu lange und zu oft wurden (und werden) die *Dionysiaca* eher als eine Art ‚mythologisches Handbuch‘ verwendet, ohne in ihrem Wert als eigenständiges literarisches Werk gewürdigt zu werden;¹ bisher m. W. noch nie wurde nicht nur die *Paraphrase* als ebenbürtiges Werk den *Dionysiaca* gegenübergestellt, sondern wurden auch die beiden Werke als zusammengehöriges Ganzes zu sehen versucht;² kaum eine breit angelegte Untersuchung existiert, die das literarische Schaffen des Nonnos in einen breiteren kulturgeschichtlichen Rahmen zu stellen und unter dem Gesichtspunkt spezifisch spätantiker Gegebenheiten zu verstehen sucht.³ Shorrock, der als weltweit führender Nonnos-Spezialist

- 1 Vgl. „*Myth of Paganism*“ S. 79: „For many, Nonnus’ epic on the earthly struggles of the hero Dionysus to join his father in Olympus [...] exists as an often-quoted yet little-read compendium of obscure mythological information; it is periodically trawled for allusions to earlier (and implicitly better) poets whose works have survived only in fragmentary form, but has rarely [been] considered on its own terms as a literary creation.“
- 2 Auch die Studie von Miguélez Caveró (2008), die nebst Shorrocks „*The Myth of Paganism*“ seit langem als erste das Werk des Nonnos in einen breiteren literatur- und kulturgeschichtlichen Kontext stellt, behandelt fast ausschliesslich die *Dionysiaca* und lässt der *Paraphrase* wenig bis fast gar keinen Raum. – Bibliographische Angaben zur zitierten Literatur finden sich unten S. 104 f.
- 3 Als Ausnahme ist hier wiederum Miguélez Caveró (2008) zu nennen, die jedoch einen ganz anderen Fokus als Shorrock setzt, nämlich die Heimat des Dichters,

gelten darf,⁴ schliesst darum mit seinem neuen Buch, das sich sowohl an ein Fachpublikum als auch an Interessenten ausserhalb des Faches wendet, mehr als nur eine schmerzlich empfundene Forschungslücke. Kurz gesagt, besteht sein Ziel darin, die Rolle der Dichter im Kontext eines für die Spätantike charakteristischen vielseitigen und komplexen Dialoges zwischen paganem und christlichem Kulturbereich zu untersuchen, da die Art und Weise, wie Dichter diesen Dialog führen, letztlich auch etwas aus über die allgemeinen sozialen, kulturellen und politischen Bedingungen in jener Zeit aussagt. Das epische Schaffen des Nonnos kann diesbezüglich – so im Kern Shorrock's Hauptthese – als symptomatisch angesehen werden, ja es spiegelt in nuce die christlich-pagane Janusköpfigkeit der Spätantike wieder.

Im ersten Kapitel – einer „Introduction“, die inhaltlich sowohl Methodenkapitel als auch Forschungsüberblick ist⁵ – legt Shorrock den Grundstein für seine folgenden Untersuchungen und Überlegungen. Im Kern sind es drei Prämissen bzw. Thesen, die für die Herangehensweise des Autors prägend und zentral sind und die Auffassungen und Vorstellungen von der Periode, die wir gemeinhin als Spätantike bezeichnen (also grob die Zeit zwischen Anfang 4. bis Ende 6. Jh. n. Chr.), betreffen: Erstens wird die in der klassischen Literaturwissenschaft auch heute noch verbreitete Vorstellung von der Spätantike als ‚blosser‘ Übergangsperiode zwischen Antike und Mittelalter bzw. Byzantinischer Zeit abgelehnt, wogegen Shorrock von einer eigenständigen, durch ganz spezifische Eigenheiten geprägten Epoche ausgeht, „as academically respectable and self-confident as, say, the Hellenistic Period or the Principate“ (S. 2). Zweitens wird das Mit- und Nebeneinander von Heidentum und Christentum grundsätzlich nicht als Bruch und Gegensatz, sondern als Dialog und Kontinuum verstanden; das Aufkeimen und die beginnende und sich allmählich steigernde Dominanz des Christentums im 4. Jh. n. Chr. führte nicht zu einem Verschwinden der bis dahin vorherrschenden paganen Elemente, und ebenso wenig sind Heidentum und Christentum in der Spätantike als binäre Oppositionen, als einander gegenseitig ausschliessende Antagonisten zu sehen – vielmehr seien, so Shorrock, beide Bereiche „parts of the same whole, watered from the same cultural well-spring“ (S. 4), da sich die christliche Kultur und Religion dem klassisch-‚paganen‘ Erbe genauso wenig verschloss, wie Letzteres ohne Einfluss des Christentums weiter bestand.⁶ Dies

die Thebais, und den Kontext hexametrischer Ependichtung im Ägypten der Kaiserzeit und Spätantike.

4 Vgl. Shorrock (2001).

5 „1. Introduction: The Myth of Paganism“ (S. 1–12).

6 Für sein Verständnis von Spätantike, demgemäss Kontinuität und Dialogizität anstelle von binärer Opposition und Dichotomie im Vordergrund stehen, beruft sich Shorrock auf wichtige Werke verschiedener altertumswissenschaftlicher Provenienz wie etwa Brown (1971) und (1976/78), Markus (1990), Averil Cameron

gilt, so der Autor, auch und im Besonderen für die Literatur jener Zeit – die scharfen Grenzen und Differenzen zwischen ‚pagan‘ und ‚christlich‘, die in gewissen Texten insinuiert werden, sind oft reine Rhetorik; hinter einer scheinbar eindeutigen Dichotomie liegen oft mehr Gemeinsamkeiten oder Graubereiche als scharfe Gegensätze („a significant difference between the clarity of rhetoric and the fog of reality“, S. 8). Drittens wird auch die geographische und damit einhergehende sprachliche Trennung zwischen lateinischem Westen und griechischem Osten bewusst gemieden, mit dem Ziel „to consider the possibility of underlying structural similarities, of broad trends that affect all the poets of late antiquity“ (S. 10) – wofür, wie Shorrock zu Recht anmerkt, die nicht zu unterschätzende Mobilität in der Spätantike, v. a. jedoch – einmal mehr – die grenz- und sprachenübergreifende Tradition des klassischen Bildungskanons verantwortlich sind.

Im zweiten Kapitel⁷ wird auf der Basis dieses Fundaments sodann die Theorie vom konstanten Neben- und Miteinander zweier dichterischer *personae* in der Dichtung der Spätantike entwickelt, die wiederum die Grundlage bildet für die anschließenden beiden Hauptteile des Buches, Kapitel 3 und 4. Um sich des ungeliebten Begriffs „pagan“ zu begeben, entwickelt Shorrock eine neue Nomenklatur und schlägt als Alternative eine Differenzierung in „poets of Christ“ und „poets of the Muse(s)“ als zwei neben- und miteinander existierende dichterische Instanzen in der Literatur der Spätantike vor. Im Kern ist diese Unterscheidung dahingehend zu verstehen, dass ein „poet of the Muse(s)“ seine Inspiration, sein Wissen und seine Themen aus dem Reservoir der klassisch-‚paganen‘ Bildungstradition bezieht, wohingegen für den „poet of Christ“ Jesus Christus, der christliche Glaube und die dazugehörigen Themenbereiche die Quelle dichterischer Eingebung darstellen, dass jedoch diese beiden Bereiche nur vordergründig zwei getrennte Welten darstellen, in Tat und Wahrheit jedoch einander gegenseitig befruchten, ja tief durchdringen, und dass ein Dichter ‚ohne Weiteres‘ in der Lage ist, die eine Maske ab- und die andere anzulegen, also zwischen den beiden poetischen Instanzen zu changieren, da die dichterische *persona* nichts über die Religionszugehörigkeit und den persönlichen Glauben des dahinter stehenden realen Autors aussagt und deshalb – vom Autorsubjekt unabhängig – auch ändern kann. Entwickelt wird diese Theorie anhand einer Diskussion des poetischen Briefwechsels zwischen Ausonius und seinem Freund und Ex-Schüler Paulinus von Nola, der als Christ die heidnischen Musen vordergründig zwar scharf ablehnt, sich jedoch gleichwohl im Moment der Äusserung ebendieser Kritik in seiner Rhetorik, seinem Gebrauch von Tropen und Figuren, seiner ganzen Bildersprache usw. in genau

(1994), Kahlos (2007) und Alan Cameron (2011) (Letzteres war zum Zeitpunkt des Erscheinens von „The Myth of Paganism“ noch im Druck).

7 „2. Inspiration and Authority: The Voice of the Poet in Late Antiquity“ (S. 13–48).

dieser Tradition bewegt. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch Shorrocks Konzept einer „rhetoric of difference“ und einer „rhetoric of similarity“ (S. 46): während ein „poet of Christ“ (z. B. Paulinus von Nola) vordergründig zwar die klassisch-,pagane‘ Tradition verwirft, deren Gewand aber gleichwohl nicht abschütteln kann (und will), so gibt ein „poet of the Muse(s)“ (z. B. Ausonius oder Sidonius Apollinaris) an der Oberfläche zwar vor, von den Entwicklungen und Auswirkungen des Christentums nicht tangiert zu sein und die Vergangenheit ungebrochen fortzusetzen, lässt jedoch gleichzeitig die Distanz zur Tradition, in die er sich einschreibt, deutlich erkennen.⁸

Auf der Basis der vorausgegangenen Überlegungen und Thesen nehmen die nun folgenden beiden Kapitel die beiden Werke des Nonnos, die *Dionysiaca* und die *Paraphrase*, in den Blick.⁹ Das dritte Kapitel greift zu Beginn die leidige alte Streitfrage nach der Priorität der beiden Epen bzw. nach der Echtheit der *Paraphrase* auf, verbunden mit der Frage, ob bzw. wie es möglich sei, dass ein Autor sowohl ein christliches als auch ein paganes Werk verfassen konnte, das einmal den Messias und Erlöser und ein anderes Mal den griechischen Gott der Ekstase und Trunkenheit in den Mittelpunkt stellt (S. 49–52). Die Frage, die in der Vergangenheit sehr unterschiedlich beantwortet wurde – so gingen Collart (1930) und Keydell (1936) davon aus, dass Nonnos im Anschluss an die Abfassung der *Dionysiaca* zum Christentum konvertiert sein müsse und hernach die *Paraphrase* verfasst habe, während Wifstrand (1933) aufgrund stärkerer metrischer Irregularitäten in der *Paraphrase* diese als prioritär ansah¹⁰ –, erledigt sich vor dem Hintergrund von Shorrocks Prämissen fast von selbst: Nonnos schlüpft in einen Fall in die Rolle eines „poet of Christ“, im anderen Falle in die eines „poet of the Muse(s)“; über seinen persönlichen Glauben sagt dieser Wechsel der dichterischen *persona* überhaupt nichts aus, und auch die Priorität der Abfassung ist somit kein Thema mehr. Bei dieser einen – simplen – Schlussfolgerung lässt es Shorrocks jedoch nicht bewenden: Vielmehr geht er dezidiert von einer (mehr oder weniger) simultanen Komposition der beiden Epen aus, die sich darin

8 Zu Letzterem vgl. z. B. „Myth of Paganism“ S. 42: „Notwithstanding the attempt of poets of the Muses to locate themselves within the Classical literary tradition, and to elide the distance between past and present, the Classical tradition is nevertheless often referred to as something clearly distinct from the present. Significant attention is drawn to the (old) age of the Classical tradition: it is *vetustas*, *antiquitas*, *senes*.“; S. 43: „A further characteristic of the poetry of the Muses is a neurotic dialogue between inferiority and self-confidence with regards to the Classical tradition – a desire to express both similarity and difference at the same time.“

9 „3. Christ and Dionysus: Nonnus’ *Paraphrase* of St John’s Gospel“ (S. 49–78); „4. Dionysus and Christ: Nonnus’ *Dionysiaca*“ (S. 79–115).

10 Für weitere Literatur siehe „Myth of Paganism“ S. 140, Endnoten 6–15.

manifestiert, dass die beiden Werke sozusagen reziprok jeweils einen Intertext füreinander bilden, d. h. dass also eine Form zirkulärer Intertextualität vorliegt (S. 51): „[A]t times the *Dionysiaca* appears to have been written in the light of the *Paraphrase*, while at other times the *Paraphrase* appears to have been written in the light of the *Dionysiaca*. [...] The idea of contemporaneous composition would also mesh neatly with wider attempts to break down the rigid boundaries between ‘pagan’ and Christian. It is quite possible for one poet to operate in different modes at the same time.“¹¹

Als Fundament zur Stützung dieser ‚Zirkularitätsthese‘ dient Shorrock so dann – nebst der grundsätzlichen Annahme einer stetigen Durchdringung und gegenseitigen Beeinflussung zwischen christlichen und ‚paganen‘ Lebenswelten – die (als solche nicht neue) Beobachtung, dass sich die Figuren von Jesus Christus und Dionysus bei aller Gegensätzlichkeit in ganz entscheidenden Parametern sehr ähnlich sind¹² und dass somit die beiden Epen *Dionysiaca* und *Paraphrase* den Dialog via ihre jeweiligen Protagonisten nachgerade herausfordern. Der Rest der beiden Kapitel 3 und 4 ist somit im Wesentlichen dem ‚Nachweis‘ dieser These erst aus der Optik der *Paraphrase* („Christ and Dionysus“), dann aus der Optik der *Dionysiaca* („Dionysus and Christ“) gewidmet, indem verschiedene Passagen und Szenen aus den beiden Epen zueinander in Bezug gesetzt werden und versucht wird zu zeigen, inwiefern der eine Text als Hypotext für den jeweils anderen erhellend sein kann. Beobachtungen und Analysen erfolgen teils aufgrund szenischer und typologischer Vergleiche, teils auch im Sinne eines *close reading* anhand konkreter Vergleiche von Wortgebrauch und Phrasen. Grundsätzlich ist hierzu zu sagen, dass dieses

11 Terminologisch unterscheidet Shorrock zwischen „linear intertextuality“ einerseits und „circular“ oder „mutual intertextuality“ andererseits (S. 52–53). Erstere liegt vor, wenn das ‚Abhängigkeitsverhältnis‘ zweier Texte zueinander aufgrund der Chronologie eindeutig ist – also die ‚klassische‘ hermeneutische Form der Intertextualität, die früher mit dem heute verpönten Begriff der Quellenforschung bedacht zu werden pflegte –; Zweitere bezeichnet ein reziprokes Verhältnis und bildet keine Grundlage für die Etablierung einer Chronologie zwischen den beiden Texten, ist jedoch auch hermeneutisch; vgl. auch „Myth of Paganism“ S. 53: „[T]he *Paraphrase* colours our reading of the *Dionysiaca* while at the same time the *Dionysiaca* colours our reading of the *Paraphrase*.“

12 Vgl. „Myth of Paganism“ S. 55 (mit S. 142, Endnote 35 für weiterführende Literatur): „[B]oth are the sons of divine fathers and mortal mothers, who are destined to have a profound and transformative impact on the lives of their followers [...]; both suffer early persecution [...] and are forced to flee for their lives [...]; both encounter resistance from many of those whom they try to convert, and in each case their divinity is brought into question; both perform miracles.“ Vgl. jedoch auch „Myth of Paganism“ S. 116–118 für einen kurzen Forschungsüberblick, der zeigt, dass die Parallelisierung der beiden Figuren in der Vergangenheit z. T. auch auf starke Ablehnung stieß.

Vorgehen natürlich einerseits ungemein befruchtend ist und die verstaubte Prioritätsfrage an Originalität und Reichtum des Ertrags weit hinter sich lässt, dass jedoch andererseits einer gewissen Willkür mehr Türen geöffnet werden, als vielleicht vom Autor ursprünglich intendiert war. So ist bspw. der Vorschlag, die Nonnianische Version der Hochzeit zu Kana (Paraph. 2, 1–54) vor dem Hintergrund der Ikarios-Episode in den *Dionysiaca* (Dion. 47, 1–264) zu sehen und den grausamen Tod des Ikarios als Präfiguration von Christi Passion zu lesen, ebenso ingenios wie überzeugend (S. 63–64). Ähnliches gilt m. E. z. B. für die poetologische Gesamtdeutung der Nonnianischen Kana-Geschichte als Metapher für eine dichterische *aemulatio* gegenüber der Prosaerzählung des Evangelisten Johannes in Analogie zu der theologischen Deutung der Transformation von Wasser zu Wein als ‚Überwindung‘ des Judentums durch Jesus Christus,¹³ oder aber auch für die metaphorisch-poetologische Deutung der sechs Wasserkrüge mit zwei oder drei Masseinheiten Fassungsvermögen (Paraph. 2, 26–27 ἔξ ἕσαν ἡ τρία μέτρα κεχανδότες εὐρέι κόλπῳ / ἦὲ δῶω) und deren Aufstellung „in einer Reihe“ (Paraph. 2, 25 στοιχηδόν) als Hinweis auf den stichischen daktylischen Hexameter (S. 70–71). Dahingegen scheint mir die Parallelisierung von Tod, Wiedergeburt und Metamorphose der drei eponymen Gestalten Ampelos, Kalamos und Karpos (*Dionysiaca* Bücher 11 und 12) mit den christlichen Auferstehungsgeschichten von Lazarus und Jesus (S. 98–100) zu gewollt, ist doch nicht nur – wie Shorrock selber konzidiert (S. 100) – die Art und Weise der Wiedergeburt eine jeweils völlig andere (Metamorphose in eine andere Lebensform vs. leibliche Wiederauferstehung), sondern wird auch die gesamte Tradition mythischer Verwandlungsgeschichten und insb. die Frage nach dem Einfluss von Ovids *Metamorphosen*, die hier doch wohl als primärer Hypotext zu nennen wären, ausgeklammert.¹⁴ Ähnlich weit hergeholt ist meiner Meinung nach sodann etwa auch die In-Bezug-Setzung der Reaktion eines indischen Soldaten auf sein erstes Weinerlebnis (Dion. 14, 419–437) mit „representations of Christianity as a revolutionary force“ (S. 110), wo ich mich

13 Vgl. „Myth of Paganism“ S. 71: „As Christ stands in relation to the traditional religion of Judaism so, by analogy, Nonnus stands in relation to the Biblical tradition narrated by John. The more sober and sparse (though undeniably poetic) prose of John’s narrative may be seen to represent Jewish water, miraculously transformed by the poetic wine of Nonnus into a new and more satisfying narrative.“

14 Zur Frage nach der Bedeutung von Ovids *Metamorphosen* als Intertext für Nonnos’ *Dionysiaca* – eine Frage, die letztlich im weiteren Kontext der Interaktion zwischen lateinischer und griechischer Literatur und Sprache in Kaiserzeit und Spätantike zu sehen ist (siehe dazu auch unten S. 103, Einzelbeobachtungen) – vgl. z. B. in aller Kürze D’Ippolito (1987) 760 und Fornaro (2000) 997; für die frühere Debatte zwischen Befürwortern und Gegnern vgl. Fauth (1981) 17 Anm. 47 und 48.

schlichtweg frage, ob die Idee eines *aliquid novum* als einziger gemeinsamer Nenner wirklich eine ausreichende Basis für eine fruchtbare Parallelisierung bietet.

Die genannten Beispiele können natürlich nur Exempla für mögliche Vor- und Nachteile von Shorrocks Ansatz bleiben; eine umfassende Würdigung aller seiner Vergleiche, Analysen und Interpretationen ist hier nicht möglich. Grundsätzlich positiv hervorzuheben ist, dass Shorrock als m. W. erster und einziger ‚Nonnianer‘ nicht bloss die *Paraphrase* in seine Untersuchungen inkludiert, ja gleichberechtigt neben deren ‚grossen Bruder‘, die *Dionysiaca*, stellt, sondern dass er die Dialogizität und gegenseitige Verzahnung der beiden Werke und somit ihre Verankerung in der christlich und pagan geprägten Lebenswelt (siehe dazu Kap. 1; s. o. S. 96 f.) in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen stellt, ja nachgerade zum τέλος seines Buches macht. Die Figuren von Jesus Christus und Dionysus bzw. die beiden Epen über sie stehen somit letztlich quasi stellvertretend für die Befindlichkeit der Spätantike qua Spätantike – in Shorrocks eigenen Worten (S. 118; 120; 121):

Classical and Christian spheres are unable to exist in isolation. The fact that critics have had such difficulty in determining the order of the *Paraphrase* and the *Dionysiaca* underlines the point exactly: Dionysus follows Christ as inevitably as Christ follows Dionysus. Like the chicken and the egg, the texts refuse to yield ultimate priority, since it seems that the one must always (already) come before the other. To change the metaphor, in the world of late antiquity there is no way back into the Classical garden of Eden: both Christ and Dionysus belong to the same new world.

Nonnus' vision of late antiquity is one of interconnectedness. It embraces the worlds of both the *Dionysiaca* and the *Paraphrase*, hinting at an ultimate sense of order beyond and behind the spectacular and chaotic diversity of the world.

On a larger scale the presentation of the *Dionysiaca* and *Paraphrase* [...] encourages and indeed demands our active engagement in the search for certainty and meaning. The quest for 'definitive' meaning remains ultimately elusive, however [...].

Es besteht kein Zweifel: Shorrocks „The Myth of Paganism“ gehört zu den seltenen wissenschaftlichen Publikationen, die Erkenntnisse vermitteln, welche über die Grenzen des eigenen Faches hinaus von Bedeutung sind. Dem Autor der vorliegenden Studie gelingt es an zahlreichen Stellen hervorragend, philologische Einzelbeobachtungen in einen weiten, kultur- und mentalitätsgeschichtlich signifikanten Zusammenhang zu stellen. Dabei ist man als Leser immer wieder gefordert, sich die Frage zu stellen, inwiefern man einen einzelnen Textvergleich, eine einzelne Analyse oder eine einzelne Interpretation mittragen will; in der Summe vermag Shorrock mit seinen Thesen jedoch durchweg zu überzeugen. Wo andere Bücher in der Regel

aufhören, bietet „The Myth of Paganism“ in einem Schlusskapitel¹⁵ sodann noch einen erhellenden Ausblick auf einen möglichen Anwendungsbereich bzw. auf eine mögliche Ausweitung dieser Thesen und Erkenntnisse (S. 125–132), nämlich mit Blick auf die (ähnlich wie Nonnos' Epen wenig bekannte, aber viel gescholtene) christliche Centonendichtung, die in der lateinischen wie auch in der griechischen Epenproduktion der Spätantike eine nicht unerhebliche Rolle spielt und mit ihrer ‚radikalen‘ Form der ‚Wiederverwertung‘ und Rekontextualisierung klassischer Dichtung der typisch spätantiken Dialogizität von Heidentum und Christentum in vergleichbarer Weise Ausdruck gibt, wie dies die beiden Epen des Nonnos in reziproker Weise tun. In diesem Sinne bleibt nur zu hoffen, dass ähnlich inspirierende Bücher zu diesem und ähnlichen Themenbereichen bald noch folgen werden.

Abschliessend seien noch einige wenige Einzelbeobachtungen, weiterführende Ideen und selektive Kritikpunkte angebracht, die das obige Gesamturteil über Shorrocks Buch als solches jedoch nicht tangieren:

S. 2–3: Wie sehr in früheren Jahrzehnten gerade Nonnos als typischer Repräsentant einer in diffuser Weise als gegenüber der Massstäbe setzenden Klassik inferior angesehenen Spätantike angesehen wurde (wobei ‚spät‘ emphatisch i. S. v. ‚latecomer‘ verstanden wurde), zeigt bspw. die Aussage Keydells über den Nonnianischen Sprachstil in dessen einschlägigem RE-Artikel (Keydell [1936] 911): „Unanschaulichkeit in Sprache und Darstellung, Maßlosigkeit in Aktion und Ausdruck machen die Dionysiaca zu einem Gegenbeispiel des Klassischen [...]“

S. 3–6: Spannend, aber in der vom Autor vertretenen Schärfe m. E. nicht abschliessend zu beweisen sind Shorrocks Ausführungen zu Entstehung und ursprünglichem Verwendungszweck des Begriffes „pagan“ (wohl hauptsächlich basierend auf den Forschungsergebnissen von Kahlos [2007] 18–26). Dieser stellt, so Shorrocks, ursprünglich einen von christlicher Seite geprägten rhetorischen Kampfbegriff zwecks Ausgrenzung der als hinterwäldlerisch und minderwertig angesehenen Nicht-Christen dar. Dies mag für sich genommen ja noch stimmen, doch werden Shorrocks Ausführungen leider an dem Punkt unseriös und lassen ein gewisses Sendungsbewusstsein bezüglich neomodischer „political correctness“ erkennen, wo behauptet wird, die Grossschreibung von „Christian“ im heutigen Englisch gegenüber der Kleinschreibung von „pagan“ sei „an implicit comment on the relative importance of the two groups“ (S. 6), wo der Grund für diesen Unterschied doch vielmehr ganz simpel der ist, dass sich „Christian“ im Gegensatz zu „pagan“ von einem Eigennamen ableitet – und im Englischen werden von Eigennamen abgeleitete Adjektive nun einmal bekanntlich gross geschrieben.

S. 10: Im Zusammenhang mit Shorrocks Intention, eine (künstliche?) Trennung zwischen (lateinischem) Westen und (griechischem) Osten zu vermeiden und stattdessen die beiden Bereiche als zusammengehörigen Kulturraum zu verstehen,

15 „5. The Poetics of Late Antiquity“ (S. 116–132).

wäre ggf. auch auf Coripp, den Shorrock andernorts auch erwähnt, hinzuweisen, der im letzten Drittel des 6. Jhs. n. Chr. ein lateinisches panegyrisches Epos auf den ostgriechischen Kaiser Justin II. (Regierungszeit 565–578 n. Chr.) verfasst hat (*Laudes Iustini*).

S. 10–11: Die Frage nach der Bedeutung der lateinischen Literatur für den griechischsprachigen Kulturkreis und den möglichen Einfluss Ersterer auf Letzteren wird von Shorrock m. E. zu kursorisch abgehandelt und in der Summe zu konservativ beantwortet („the burden of proof lies with those who make claims for direct knowledge of Latin literature by Greek writers“, S. 10). Gerade angesichts der Tatsache, dass Shorrock andernorts – nämlich bezüglich der gegenseitigen Beeinflussungen und Befruchtungen zwischen biblischer und klassisch-„paganer“ Tradition – von einem sehr viel stärker interaktiven und dialogischen Modell ausgeht (siehe insb. seine theoretischen Ausführungen S. 52–53 mit der hilfreichen Unterscheidung zwischen „linear intertextuality“ und „circular/mutual intertextuality“; vgl. auch meine Anm. 11), wäre auch diese Frage einige weiterführende Überlegungen und Hinweise wert gewesen. Gerade im Falle von Quintus Smyrnaeus' *Posthomerica* – Shorrock (S. 135, Endnote 43) verweist in diesem Zusammenhang ausschliesslich auf die (in der Schlussfolgerung m. E. ebenfalls zu konservative bzw. zu zaghafte) Untersuchung von Gärtner (2005) – fällt es schwer, einen (wie auch immer gearteten oder zu bewertenden) Einfluss lateinischer Literatur auszuschliessen. Ähnliches gilt mutatis mutandis auch für die Bedeutung der Ovid'schen *Metamorphosen* für Nonnos' *Dionysiaca* (siehe meine Anm. 14).

S. 20–22, 79–81 und passim: Im Kontext von Shorrocks Modell unterschiedlicher dichterischer *personae* („poet of Christ“ und „poet of the Muse[s]“) und der Trennung zwischen diesen und dem persönlichen Glauben des realen Autors wäre ggf. auch die in der Literaturtheorie verbreitete Unterscheidung zwischen realem und implizitem Autor hilfreich gewesen, die es dem Interpreten erlaubt, das Autorsubjekt als poetische Instanz zuzulassen, ohne deswegen Opfer der *biographical fallacy* zu werden. (Zum Konzept des impliziten Autors vgl. Booth [1961] und Heinen [2002].)

S. 71: Bezüglich der poetologischen Deutung von Paraph. 2, 25–27 (s. o. S. 100) liesse sich auch noch unterstützend anfügen, dass das Adverb *στοιχηδόν* („reihenweise“ oder eben „stichisch“) sonst ein dezidiertes Prosawort ist, also in der Hexameterdichtung per se schon eine Auffälligkeit darstellt, danebst jedoch bereits bei Apollonios Rhodios (Argon. 1, 1004) als Hapax legomenon auftritt, also gleichzeitig auch einen Bezug zur alexandrinischen Epik schafft.

Formalia: Das Buch ist im Satz ansprechend sowie sauber ediert; eine ausführliche Bibliographie und ein nützlicher Schlagwortindex sind äusserst willkommen. Druckversehen sind zwar zu finden, bleiben aber quantitativ im Rahmen des Tolerablen (ich habe gesamthaft deren 36 gezählt), wobei eine Häufung von Akzentproblemen bei griechischen Wörtern auffällt.¹⁶ Dass auf Fussnoten verzichtet wird und stattdessen

16 So wird bspw. der Dichter „Corippus“ mehrfach (nicht immer!) „Corripus“ geschrieben (z. B. S. 24, unteres Drittel; S. 25, 3. Zeile; S. 26, oberes Drittel;

die Anmerkungen in Endnoten erscheinen, ist wohl die Politik der Reihe „Classical Literature and Society“, deren Ziel es gemäss dem Vorwort des Reihenherausgebers David Taylor (S. vi–vii) ist, sowohl ein Fachpublikum als auch Interessenten ausserhalb des Faches zu erreichen. Mir scheint freilich zweifelhaft, ob man mit ein paar harmlosen Fussnoten tatsächlich potentielle fachexterne Interessenten von der Lektüre abhält – Tatsache ist jedoch, dass für den, der die Anmerkungen konsultieren will, Fussnoten ungleich benutzerfreundlicher sind.

Zitierte Literatur:

Booth (1961): Wayne C. Booth, *The Rhetoric of Fiction*, Chicago/London.

Brown (1971): Peter Brown, *The World of Late Antiquity AD 150–750*, New York/London.

— (1976/78): Id., *The Making of Late Antiquity*, Cambridge MA/London.

Cameron (2011): Alan Cameron, *The Last Pagans of Rome*, Oxford.

Cameron (1991): Averil Cameron, *Christianity and the Rhetoric of Empire. The Development of Christian Discourse*, Berkeley u. a.

Collart (1930): Paul Collart, *Nonnos de Panopolis. Études sur la composition et le texte des Dionysiaques*, Kairo.

D’Ippolito (1987): Gennaro D’Ippolito, Art. „Nonno (*Nonnus*, Νόννος)“, *Enciclopedia Virgiliana* 3, 758–761.

Fauth (1981): Wolfgang Fauth, *Eidos Poikilon. Zur Thematik der Metamorphose und zum Prinzip der Wandlung aus dem Gegensatz in den Dionysiaka des Nonnos von Panopolis*, Göttingen.

4x auf S. 45; auch im Index [S. 176]); der Vorname von Keydell wird korrekterweise „Rudolf“ geschrieben, nicht „Rudolph“ (S. 50, oberes Drittel); S. 75, oberes Drittel: „it has been also been suggested“: Haplographie von „been“; S. 79, 8./9. Zeile: „has rarely considered“, recte: „is rarely considered“ oder „has rarely been considered“; S. 82, 2./3. Zeile „*Quaestiones Conviviales*“, recte: „... *Convivales*“; S. 117, unteres Drittel „the the wine of Eucharist“: Haplographie von „the“; S. 119, Mitte: „the capacity induce“, recte: „... to induce“; S. 135, Endnote 43: das zitierte Buch von Gärtner (2005) ist mit „Gaertner (2005)“ falsch geschrieben und fehlt in der Bibliographie; S. 160, Endnote 40: „Reise“, recte: „Riese“ (der Herausgeber der *Anthologia Latina*); Bibliographie, S. 165: „Cameron, Averil (1993a)“ und „... (1993b)“ sind falsch eingereiht. Im Griechischen z. B. S. 59, fünftunterste Zeile: falscher Akzent auf ἀεζίφουτος; S. 62, oberes Drittel: falscher Akzent auf φυγοδέμνιος; S. 67: 3x fehlender Akzent auf ἄγνων in der Phrase ἄγνων ὕδωρ; S. 68, unteres Drittel: μειψε statt ἤμειψε; ibid. unterste Zeile: αῦρη statt αῶρη; S. 78, 5. Zeile: λυῶ statt λύω; S. 99, fünftunterste Zeile: fehlender Akzent auf ἀνάξας.

Fornaro (2000): Sotera Fornaro, Art. „Nonnos“, DNP 8, 995–998.

Gärtner (2005): Ursula Gärtner, Quintus Smyrnaeus und die *Aeneis*. Zur Nachwirkung Vergils in der griechischen Literatur der Kaiserzeit, München.

Heinen (2002) Sandra Heinen, „Das Bild des Autors. Überlegungen zum Begriff des ‚impliziten Autors‘ und seines Potentials zur kulturwissenschaftlichen Beschreibung von inszenierter Autorschaft“, Sprachkunst 33, 329–343.

Kahlos (2007): Maijastina Kahlos, Debate and Dialogue. Christian and Pagan Cultures c. 360–430, Aldershot/Burlington.

Keydell (1936): Rudolf Keydell, Art. „Nonnos. 15)“, RE XVII, 904–920.

Markus (1990): Robert A. Markus, The End of Ancient Christianity, Cambridge 1990.

Miguélez Caveró (2008): Laura Miguélez Caveró, Poems in Context. Greek Poetry in the Egyptian Thebaid 200–600 AD, Berlin/New York.

Shorrock (2001): Robert Shorrock, The Challenge of Epic. Allusive Engagement in the *Dionysiaca* of Nonnus, Leiden u. a.

Wifstrand (1933): Albert Wifstrand, Von Kallimachos zu Nonnos. Metrisch-stilistische Untersuchungen zur späteren griechischen Epik und zu verwandten Gedichtgattungen, Lund.

Silvio Bär, Zürich
silvio.f.baer@klphs.uzh.ch

Manuel Koch: *Ethnische Identität im Entstehungsprozess des spanischen Westgotenreiches*. Berlin/Boston: de Gruyter 2012 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 75). X, 456 S. EUR 109.95. ISBN 978-3-11-025847-9.

Das Verständnis von ethnischer Identität namentlich im Zusammenhang mit der „Völkerwanderung“ befindet sich in gründlichem Umbruch. Der primordialistische Zugang des 19. und größtenteils auch des 20. Jahrhunderts zur Ethnizität ist durch die Forschungsansätze von Reinhard Wenskus¹ und später der „Wiener Schule“ um Herwig Wolfram² zugunsten eines nach und nach veränderten Verständnisses der Genese von Ethnien in den Hintergrund getreten und hat einem mehr konstruktivistischen Verständnis des Zustandekommens einer ethnischen Identität Platz gemacht. Folglich ist an die Stelle des „Traditionskerns“, der nach Wenskus die Grundlage einer ethnischen Gemeinschaft ausmacht, ein flexibleres Modell getreten, das Raum bietet, politische und soziale Kategorien für die Identifikation einer Ethnie in die vom Gentilismus getragenen oder doch noch ausgehenden Vorstellungen zu integrieren. Von diesem Forschungsansatz distanzieren sich inzwischen vor allem nordamerikanische Wissenschaftler³, die ethnischen Identitäten eine eher marginale Rolle zuweisen und so den Anspruch erheben, die „barbarischen“ *gentes* und die römische Lebenswelt im Sinne eines beide gemeinsam betreffenden Transformationsgedankens enger aufeinander zu beziehen, als dies in den vorausgegangenen Modellen der Fall war.

In diese im vollen Gang befindliche Diskussion fügt sich Manuel Koch mit seiner Untersuchung zum Zusammenhang von ethnischer Identität und Entstehung des Westgotenreiches in Spanien ein. Er verfolgt dabei unter anderem das methodisch-theoretisch orientierte Ziel, gemeinsame Schnittmengen der Schulen um Walter Goffart und um Herwig Wolfram namhaft zu machen, und fragt danach, ob man angesichts der dauerhaften Unabgeschlossenheit der mit permanenter Veränderung soziopolitischer Strukturen

- 1 Vgl. Reinhard Wenskus: *Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes*. Köln u. a. 1961.
- 2 Vgl. Herwig Wolfram: *Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Entwurf einer historischen Ethnographie*. 5. Aufl. München 2009.
- 3 Namentlich Walter Goffart und seine Schüler; vgl. zum Beispiel Michael Kulikowski: *Rome's Gothic Wars. From the Third Century to Alaric*. Cambridge 2007, deutsch unter dem Titel: *Die Goten vor Rom*. Stuttgart 2009 (mit einer scharfen Polemik gegen Wolfram S. 201 f.); hierzu die Rezension von Ulrich Lambrecht. In: Plekos 11, 2009, S. 141–145. Zu Wolfram und Kulikowski vgl. auch Mischa Meier und Steffen Patzold: *August 410. Ein Kampf um Rom*. Stuttgart 2010, S. 217–234 (das Kapitel „Herwig Wolfram und Michael Kulikowski. Ein neuer Kampf um Rom“); rezensiert von Ulrich Lambrecht. In: Plekos 12, 2010, S. 43–46.

verbundenen ethnogenetischen Prozesse nicht besser zugunsten ethnischer Identitätsvorstellungen auf den Ethnogenese-Begriff, der den Abschluß des Geneseprozesses immanent einbeziehe, verzichten sollte. Die forschungsgeschichtlichen Voraussetzungen für die Behandlung seines Themas formuliert Koch in Anbetracht des aktuellen wissenschaftlichen Streits um das gültige Paradigma einleitend mit der wünschenswerten Klarheit, die die Einordnung seines eigenen Anliegens deutlich macht. Er richtet seine Aufmerksamkeit daher „auf die westgotische Identität, insbesondere auf deren Bedeutung und ihre vermeintliche Differenzierung von einer römischen Identifikation der indigenen Bevölkerung“ (S. 24) im spanischen Westgotenreich. Die Gegenüberstellung zweier separater Bevölkerungsgruppen will er somit auch für die Entstehungs- und Frühphase des spanischen Westgotenreiches als aus primordialistisch geprägtem Vorverständnis sachlich ungerechtfertigt erweisen. Statt dessen zielt er auf eine für den Zeitraum ab Ende des sechsten Jahrhunderts bereits vorhandene gotische Identität der Führungsschicht des Westgotenreiches „als ein integratives gesellschaftlich-politisches Phänomen“ (S. 31), ungeachtet von Abstammungsfragen.

Koch entfaltet sein Thema in vier großen Kapiteln. Zunächst behandelt er die mit dem Tolosanischen Reich verbundenen historischen Voraussetzungen für das spätere spanische Westgotenreich, dann wesentliche Aspekte im Zusammenhang mit dem Entstehungsprozeß des Westgotenreiches in Spanien; zugleich richtet Koch in Fortführung von grundsätzlichen Gedanken der Einleitung damit den Blick auf wichtige methodische Probleme und mögliche Lösungsansätze. Auf dieser Grundlage untersucht er sodann eingehend das für das ausgehende sechste und die erste Hälfte des siebten Jahrhunderts einschlägige Material an erzählenden und dokumentarischen Quellen, um mit ihrer Hilfe „das Verständnis und die Funktion von Ethnizität im Toledanischen Reich“ (S. 32) zu ermitteln und auf diese Weise Erklärungen für den Entstehungsprozeß dieses Königreiches zu liefern.

Zunächst behandelt Koch „Die historischen Voraussetzungen bis zum Beginn des sechsten Jahrhunderts“. In diesem Kapitel geht es im wesentlichen um die Vorgeschichte der Westgoten bis zur Ansiedlung in Gallien und um das Tolosanische Reich, dabei insbesondere um das Verhältnis von Goten und Römern in diesem Reich. Koch begründet diese – weit ausholende – Vorgehensweise vor allem mit der Überlieferungslücke für das spanische Westgotenreich in großen Bereichen des sechsten Jahrhunderts und der Notwendigkeit, einen Ausgangspunkt für die Diskussion der Haltung der beiden Bevölkerungsgruppen zueinander zu gewinnen. Koch setzt dabei Mitte des dritten Jahrhunderts ein, als „eine Gruppe von Menschen von Außenstehenden als gotisch identifiziert“ (S. 108) wurde, bis dieses stetigem Wandel unterliegende „polyethnische Völkergemisch“ (ebd.) in eine gewisse Kontinuität eintrat und teilweise Stabilität ausbilden konnte, so daß „die funk-

tionale Integration in das bestehende römische Staatssystem ein Kernanliegen der gotischen Könige“ (S. 40) werden konnte.

In seine Darlegungen integriert Koch Ausführungen zu der bereits in der Einleitung skizzierten Forschungssituation und nimmt Stellung zu den vorgestellten alten und neuen Positionen; dabei läßt er durchaus eine Nähe zu den Ansichten Michael Kulikowskis über die Qualifizierung gotischer Ethnizität erkennen, ohne daß er die vom Ethnogenesemodell zu dieser neuen Sichtweise führenden Linien herauszustellen vergäße. Infolgedessen spielt für ihn die Trennung zwischen den ethnisch verstandenen Bevölkerungsgruppen der Goten und Römer im Tolosanischen Reich eine um so weniger bedeutende Rolle, je mehr Zeit verging. Für die Gesetzgebung im Tolosanischen Reich postuliert Koch daher die „territoriale Gültigkeit der Gesetze“ (S. 65), ohne daß zwischen den ethnischen Gruppen differenziert worden wäre. Die Existenz zweier Rechts corpora führt er dabei auf die für den westgotischen König bestehende Notwendigkeit zurück, bei neuen Rechtsstreitigkeiten ergänzende Gesetze zu erlassen, wobei dieser angesichts zunehmender Handlungsunfähigkeit des Römischen Reiches nach und nach „in seinem Einflussbereich für alle Bewohner auch auf Ebene des Rechts schließlich in kaiserlicher Funktion auftrat“ (S. 66).

Bezüglich der Konfessionsfrage konstatiert Koch unter Berücksichtigung der Perspektivität des überlieferten einschlägigen Quellenmaterials, daß die Goten im Westen des Imperiums aufgrund ihres religiösen Bekenntnisses keineswegs isoliert waren und das arianische Christentum mitnichten „zu einem besonderen Merkmal westgotischer Identität oder gar bewusst als Distinktionselement instrumentalisiert wurde“ (S. 93). Damit plädiert er dafür, den sogenannten Arianismus in Nachwirkung der Herrschaft homöischer Kaiser wie des Valens als ebenso römisch wie das nizänische Bekenntnis aufzufassen. Zugleich lasse sich die Identität der beiden Bevölkerungsgruppen im Tolosanischen Reich nicht dichotomisch, geschweige denn oppositionell gegenüberstellen; der Umgang miteinander sei pragmatisch und an den politischen Verhältnissen orientiert worden, die „Zweiteilung der Identifikationsebenen eine Simplifizierung . . . , welche der Dynamik und Mehrdeutigkeit der spätantiken Gesellschaft nicht gerecht“ (S. 110) werde. Vielmehr sorgte das Ende des Weströmischen Reiches für eine Ablösung der Integrationsbemühungen der Goten in Richtung auf die Römer durch eine Neuorientierung der Römer in Richtung auf die Goten.⁴

An diese infolge der derzeitigen Ausrichtungsversuche der Völkerwanderungsforschung teilweise recht neuen, doch von einer Reihe von Forschern in der Vergangenheit bereits vorbereiteten Einschätzungen schließen sich im folgenden Kapitel die Darlegungen über „Aspekte des Entstehungsprozesses

4 Vgl. Koch S. 111 mit Bezug auf Jörg Jarnut: Aspekte des Kontinuitätsproblems in der Völkerwanderungszeit. In: Franz Staab (Hrsg.): Zur Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter am Oberrhein. Sigmaringen 1994 (Oberrheinische Studien 11), S. 35–51, hier S. 50.

des spanischen Westgotenreiches und Voraussetzungen zur Bewertung der ethnischen Situation“ an. Die Forschungssituation und Methodenfragen spielen dabei eine wichtige Rolle. Koch überträgt die im vorausgegangenen Kapitel gesammelten Erkenntnisse mutatis mutandis auf das Westgotenreich in Spanien. Erst nach einer Schwächeperiode der gotischen Herrschaft zwischen der Schlacht von Vouillé im Jahre 507 und dem Herrschaftsantritt König Leovigilds 568 fällt in den Quellen mehr Licht auf die Verhältnisse im spanischen Westgotenreich. Bei der Suche nach Zeugnissen für eine westgotische Einwanderung auf die Iberische Halbinsel bieten nach Koch die Gräber keine oder kaum spezifische materielle Hinterlassenschaften, die bestimmten Völkern zugeordnet werden könnten. Auch in der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie ist ein Paradigmenwechsel im Gang, demzufolge man mehr und mehr davon ausgehe, daß sich im Gegensatz zur traditionellen Deutung ethnische Identität im archäologischen Befund nicht oder kaum nachweisen lasse.⁵ Aus diesem Ergebnis sei abzuleiten, daß aus den materiellen Quellen keine Beweise für eine westgotische Einwanderung und ebensowenig für eine Differenzierung zwischen westgotischer und hispano-romanischer Bevölkerung gewonnen werden könnten. Für die westgotische Einwanderung erbrächten auch die *Consularia Caesaraugustana*, eine Quelle, die Koch in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts datiert, nichts, da es zu den Jahren 494 und 497 im Zusammenhang mit westgotischen Herrschaftsinteressen in der *Tarraconensis* um westgotische Militärpräsenz gehe. Aus dieser Einschätzung folgert Koch, die gotische Identität in Spanien müsse anders als durch westgotische Einwanderung erklärt werden.

Problematisch ist dieser Befund für die Frage nach der Bedeutung der Westgoten auf der Iberischen Halbinsel seit dem fünften Jahrhundert. Daher ordnet Koch seine Einschätzungen in die Spannweite der entsprechenden Perspektiven bisheriger Forschung ein, die von traditionellen Urteilen, die die Westgoten

5 Für traditionelle Deutungen vgl. beispielsweise Volker Bierbrauer: Zur ethnischen Interpretation in der frühgeschichtlichen Archäologie. In: Walter Pohl (Hrsg.): Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters. Wien 2004 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl. Denkschriften 322 = Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 8), S. 45–84; Christoph Eger: Westgotische Gräberfelder auf der Iberischen Halbinsel als historische Quelle. Probleme der ethnischen Deutung. In: Bernd Päffgen, Ernst Pohl, Michael Schmauder (Hrsg.): Cum grano salis. Beiträge zur europäischen Vor- und Frühgeschichte. Festschrift für Volker Bierbrauer zum 65. Geburtstag. Friedberg 2005, S. 165–181; als Vertreter einer Neuausrichtung Philipp von Rummel: Gotisch, barbarisch oder römisch? Methodologische Überlegungen zur ethnischen Interpretation von Kleidung. In: Walter Pohl u. Mathias Mehofer (Hrsg.): Archaeology of Identity – Archäologie der Identität. Wien 2010 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl. Denkschriften 406 = Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 17), S. 51–77.

für nationalspanische Interessen einspannen,⁶ bis zur Marginalisierung der Bedeutung Spaniens für die Westgoten im fünften Jahrhundert reichen, „bevor der Untergang des Tolosanischen Reiches dazu führte, dass der westgotische Hof dazu überging, dort festere Herrschaftsstrukturen etablieren zu wollen, was ihm bis ins letzte Drittel des sechsten Jahrhunderts jedoch nicht gelang“ (S. 181). Andere Eindrücke vermittelnde Quellen aus späterer Zeit gelten dieser unter anderem von Michael Kulikowski repräsentierten Forschungsrichtung⁷ „als hofnahe Propaganda, von der eine vertrauenswürdige Bewertung der Ereignisse nicht zu erwarten sei“ (ebd.). Als Militärmacht zunächst im Benehmen mit dem Imperium, später in eigener Verantwortung beanspruchten die Westgoten gegenüber der romanischen Elite Herrschaft und gewannen auf lokaler und regionaler Ebene teilweise auch kooperationswillige Partner. Westgotische Herrschaft konnte daraus aber nur entstehen, wenn dem ein „Eigeninteresse regionaler Kräfte“ (S. 182) entsprach.

Koch ergänzt diese Erkenntnisse durch Beobachtungen zu dem aus dem spanischen Westgotenreich überlieferten Namenmaterial und zur Rolle des arianischen Bekenntnisses für die ethnische Einordnung von Personen. Zu den Namen stellt er fest, daß die weltliche Oberschicht überwiegend germanische, der katholische Klerus lateinische Namen trug, schließt hieraus jedoch nicht auf die Abstammung der Namensträger, „sondern auf politische, soziale beziehungsweise religiöse Affiliationen“ (S. 189). Was den Arianismus betrifft, schließt Koch an die Feststellungen im vorausgehenden Kapitel an und läßt das religiöse Bekenntnis nicht als Distinktionsmerkmal zwischen Westgoten und Hispano-Romanen gelten, auch wenn die Bemühungen König Leovigilds um den Bekenntniswechsel der Katholiken zum Arianismus für eine andere Antwort zu sprechen scheinen. Koch lehnt es ab, hinter diesen Maßnahmen Leovigilds „dogmatische Verfolgung“ (S. 201) zu sehen, und stellt vielmehr als eigentliches Motiv den Willen heraus, „die Existenz zweier Kirchenstrukturen als Hemmschuh zentraler Herrschaftsentfaltung zu überwinden“ (S. 213). Dasselbe Motiv hatte nach Leovigilds Scheitern dessen Sohn Rekkared mit der Katholisierung des Westgotenreichs. Aus dieser Entwicklung leitet Koch ab, daß die Überwindung der ethnischen Zweiteilung nicht Ziel der Religionspolitik Leovigilds bzw. unter umgekehrtem Vorzeichen Rekkareds war, sondern deren Voraussetzung.

6 Koch S. 162 mit Anm. 186 bezieht sich auf José Orlandis: *Época visigoda* (409–711). Madrid 1987 (*Historia de España* 4), S. 60, der Eurich „als König von Spanien bezeichnet“.

7 Vgl. Koch S. 163; 181 mit Anm. 254; 215 mit Anm. 381 unter Bezugnahme auf Michael Kulikowski: *Late Roman Spain and its Cities*. Baltimore 2004, S. 197–214; 256–309, besonders S. 256.

Kochs bisherige Ausführungen setzen eine lange andauernde Kontinuität römischer Strukturen in Spanien voraus, im Vergleich zu denen es den Westgoten erst im letzten Drittel des sechsten Jahrhunderts gelang, sich als Ordnungsmacht auf Dauer und im überregionalen Raum zu etablieren, ohne daß die hispano-romanische Elite dabei zu übergehen gewesen wäre. Nachdem Koch in den beiden die erste Hälfte seiner Untersuchung umfassenden Kapiteln die historischen und methodischen Voraussetzungen für seine Einschätzung ethnischer Identitätsfragen angesichts perspektivisch gebundener und in Bewegung geratener Forschung geklärt hat, kann er nun das Quellenmaterial für das letzte Drittel des sechsten und die erste Hälfte des siebten Jahrhunderts darauf befragen, „wer die Goten waren, die uns in den Quellen dieser Zeitstufe entgegentreten, beziehungsweise in welcher Weise sich gotische Identität artikulierte und bestimmte“ (S. 216). Es wäre ein Wunder, wenn die Ergebnisse der Quellenanalysen Kochs den Leitlinien bisheriger Ausführungen widersprächen; daher bieten die beiden Quellenkapitel, was die Gesamteinschätzung der bereits diskutierten Phänomene betrifft, nicht so sehr viel Neues gegenüber den beiden ersten Abschnitten. Ihr Wert liegt vielmehr in der detaillierten Beweisführung mit Hilfe von Einzelinterpretationen, die die bereits eingenommene Haltung zum Gesamtphänomen unterstützen und unterstreichen, indem sie den Beobachtungszeitraum – auch mangels aussagekräftigen Materials aus dem sechsten Jahrhundert – bis in die Mitte des siebten Jahrhunderts ausdehnen.

Zunächst stehen mit den erzählenden Quellen historiographische Schriften (Die Chronik des Johannes von Biclaro und Werke Isidors von Sevilla, so die Weltchronik und die *Historia Gothorum, Vandalorum, Suevorum*) sowie Hagiographie (*Vitae Sanctorum Patrum Emeritensium, Vita Desiderii, Vita Sancti Aemiliani, Historia Wambae regis*) im Mittelpunkt. An sorgfältigen und argumentativ überzeugenden Einzeluntersuchungen kann Koch belegen, daß die *communis opinio* von der bis ins siebte Jahrhundert fortdauernden ethnischen Trennung von Goten und Hispano-Romanen im Westgotenreich keine Quellengrundlage hat. So „dienen den Autoren ethnische Bezeichnungen vor allem zur Identifikation von Völkern außerhalb des westgotischen Herrschaftsbereiches“ (S. 326): *Romani* etwa als Angehörige des Oströmischen Reiches, aber auch im konfessionellen Sinne als (römische) Katholiken. Mit diesem Befund aber entsteht der Raum, die Einwohner des westgotischen Königreichs unabhängig von ethnischen Implikationen allgemein als „Goten“ zu bezeichnen. Dies betrifft vor allem Personen, die mit der Ausübung von Herrschaft in Verbindung gebracht werden: „Als Angehöriger der Führungsschicht des Reiches wurde man Gote“ (S. 327; vgl. S. 409); das Ethnikon ist damit also allein sozial und politisch konnotiert. Entsprechendes gilt für die Ergebnisse der Untersuchung der dokumentarischen Quellen, und zwar der Konzilsakten des Toledanischen Reiches und seiner *leges*.

Ein überraschendes Ergebnis für das spanische Westgotenreich? Angesichts der Entwicklung, die die Völkerwanderungsforschung in den letzten Jahrzehnten genommen hat, eigentlich nicht, möchte man meinen. Während die traditionsorientierte Forschung nicht zuletzt in Spanien von lange andauernder Dichotomie von Goten und Romanen auf der Iberischen Halbinsel ausging, hat das Ethnogenesemodell der „Wiener Schule“ den Blick für „ethnische Begriffe ... als flexible und integrative Zuschreibungen“ geöffnet, „hinter denen sich keineswegs monolithische Abstammungsgemeinschaften verbargen“ (S. 271). Daher kann Koch das Zustandekommen westgotischer Identität bei der autochthonen Bevölkerung Hispaniens im Toledanischen Reich bereits im sechsten Jahrhundert erklären: „deutlich früher ... als dies bisher vermutet wurde“, in einem „anders und wesentlich unkomplizierter“ (S. 409) verlaufenden Prozeß. „Es bedurfte dabei ... vor allem der Übernahme der ethnischen Identifikation des neuen Staates, der weitgehend auf bereits lange etablierten Strukturen aufbaute“ (S. 409 f.), eines Angebotes also, das die romanischen Eliten Spaniens in Anbetracht eines als Ganzes nicht mehr handlungsfähigen Weströmischen Reiches auch im Eigeninteresse nicht ausschlagen mochten. Mit Blick auf den derzeitigen Umbruch in der historischen (aber auch archäologischen) Forschung, ausgelöst und verstärkt durch die bewußte Abgrenzung nordamerikanischer Wissenschaftler von den Wiener Ethnogenesevorstellungen, namentlich durch teilweise ins Polemische gehende Stellungnahmen etwa Michael Kulikowskis, kann als ein gar nicht geringes Verdienst Kochs herausgehoben werden, daß er – Anregungen aus jüngerer Zeit folgend – die Verbindungen und Gemeinsamkeiten zwischen der Ethnogeneseforschung und der in Abgrenzung von diesem Ansatz formulierten neuen Sichtweise herausgestellt hat.⁸ Der Gedanke von der natürlichen Weiterentwicklung der durch die „Wiener Schule“ formulierten Vorstellungen macht es Koch zugleich leicht, die nicht ganz unwichtigen Forschungen Kulikowskis und anderer zu dem von ihm behandelten Sujet zu rezipieren.

Manuel Koch hat ein Werk vorgelegt, dessen Gegenstand aufgrund der im Fluß befindlichen und mancherlei aktuelle, teilweise widerstreitende politische Interessen berührenden Forschungssituation und zugleich der schwierigen Quellenlage methodisch und inhaltlich nicht einfach zu behandeln war. Diesen Herausforderungen zeigt er sich mit seiner Herangehensweise an das Thema und dessen Behandlung in vollem Umfang gewachsen, so daß er am Beispiel des spanischen Westgotenreiches einen bemerkenswerten Beitrag zu ethnischen Identitätsfragen am Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter geleistet hat. Voraussetzung dafür war zum einen die Aufarbeitung der entsprechenden internationalen Forschung bis zum erreichten aktuellen Stand,

8 Vgl. beispielsweise Koch S. 21-23 mit Bezug auf Patrick Amory: *People and Identity in Ostrogothic Italy*, 489–554. Cambridge 1997 (Cambridge Studies in Medieval Life and Thought IV 33); vgl. ferner Meier/Patzold (Anm. 3) S. 226.

die Integration des eigenen Ansatzes in diese Forschung und nicht zuletzt zum anderen die adäquate Aufbereitung des verfügbaren Quellenmaterials. Mit seiner Studie – die, gut zu lesen und durchweg elegant formuliert, ohne sachliche Verluste vielleicht auch etwas schlanker hätte ausfallen können – ist es Koch gelungen, aktuelle Ergebnisse auf einem unübersichtlichen und umstrittenen Forschungsfeld zu formulieren, die sein Werk nicht nur inhaltlich, sondern auch methodisch und in Fragen unterschiedlicher Forschungswege zu einer willkommenen Handreichung werden lassen.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Anja Heilmann: Boethius' Musiktheorie und das Quadrivium. Eine Einführung in den neuplatonischen Hintergrund von „*De institutione musica*“. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007 (Hypomnemata 171). 400 S. EUR 79.00. ISBN 978-3-525-25269-0.

Diese aus einer Rostocker Dissertation hervorgegangene Monographie zur Musiktheorie des Boethius gehört ohne Zweifel zu den gewichtigsten deutschsprachigen Beiträgen der letzten Jahre, die dem spätantiken Philosophen gewidmet sind.¹ Entsprechend dem Untertitel untersucht Frau Heilmann die Musiktheorie des Boethius als „Wissenschaft von den Zahlenverhältnissen“ und als „Propädeutikum für das Studium der Philosophie“ im Rahmen der *Artes liberales* (S. 13). Wurde die Schrift *De institutione musica* von der Musikwissenschaft bislang eher in Hinblick auf ihre Wirkungsgeschichte behandelt, versucht Frau Heilmann den philosophischen Aspekt und damit den eigentlichen Kern des Textes zurückzugewinnen. Und das ist ihr in überzeugender Weise gelungen. Ihre Fragestellung lautet: „Welche wissenschaftstheoretischen, mathematischen und anthropologischen Konzepte greift Boethius auf“ (S. 14). Und dabei steht er natürlich auf dem Boden des (Neu-)Platonismus, sodaß die Frage nach den Voraussetzungen von *De institutione musica* zu zentralen Texten dieser spätantiken Philosophie führt. Schon vorweg kann gesagt werden, daß sich Frau Heilmann als intime Kennerin dieser Texte zu erkennen gibt und ihre Erkenntnisse in einer klaren und unpräntösen Sprache vorträgt; der Leser kann sich ihrer Führung vorbehaltlos anvertrauen.

Die Arbeit gliedert sich in drei große Teile. Der erste Teil behandelt die Mathematik des Boethius im System der theoretischen Wissenschaften. Gegenstand der Mathematik ist „eine von der Materie des Wahrnehmbaren abstrahierte Form“ (S. 26). Unter Heranziehung neuplatonischer Texte und mittelalterlicher Kommentare zu der Schrift *De trinitate*, in der Boethius diese wissenschaftstheoretische Bestimmung der Mathematik im Gegensatz zu Naturwissenschaft und Theologie getroffen hat (trin. 2, 68–83), wird das der Arithmetik zugrunde liegende Wissenschaftssystem konstruiert. Dabei wird die Mathematik von der Logik als einer Hilfswissenschaft abgegrenzt, auch wenn sie zugleich einen propädeutischen Aspekt besitzt (S. 30–35). Dazu wird auch die „Rolle der Wahrnehmung und Vorstellung in der Mathematik“ erörtert sowie die Frage der „Unterordnung der Musik unter die Arithmetik“ (S. 35–39). Weitere wissenschaftstheoretische Fragestellungen wie „früher für uns“ und „früher der Sache nach“, das Wesen des „immateriellen Seienden“ als Gegenstand der Wissenschaften, „Unterscheidung von Form(en) und Materie“, oder die genauere Bestimmung der Erkenntnismodi der drei in Frage stehenden Wissenschaften schließen sich an (S. 39–67).

1 Zeugnis für das seit geraumer Zeit gesteigerte Interesse an Boethius ist nicht zuletzt die Gründung des International Center for Boethian Studies in Freiburg.

Im zweiten Teil der Arbeit wird anhand des Prömiums der Schrift *De institutione arithmetica* die „Musiktheorie im System des Quadrivium“ dargestellt.² Voraus geht ein Vergleich der Schrift des Boethius mit seiner Quelle, der „Einführung in die Arithmetik“ des Neupythagoreers Nikomachos von Gerasa. Die von Boethius vorgenommenen Zusätze und Auslassungen werden, in Ergänzung zur Edition von Jean-Yves Guillaumin (Paris 1995), genauer untersucht. Dabei ergibt sich, daß „Boethius schon in jungen Jahren aufgrund seiner umfassenden Ausbildung mit einschlägigen neuplatonischen Texten und Konzepten vertraut gewesen sein muss“ (S. 84).³ Im Verhältnis zur Darstellung des Nikomachos zeigt sich, daß Boethius „dem Leser durch seine Beispiele und zusätzlichen Erklärungen den Durchgang durch die Arithmetik“ erleichtert (S. 86). Entsprechend der Einleitung der Schrift wird „die Unterteilung der Mathematik in die vier Disziplinen des Quadrivium“ besprochen (S. 88–104). Dabei schließt sich Frau Heilmann der Deutung des Terminus *quadrivium* durch Guillaumin an (Ed. S. LIV f.), der die Vorstellung einer „Wegkreuzung“ (*carrefour*) ausschließen will, und versteht den Begriff als „viergliedriges Curriculum“ (S. 97),⁴ in dem die Arithmetik die Vorrangstellung hat (begründet S. 100–104).

Ziel der Mathematik ist der Aufstieg zum Gipfel der Philosophie. Wie sich nach Boethius dieser Aufstieg vollzieht und wie das Ziel beschaffen ist, wird von Frau Heilmann ausführlich durch Verweise v. a. auf Platon dargestellt. Dabei nimmt die Frage nach der Bestimmung des Wesens des Seienden breiten Raum ein (S. 104–130). „Boethius hält das Seiende für etwas Aktives, Kreatives und wohl auch Beseeltes“ (S. 125) und damit für göttlich.

Im letzte Abschnitt dieses Teils (S. 130–151) wird die Frage beantwortet „Was ist Zahl?“, wobei sich Frau Heilmann auf die wichtige Arbeit von Gyburg Radke, *Die Theorie der Zahl im Platonismus*, Tübingen/Basel 2003, stützen kann. Boethius unterscheidet gemäß neuplatonischer Tradition Zahlen als Vorbild für die Schöpfung (intelligible Zahlen) und Zahlen, die in der wahrnehm-

- 2 Etwas zu skeptisch ist wohl S. 70 die Frage nach dem Rezipientenkreis der Schrift gestellt. Allein schon die Widmung kann ein Hinweis darauf sein, daß man an den Kreis „Intellektueller“ um Symmachus denken darf; vgl. H. Chadwick: *Boethius*, Oxford 1981, 16.
- 3 Entgegen der *communis opinio* der Forschung, nach der Boethius die Arithmetik-Schrift im Alter von etwa 20 Jahren verfaßt hat, scheint Frau Heilmann „aus neuplatonischer Perspektive“ (S. 79) eher eine spätere Abfassungszeit in Betracht zu ziehen.
- 4 Zu fragen wäre allerdings, ob nicht allein schon die Wortbildung wie bei *bivium* und *trivium* auf eine *V e r k n ü p f u n g* der vier *viae* hinweist, wie sie im Bilde einer Straßenkreuzung vorliegen kann. Daß es Boethius aber nicht um einen im Detail ausformulierten Vergleich geht, zeigt die Fortsetzung des Textes, wo er das Bild der „Stufen“ einführt (erörtert S. 108): *Sunt enim quidam gradus certaeque progressionum dimensiones, quibus ascendi progredique possit.*

baren Schöpfung vorliegen, die rational erfaßbaren, wissenschaftlichen Zahlen (S. 137, ausgeführt S. 140–143), ohne sich jedoch dabei stets an die Terminologie der griechischen Neuplatoniker zu halten.

Der dritte und umfangreichste Teil der Arbeit bespricht *De institutione musica* als musiktheoretisches Lehrbuch (S. 152–290). Da Musiktheorie nach Boethius „die Wissenschaft von Zahlenverhältnissen ist“ (S. 153), stellt sich die Frage, welches Verhältnis hinsichtlich der Zahlenverhältnisse zwischen *De institutione arithmetica* und *De institutione musica* besteht. Frau Heilmann kommt in ihrer subtilen Untersuchung zu dem Ergebnis, daß die „Arithmetik“ „auf die Erkenntnis der komplexen Zusammensetzung von Zahlen“ abziele, während die „Musiktheorie“ „Verhältnisse zwischen zwei voneinander verschiedenen Zahlen betrachtet“ (S. 201). Die Legende von „Pythagoras in der Schmiede“ wird, entgegen der neueren Forschungen, als musiktheoretischer Erkenntnisweg verstanden, auf dem „Prinzipien der Musiktheorie vermittelt“ werden, und bei dem neben *sensus* und *ratio* auch die Meinung im Erkenntnisfortschritt eine besondere Rolle spielt (S. 203–212); das zeigt auch der Vergleich mit den Darstellungen der Legende bei Nikomachos und Macrobius.

Die Tetraktys als „allgemeines Grundprinzip der neuplatonischen Weltkonzeption“ (S. 233) bietet die Zahlenverhältnisse der fünf konsonanten Intervalle; die Begründung dafür liefert nicht die Arithmetik, sondern die Philosophie. Zu ihr muß daher die in *musica mundana*, *humana* und *instrumentalis* hinführen. Diesem „anagogischem Potential der dreigeteilten Musik“ ist der letzte Abschnitt gewidmet. Da Boethius im überlieferten Text keine weiteren Ausführungen zur *musica mundana* und *musica humana* macht, zieht Frau Heilmann weitere Quellentexte heran, außer der *Consolatio* des Boethius die Hamonielehre des Ptolemaios und Augustins Schrift *De musica*, vor allem aber Platons *Timaios* und seine neuplatonischen Kommentatoren (Philoponos, Proklos).⁵

Eine „Zusammenfassung“ stellt die überzeugenden Ergebnisse der Arbeit noch einmal vor. Die Neubewertung der Schrift *De institutione musica* führt zu einer eindeutigen Bestimmung der Intention des Traktats: Er ist „weder eine Anleitung zum guten Komponieren oder Musizieren noch ein um seiner selbst willen verfasstes Lehrbuch“, sondern bildet im Rahmen des Quadriviums eine „Brücke oder Leiter zur Philosophie“ (S. 291).

Die Arbeit ist sorgfältig aufgebaut. Die einzelnen Fragestellungen sind klar formuliert, ihre Erörterung wird jeweils durch Zwischenergebnisse fixiert, sodaß der Diskussionsfortschritt immer nachvollziehbar bleibt. In den Textbezügen überwiegt die Orientierung an den Originaltexten, die ebenso wie zentrale Begriffe griechisch/lateinisch sowie in Übersetzung geboten werden. Die im Literaturverzeichnis genannte Sekundärliteratur wird eher

5 Auf Details der breit angelegten Untersuchung (S. 245–290) soll hier nicht näher eingegangen werden.

selektiv herangezogen. Die wichtigsten Textabschnitte des Traktats sowie einige der Stellen aus neuplatonischen Kommentaren, auf die in der Arbeit Bezug genommen wird, werden in einem Anhang in Übersetzungen vorgelegt; auch das eine leserfreundliche Geste, die der Benützer zu schätzen weiß. Ein über die Liste „Arithmetische Fachtermini“ (S. 376) hinausgehendes Stichwortverzeichnis der erörterten Begriffe wäre wünschenswert und würde den inhaltlichen Reichtum des Buches noch besser erschließen.⁶ Vorbildlich ist der *Index locorum*. Unterstützt wird die Darstellung durch ein ansprechendes, offensichtlich fehlerfreies Druckbild.

Joachim Gruber, Erlangen
joachim.gruber@nefkom.net

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

6 Vgl. z. B. die Überlegungen zur Übersetzung von ἀδελφικά mit *geminæ* S. 90 oder die Bemerkungen über die Vierzahl S. 234.

Hagith Sivan: *Galla Placidia. The last Roman empress*. Oxford: Oxford University Press 2011. X, 224 S., 24 Abb., 3 Karten. £ 17.99. ISBN 978-0-19-537913-6.*

Es ist nicht einfach, bei einer wissenschaftlichen Darstellung einer historisch nicht sonderlich gut überlieferten Thematik eine klare Grenzlinie zwischen dem nötigen Maß an auf der Quellenbasis orientierten Interpretation und zulässigen, aber letztlich spekulativen Vermutungen zu ziehen. Diese Problematik trifft für viele Ereignisse und Epochen zu, und gerade Historiker, die zum fünften nachchristlichen Jahrhundert arbeiten, werden sie kennen. Wie schnell solch eine Darstellung, gerade wenn sie biographischer Natur ist, sich dem historischen Roman annähern kann, zeigen beispielsweise Ferdinand Gregorovius' Studien zur oströmischen Kaiserin Eudocia Augusta, welche freilich in einer anderen Epoche der Geschichtsschreibung entstanden sind.¹

Hagith Sivans Biographie der spätantiken Kaisertochter und -mutter Galla Placidia, Regentin des weströmischen Reiches ab 425 n. Chr., beschreitet innerhalb dieser Parameter einen Sonderweg: In der Einleitung (S. 1–8) legt die Autorin dar, dass sie „keine konventionelle Biographie“ (S. 2) habe schreiben wollen (die vorhandenen Quellen würden eine solche auch reichlich kurz und sehr lückenhaft ausfallen lassen), und so sucht sie nach neuen historiographischen Ausdrucksformen: „How, then, at the dawn of the twenty-first century, can one write of an ancient woman, without repetition, and without transforming the subject into an abstract?“ (S. 2). Sivans auf den ersten Blick innovative Lösung dieses selbstauferlegten Dilemmas ist es, eine Biographie Placidias zu konstruieren, die immer dann, wenn die Quellen zum Thema schweigen, Vergleichsbeispiele anderer spätantiker Frauenleben verwendet. An dieser ambitionierten Vorgehensweise scheitert die Biographie Galla Placidias letztendlich aber: Die Abhandlung bietet weder eine befriedigende Lebensbeschreibung der spätrömischen Aristokratin noch eine universell interpretierbare Geschichte der Frau in der Spätantike (für letzteres ist die Gestalt der Galla Placidia sicherlich zu sehr ein Ausnahmecharakter).

Ähnlich wie in Sivans vor vier Jahren erschienenem Buch zu Palästina in der Spätantike² werden auch hier dem Leser zahlreiche brillante Gedanken der

* Mein herzlicher Dank gilt Prof. Dr. Liz James (University of Sussex) für hilfreiche Anmerkungen und Literaturhinweise in kunsthistorischen Fragen zum Medaillon von Brescia und dem Ashburnham Pentateuch.

1 F. Gregorovius: *Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin*. Leipzig: Brockhaus ²1882. Als gelungenes Beispiel einer Frauenbiographie des fünften Jahrhunderts vgl. C. Angelidi: *Pulcheria: la castità al potere (399–455)*. Mailand 1996.

2 H. Sivan: *Palestine in Late Antiquity*. Oxford 2008.

Autorin zu Einzelaspekten dargeboten, die dann aber nicht zu einem kohärenten Gesamtbild zusammengefügt bzw. oftmals einfach auch nicht zu Ende ausgeführt werden. Der Leser hat vielmehr den Eindruck, die Autorin verliere nach ein paar Seiten das Interesse an der weiteren Ausführung ihrer prinzipiell sehr interessanten Gedanken. Folglich springen die einzelnen Kapitel von Schlaglicht zu Schlaglicht; einen roten Faden oder eine nachvollziehbare Gliederung wird der Leser aber vergeblich suchen. Was man der Autorin hingegen nicht vorwerfen kann, ist, dass sie ihre Leser nicht vor der Methodik ihrer jüngsten Abhandlung gewarnt hätte: Mehrfach betont sie in der Einleitung, dass bestimmte von ihr zitierte bzw. bisweilen auch veränderte³ Quellentexte aus dem Leben Placidias nicht bekannt sind, etwa die Gedichte des Jahres 417 anlässlich der Hochzeit Placidias mit Flavius Constantius: „Once again a word of warning. We do not have the orations or poems that would have been delivered on so august an occasion, especially in the presence of the emperor. Nor do we possess the funeral orations that would have been composed in honor of either her dead child or her husbands. Applying a deductive method, I conjure the words that such situations would have generated to re-create the mood and the manners“ (S. 6).

Dennoch muss sich der Leser die Fragen stellen, welchen Wert eine solche Darstellung haben kann, und welche Konsequenzen dies mit sich bringt. Das Buch scheint sich an interessierte Laien sowie fortgeschrittene Studenten zu richten, was sich etwa an der Glossierung bestimmter Begriffe ablesen lässt (so erfährt man, dass Gallien heute Frankreich sei [S. 4] oder Ostia der Hafen Roms [S. 104]).⁴ Die Beantwortung der Frage, wie viel spekulative Kontextualisierung angemessen sei, ist zweifelsohne jedem selbst überlassen. Gerade in Anbetracht eines breiten Leserkreises muss jedoch mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, dass das mehrmalige Konstatieren eines lockeren Umgangs mit anderen, meist (aber nicht ausschließlich) zeitgenössischen Quellen nicht per se ausreichen kann, um zu verhindern, dass viele Leser nach der Lektüre ein verzerrtes Bild vom Leben Galla Placidias, von der dazugehörigen Quellenlage und ganz allgemein vom Weströmischen Reich im fünften Jahrhundert mitnehmen werden. Zu viel Ungeklärtes erscheint auf einmal ganz simpel. Selbstverständlich weist Sivan ihre Rekonstruktionen durchgängig als solche aus, trotzdem ist absehbar, dass gerade studentische Leser viele Einzelheiten aus Galla Placidias gleichsam mit Schere und Klebstoff fingiertem Leben als gesicherte Fakten auf-

3 In einem Widmungsgedicht Optatians (S. 128) beispielsweise wird ein männlicher Empfänger des Textes zu „our lady and mistress“ abgewandelt.

4 Sivan setzt diese Erläuterungen allerdings nicht konsequent um, so wird beispielsweise nicht erklärt, was die Unterschiede zwischen Orthodoxen und Arianern konstituiert. Letztere werden lediglich wenig hilfreich als Anhänger einer mit der Person von Arius von Alexandria verbundenen Häresie beschrieben (S. 17).

fassen werden.⁵ Befremdlich liest es sich dabei nur, wenn Sivan im Verlauf der Biographie eine offensichtliche Fiktion im Quellentext Olympiodors nun ihrerseits selbst anprangert (S. 56 bezüglich Olympiodorus, fr. 26)⁶; es scheinen also durchaus andere Standards zu gelten für antike Quellen und für die Autorin des hier besprochenen Werkes.

Das Buch ist in sieben Kapitel unterteilt, die großteils chronologisch an der Biographie der Protagonistin ausgerichtet sind. Das erste Kapitel, „A Wedding in Gaul (414)“ (S. 9–36), setzt, da das Geburtsjahr Placidias nicht bekannt ist, am Tag ihrer Hochzeit mit dem Gotenkönig Athaulf, dem Schwager und Nachfolger des 410 verstorbenen Alarich, ein. Dies wirkt sich auf die Struktur des Buches insofern etwas umständlich aus, als ein mit der Epoche weniger vertrauter Leser erst relativ spät überhaupt von der zentralen Bedeutung Mailands und Ravennas in der Spätantike erfahren wird (dies geschieht erst ab S. 158 am Ende des kurzen Buches). Die zwei Leitmotive der Studie zeichnen sich schon hier im ersten Kapitel ab: Das sind einerseits die bereits angesprochenen Rückgriffe auf von Sivan als geeignete Vergleichsbeispiele deklarierte andere Quellen – verbunden mit Mutmaßungen einer Historiographie à la „wie es hätte sein können.“ Dies sei an einem Beispiel demonstriert: Sivans Annahme, bei einem Hochzeitsgedicht auf die Eheschließung Athaulfs mit Placidia in Narbonne wäre sicherlich die Rede von Venus und Cupido gewesen, ist naheliegend und wahrscheinlich, sie ist freilich auch ein bisschen banal. Die Stadt Rom, in der Placidia aufwuchs, wäre Gegenstand dieses Hochzeitsgedichtes gewesen, wobei, so Sivan (S. 30–31), fraglich sei, ob Rom als Stadt von Romulus und Remus oder eher von Peter und Paul stilisiert

5 Diese Form der Schwarzmalerei scheint nicht ganz unbegründet. So enthält bereits einige Monate nach dem Erscheinen von Sivans Monographie der deutsche Wikipedia-Artikel zu Galla Placidia zahlreiche Spekulationen aus der kreativen Feder Sivans, die nun im Internet als harte Fakten präsentiert werden (beispielsweise dass Priscus Attalus ein Hochzeitsgedicht auf Athaulf und seine römische Frau verfasst hätte (bei Sivan [S. 21] findet sich, Olympiodor folgend, vorsichtiger lediglich: „In 414 these [sc. epithalamia and fescennine verses] were pronounced, perhaps even composed, by three men [...] [o]ne [of them], Attalus [...]“), vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Galla_Placidia (abgerufen am 15. Juni 2012). Freilich kann man die Autorin nicht für die unkritische Rezeption ihres Werkes verantwortlich machen, das Beispiel zeigt allerdings, dass Hagith Sivans Biographie der Galla Placidia solche Folgen eher nach sich ziehen mag als weniger spekulativ angelegte Biographien wie etwa V. Sirago: *Galla Placidia – la nobilissima*. Mailand 1996 (vgl. auch Ders.: *Galla Placidia e la trasformazione politica dell'Occidente*. Louvain 1961).

6 Sivan zitiert aus der Übersetzung von Roger Blockley und hat auch dessen Zählung der Fragmente übernommen, vgl. R. Blockley (Hrsg.): *The fragmentary classicising historians of the later Roman Empire: Eunapius, Olympiodorus, Priscus and Malchus*. 2 Bde. Liverpool 1981/1983 (= *Arca*. 6/10).

worden wäre. Derlei Gedankenspiele nun sind amüsant, und sie tragen sicherlich auch zu einem bunteren, detailreicheren Bild der Spätantike bei. Ihr historischer Wert bleibt jedoch zweifelhaft. Seltsam mutetet es dann aber auf jeden Fall an, wenn Sivan diskutiert, warum Placidias Halbbruder Honorius nicht bei der Hochzeit von Narbonne anwesend war – die Gründe liegen aus der Sichtweise des Kaisers, der das Vorgehen der Goten nicht legitimieren könnte, freilich auf der Hand. Honorius hätte aber auch, schreibt Sivan (S. 28), wenn er anwesend gewesen wäre (hierbei wird also die Vermutung auf ein ganz neues Niveau gehoben), ein trauriges Bild abgegeben, und zitiert ausführlich und wörtlich aus einer Beschreibung der Physiognomie des Kaisers. In vielen Texten des fünften Jahrhunderts suggerieren als wenig markant bis abstoßend gezeichnete Gesichtszüge eines Herrschers auch seine vermeintlich wenig markante Politik und generelle Schwäche (neben Honorius gilt dies in der Historiographie insbesondere auch für Arcadius oder Theodosius II.). Die von Sivan zitierte Darstellung entstammt nun aber gerade keiner antiken Quelle, sondern der Feder des viktorianischen Romanciers Wilkie Collins. Ob Honorius' Stirn nun wirklich niedrig und seine Lippen farblos waren, erschließt sich hieraus ebenso wenig wie der Wert dieses ausführlichen wörtlichen Zitates in einer wissenschaftlichen Biographie, die sich daneben an keiner anderen Stelle mehr mit Rezeptionsgeschichte beschäftigt. Die zweite Auffälligkeit von Sivans Biographie ist ihr Bemühen, dem Leser einen Einblick in die Psyche und Emotionen der Protagonistin zu vermitteln. Dies geht soweit, dass Mutmaßungen angestellt werden, ob Placidia sich als Braut Athaulfs im Gotenlager in Narbonne eher willig oder widerspenstig gab (S. 12). Über Sinn und Unsinn eines solchen psychologisierenden Unterfangens müssen an dieser Stelle keine Worte verloren werden.

Auf Hochzeiten folgten in Galla Placidias Leben oftmals Todesfälle: So ist das zweite Kapitel (S. 37–59) auch mit „Funerals in Barcelona (414–416)“ überschrieben; hier gewinnt aber das Gefühlsleben der frisch verwitweten Galla Placidia etwas zu sehr die Oberhand. Neben dem Gatten verstarb auch ihr Kind, Theodosius – von Hagith Sivan durchgängig „Theodosius III.“ genannt (erstmal: S. 49), nicht wenig verwirrend, denn selbst wenn dieser Sohn überlebt hätte, wäre es doch etwas überraschend, einen, wie Sivan selbst später feststellt (S. 147), halb-arianischen Halbbarbaren auf dem west- (oder gar: ost?)römischen Kaiserthron zu sehen.⁷ Viel wird gemutmaßt, wie groß Placidias Trauer über den Verlust des Kleinkindes war, und wie eine Grabrede die trauernde Mutter getröstet haben mag (S. 51). Sivan bedient sich nun Ambrosius' Grabreden auf Placidias Onkel, Valentinian II, und Vater, Theodosius I., als Folien für eine potentielle Ansprache, gehalten womöglich vom Bischof der Stadt Narbonne oder dem des gotischen Feldlagers. Es erscheint

7 Vgl. S. 59: „Had he lived, Theodosius III could have become potential heir to both Roman and Gothic crowns.“

fragwürdig, ob diese beiden ambrosianischen Texte, verfasst anlässlich des Todes von römischen Kaisern, wirklich als gute Anhaltspunkte dazu dienen können, wie die Grabrede auf einen Säugling aussah, von dem nicht einmal überliefert ist, ob er getauft wurde (S. 49). Nachdem Sivan ausbreitet, wie ein geschickter Redner in Narbonne Placidia als Helena, und das Kind als Constantin hätte stilisieren können, stellt sie fest, dass dies freilich in keiner Weise den Schmerz der Mutter gelindert haben mag (S. 54). Dies ist Grund genug, gleich ein zweites Register von potentiellen Grabredenvorlagen zu bedienen, nun wird ausführlich aus Texten des Paulinus von Nola etwa über den Verlust des Sohnes des Pneumatius und der Fidelis zitiert.⁸ Immerhin schließt sich damit in gewisser Weise ein Kreislauf von Spekulationen, diskutierte die Autorin doch einige Seiten zuvor, ob sich Placidia und Paulinus wohl 410 in Italien in gotischer Gefangenschaft getroffen haben mögen (46); dies belegende Quellen dazu gibt es freilich nicht.

Im Jahre 416 wurde Galla Placidia zu den Römern zurückgeschickt – bzw. gegen dringend benötigte Getreidelieferungen eingetauscht. Mit der Zeit von 417 bis 425 n. Chr. beschäftigt sich das dritte Kapitel, „The making of an empress“ (S. 60–93). Der Notiz Olympiodors (fr. 33) folgend, dass Placidia mit ihrer Verheiratung mit dem Heermeister Flavius Constantius nicht gänzlich einverstanden war, entwirft Sivan ein Panorama von alternativen Lebenskonzepten oftmals asketischer Natur, die ähnlich so bereits im ersten Kapitel angerissen wurden. Besondere Beachtung liegt dabei auf dem Status der spätantiken *univira* (S. 65). Nachdem die Quellenlage auch zu Placidias zweiter Heirat (im Januar 417) nicht sehr ergiebig ist, webt die Autorin auch hier wieder Vermutungen ein, etwa dass eine Hochzeit am 21. dieses Monats mit dem Festtag der Heiligen Agnes zusammengefallen wäre, welche ja auch entgegen den Willen ihrer Eltern die Ehe ablehnte, was ihr Martyrium bedingte, eine Option, die Placidia nicht offen stand (67). Auch wenn über die Stiftung von Sant’Agnese fuori le mura durch die Constantinstochter Constantina und deren daran angebautes Mausoleum Santa Constantina eine gewissermaßen familiäre Verbindung zum Kult der Heiligen Agnes bestand, so hat der Monat Januar freilich noch dreißig weitere Tage, und es wird nicht ersichtlich, welchen Sinn solche Gedankenspiele haben sollen. Solche Assoziationen wechseln sich auch in diesem Kapitel mit guten Gedanken ab, etwa wenn Sivan erörtert, wie durch die Hochzeitsfeierlichkeiten des Jahres 417 Galla Placidia für alle sichtbar wieder in den Schoß des theodosianischen Kaiserhauses re-integriert wurde (S. 69). Solch ein wichtiger Gedanke, dessen Ausarbeitung man sich erhofft, wird aber wieder geschmälert, steht er doch zwischen der eher peripheren Frage, ob Placidia bei der Hochzeit ähnliche Seidengewänder getragen habe wie auf der Hochzeit von Narbonne (ebenfalls S. 69) und kurz nach erneuten Vermutungen, welche Themen diesmal bei

8 Vgl. Paulinus von Nola, *carm.* 31, 1–6.

den Hochzeitsgedichten vorherrschend gewesen sein mögen (S. 68). Laut Olympiodor drängte Galla Placidia ihren Bruder im Jahre 421 dazu, ihren Ehemann, mit dem sie zwei Kinder hatte, zum *Augustus* zu erheben, dieser verstarb jedoch schon kurze Zeit später. Galla Placidia fiel kurz darauf in Ungnade, verlor ihren *Augusta*-Titel und suchte Zuflucht bei ihrem Neffen in Konstantinopel, Theodosius II., dem Sohn ihres Halbbruders Arcadius. Im August 423 verstarb Honorius und ließ das Westreich ohne Erben. Sicherlich auch als Reaktion auf die Usurpation des Johannes im Westen ernannte Theodosius II. Gallas Sohn Valentinian zum *nobilissimus* und verlobte ihn mit seiner einzigen Tochter Licinia Eudoxia. Ein Jahr später beförderte Theodosius den Valentinian zum *Caesar* und sandte ihn zusammen mit der inzwischen wieder zur *Augusta* erhobenen Galla Placidia und mit Flavius Ardabur Aspar zurück nach Italien, wo der sechsjährige Valentinian nach der erfolgreichen Einnahme Ravennas durch Aspar 425 dann sinnträchtig in Rom zum *Augustus* ernannt wurde.

Hier setzt Sivans viertes Kapitel „Restoration and Rehabilitation“ (S. 94–118) ein, das zuerst Placidias Handlungen als Regentin für Valentinian und ihre Einstellung zum Senat behandelt. Eine zentrale Rolle nimmt dabei die laut Sivan maßgeblich von Placidia betriebene Rehabilitierung des bereits seit fünfunddreißig Jahren verstorbenen älteren Nicomachus Flavianus ein (S. 97–100). Der zweite Teil dieses Abschnittes beschäftigt sich kursorisch mit der Stellung der Kaisermutter im Konflikt des Heermeisters Felix sowie des *comes Africae* Bonifatius mit deren Widersacher Aëtius, dem es gelang, bis 430 Felix auszuschalten und nach dem Bürgerkrieg gegen Bonifatius von der nun politisch-militärisch isolierten Galla Placidia zum obersten Heerführer eingesetzt zu werden (S. 104–110). Das Kapitel beschließen Überlegungen zur Stiftertätigkeit der Placidia – auch hier bieten sich freilich zahllose Vergleichsbeispiele anderer spätantiker Wohltäterinnen an, derer Hagith Sivan sich ausgiebig bedient. Hierbei neigt sie im Fließtext bisweilen zu Vereinfachungen: so wird an einer Stelle etwa das Trierer Elfenbein als eine über jeden Zweifel erhabene Darstellung der Pulcheria beim Adventus der Stephanusreliquien in Konstantinopel präsentiert, während die historischen und kunstgeschichtlichen Bedenken an dieser Interpretation nur in der weiterführenden Literatur der Fußnote Erwähnung finden (S. 112, FN 81). Kunstpatronage und Stiftertätigkeit bilden auch die Überleitung zum folgenden Kapitel, vor dessen Besprechung ein kurzer Verweis auf das Titelbild von Sivans Buch angebracht erscheint, denn hier findet sich nämlich eine ähnliche Herangehensweise: Es wurde ein Ausschnitt aus einem Zwischengoldglasmedaillon (heute in den Musei Civici, Brescia) mit der Darstellung einer Mutter mit ihren zwei Kindern gewählt. Die Familienszene wurde seit dem 18. Jahrhundert oftmals als Portrait Galla Placidias mit ihren beiden Kindern Honoria und Valentinian III. gedeutet. Die Erläuterungen dazu aber auf der Buchrückseite bezeichnen das

Artefakt nun mit dem gänzlich unüblichen und missverständlichen Namen „The Crucifix of Galla Placidia“, ohne dass im Buch auf dieses Kreuz oder auf dessen ziemlich ungesicherte Darstellungszuschreibung verwiesen wird.

Als Valentinian 437 volljährig wurde, war der Einfluss seiner Mutter im Westreich durch das Vorgehen des Aëtius bereits erheblich verringert, Hagith Sivan spricht allerdings, ohne dies wirklich mit Quellen belegen zu können, von Placidia als einer „dominant figure at the court for a dozen years“ (S. 120), auch wenn sich weite Bereiche des Reichsteiles unter der Kontrolle nicht-römischer Stämme befanden. In Thessaloniki fand im gleichen Jahr die Hochzeit zwischen Valentinian III. und Licinia Eudoxia statt, bei der Galla Placidia vermutlich nicht zugegen war (S. 122). Sie zog sich mehr und mehr zurück und verbrachte ihren Lebensabend in Rom, wo sie im Jahre 450 starb. Es nimmt nicht wunder, dass nun im fünften Kapitel zum nunmehr dritten Mal spekuliert wird, welche Inhalte die Hochzeitsgedichte in Thessaloniki gehabt haben mögen (S. 121–122). Mit „A Bride, a Book, and a Pope (437–438)“ ist Hagith Sivans interessanteste Spekulation überschrieben (S. 119–141). Sie geht dabei von der Annahme aus, Theodosius II. hätte Valentinian III. als Hochzeitsgeschenk eine Abschrift des *Codex Theodosianus* überreicht. Dass dessen Publikation in die Zeit der Hochzeit fällt, und dass er 439 auch im Westreich verbreitet wurde, ist nicht in Abrede zu stellen. Man sollte hier freilich, wenn überhaupt, nur metaphorisch von einem „Hochzeitsgeschenk“ sprechen. Hagith Sivan baut nun allerdings auf dieser e i n e n selbstentworfenen Hypothese eine z w e i t e auf: Wenn ein Codex das (physisch-existente) Geschenk des Brautvaters an den Bräutigam war, so m u s s in dieser Logik dessen Mutter natürlich auch einen Codex an die Braut, Licinia Eudoxia, verschenken. Sivan postuliert nun, dass der sog. Ashburnham-Pentateuch, eine der ältesten illustrierten Bibelhandschriften, eben jenes Hochzeitsgeschenk der Galla Placidia darstelle (S. 128–141). Eine kunsthistorische Widerlegung dieses an sich sehr reizvollen Vorschlages übersteigt die Expertise des Rezensenten; es sei allerdings angemerkt, dass besagte Handschrift in bisherigen Studien frühestens in das späte 6. Jahrhundert datiert wurde – Hagith Sivan bleibt den Lesern eine auf kunsthistorischen, kodikologischen oder paläographischen Argumenten fußende Neudatierung auch schuldig, wenngleich gerade diese hier hätte erbracht werden müssen.⁹ Dass ihre Ausführungen, auch Julian habe von Eusebia in Gallien Bücher geschenkt bekommen, ihre Vermutungen nicht sonderlich bekräftigen können, ist sich Sivan bewusst (S. 127). Dennoch wird

9 In jüngster Zeit hat sich Dorothy Verkerk eingehend mit dem Ashburnham Pentateuch beschäftigt, ihre Monographie (*Early Medieval Bible illumination and the Ashburnham Pentateuch*. Cambridge 2004) bietet eine Synthese dieser Forschungen. Während Verkerk zwar mit Rom einen bisher nicht in die Diskussion eingebrachten Entstehungsort postuliert, ändert sich allerdings nichts bezüglich der Datierung weit nach dem Tod Galla Placidias.

erneut auf der Basis einer doppelten Hypothese versucht, historische Glaubhaftigkeit zu erzeugen; eine Methode, die mehr als bedenklich ist: Valentinian III. habe von Theodosius II. eine Sammlung von Menschen verfasster Gesetze erhalten, folglich muss Placidia ihrer Schwiegertochter eine Sammlung göttlicher Gesetze, also das Alte Testament,¹⁰ schenken. Dieses Präsent sei mit seinen Buchmalereien ein ideales Geschenk für eine Braut gewesen, präsentiere es doch eine „astonishing ubiquity of women“ (S. 130). Auch dies ist schwer nachvollziehbar. In Sivans Aufstellung zu den Illustrationen stehen drei Frauen (Eva, Hagar, Rebekka) einer deutlichen Überzahl an Männern gegenüber (Adam, Kain, Abel, Abraham, Lot, Abimelech, Isaak, Abrahams Diener, Jakob, Esau, Laban, Joseph, dessen Brüder, Moses, Aaron, Pharao) (S. 129–130). Auch das Argument Sivans, in den lateinischen Bilderklärungen spielten Frauen eine dominierende Rolle („Women, women everywhere.“ – S. 131), lässt sich entkräften, denn die einzige Beischrift, in der eine weibliche Figur tatsächlich Subjekt des beschreibenden Satzes ist (in allen anderen Fällen sind Frauen das grammatikalische Objekt), lautet ironischerweise „Rebecca operitur pallio“. Dadurch, dass die Autorin weder Angaben macht, auf welche Folioseiten sie sich bezieht, noch der Publikation irgendwelche Abbildungen des Ashburnham-Pentateuchs beigelegt sind, wird ein Nachvollziehen von Sivans Thesen zusätzlich erschwert. Vergleicht man allerdings beispielsweise die Abbildung von Abraham, Rebekka und Isaak (Genesis 24) auf fol. 21r, der Folioseite, die Sivan am ausführlichsten diskutiert, so muss man sich die Frage stellen, ob Hagith Sivans Interpretation nicht viel zu weit geht: „In the animated Genesis 24 women are as central as, paradoxically, the camels that dominate both corners of the folio. The latter represent the “orient,” a remote and exotic terrain, complementing the projection of women’s perpetual foreignness.“

Im letzten Kapitel, „Between Rome and Ravenna (438–450)“ (S. 142–169) finden sich kaum mehr Informationen zu Placidia; großen Raum nimmt die Umbettung des Leichnams ihres Sohnes Theodosius (hier wieder durchgängig als Theodosius III. bezeichnet) von Barcelona nach St. Peter in Rom ein. Nicht sonderlich überraschend schließen sich einmal mehr Überlegungen zur Thematik der zu diesem Anlass gehaltenen Reden an. Den Titel eines Unterkapitels „Time for reflection?“ (S. 147) macht sich auch Sivan zur Maxime und bringt diverse Themenbereiche, etwa die Bedeutung der Heermeister oder Placidias Einstellungen zum Papsttum oder den Senatoren, noch einmal zurück in den Focus der Untersuchung, die dann abschließend auf den Skandal

10 Es scheint als gesichert, dass der Ashburnham-Pentateuch eine christliche Handschrift darstellt, insofern mag dies eine Wortklauberei sein, aber dass Hagith Sivan den Text kontinuierlich als „Torah“ bzw. „Hebrew Bible“ anstelle als „Altes Testament“ bezeichnet, ist eigentlich nicht korrekt (vgl. etwa S. 127 oder 133).

der Honoria schwenkt (S. 153–158), wobei jedoch Placidias Rolle als treibende Kraft von Sivan nur angenommen (S. 156), nicht aber mit Quellen belegt werden kann. Das Kapitel endet mit Ausführungen zur Bedeutung Roms und Ravennas in der Spätantike, die sich vielleicht gleich zu Anfang des Buches besser ausgenommen hätten (S. 158–169).

Auch das Schlusswort, in dem Sivan gegenwärtige positivistische Geschichtsschreibung zum fünften Jahrhundert kritisiert,¹¹ enthält Vermutungen, wie eine Grabrede, diesmal die für die 450 gestorbene Placidia, hätte ausgesehen haben können, denn auch diese ist nicht erhalten. In rezenten Monographien zum fünften Jahrhundert sei Galla Placidia oftmals nur in Fußnoten erwähnt, so Sivan, was sicherlich zurecht bedauernswert ist. Die Stilisierung der Placidia, die allerdings durch Sivan in diesen nicht ganz 200 Seiten vorgenommen wurde, übersteigt allerdings an vielen Stellen die nötige Objektivität. Es ist auffällig, dass Sivan uns mit dieser Methodik auch nur eine mächtige und generell „gute“ Herrscherin präsentiert. Die in den wenigen Quellen bisweilen auftretenden negativen Bemerkungen über Sivans Protagonistin werden so dann auch als eine Art Verschwörung der (so gut wie ausschließlich männlichen) Quellenautoren dargestellt. Wenn Hagith Sivan nun aber von Olympiodor die große Trauer der Galla Placidia über den Tod des ersten Mannes und ihres Sohnes als glaubwürdiges Zeugnis übernimmt, so müsste sie auch deutlicher darlegen, warum sie dann den Inzestvorwürfen des gleichen Schriftstellers an Placidia und ihren Bruder nicht nachgeht (fr. 38; S. 88). Überhaupt ließe sich auf Basis der gleichen, wenigen Quellen mit einer ganz ähnlichen Methode auch eine ganz andere Biographie der Galla Placidia als Xanthippe des fünften Jahrhunderts entwickeln: Berichtet doch Olympiodor, dass Flavius Constantius, der zweite Ehemann, ein lebensfroher und vergnügter Mensch war, aber eben nur bis er Placidia heiratete (fr. 23 und 37; S. 85–86). Zosimus (5, 38) erwähnt, Galla Placidia hätte ihre Zustimmung zur Hinrichtung ihrer Ziehmutter Serena gegeben, das passt ähnlich schlecht in ein positives Bild wie ihre bei Olympiodor überlieferte explizite Anweisung, einen Magier namens Libanius hinrichten zu lassen (fr. 36; S. 83). Und statt schöner Lieder von Cupido und Venus mag man vielleicht bei der Hochzeit die zotigen Vergil-Centonen des Ausonius rezitiert haben. Sicherlich erscheint dagegen das von Hagith Sivan gezeichnete Bild glaubwürdiger, die Methode aber, mit der sie zu diesem Bild gelangt, ist fragwürdig.

Insgesamt ergiebiger als Sivans Narrative nehmen sich die Fußnoten aus: Hier finden sich auch durch die offensichtliche Begabung der Autorin, ganz unerwartete, interessante Parallelen zu anderen antiken Texten und modernen Forschungsansätzen zu ziehen, zahlreiche Verweise, die eine wirkliche Bereicherung der Forschung darstellen. Schade ist aber, dass diese Fußnoten vom

11 Hier nennt sie explizit F. Elia: *Valentiniano III*. Catania 1999 (= *Studi e ricerche dei Quaderni catanesi* 3) sowie D. Coulon: *Aetius*. Villeneuve-d'Ascq 2003.

Lektorat offensichtlich nicht bearbeitet wurden. Neben einem umständlichen und bisweilen holprigen Englisch finden sich zahlreiche Rechtschreibfehler gerade in deutschen und italienischen Literaturangaben, auch wird oftmals auf einen einzelnen Gedanken nur mit „passim“ und der Literaturangabe einer ganzen Monographien verwiesen. Dem Text schließen sich drei schöne Karten, ein chronologischer Abriss der Epoche sowie ein Stammbaum und zahlreiche Abbildungen von Münzbildern der historischen Protagonisten an (bereits mit Constantin I. beginnend). Es ist schade, dass auf dieses Material an keiner Stelle im Text verwiesen wird; dass einige Abbildungen des Ashburnham-Pentateuchs die Abhandlung deutlich bereichert hätten, wurde bereits angemerkt. Insgesamt ist Sivans Publikation über Galla Placidia eine durchaus interessante Lektüre, aus der Spezialisten zweifelsohne innovative Ansätze und Denkanstöße ziehen können, ein breites Publikum gerade aus studentischen Kreisen dürfte aber durch die Sprunghaftigkeit der Narrative sowie durch die bedenkliche Methodik mehr als nur verwirrt sein.

Konstantin M. Klein, Bamberg
konstantin.klein@uni-bamberg.de

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

Victor von Vita: *Historia persecutionis Africanae provinciae temporum Geiserici et Hunirici regum Wandalorum*. Kirchenkampf und Verfolgung unter den Vandalen in Africa. Lateinisch und deutsch, herausgegeben, eingeleitet und übersetzt von Konrad Vössing. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011 (Texte zur Forschung, Bd. 96). 224 S. EUR 39.90. ISBN 978-3-534-23209-3.

Die *Historia persecutionis Africanae provinciae* ist die wichtigste literarische Quelle zur spätantiken Geschichte der Vandalen und damit zugleich die bedeutendste zeitgenössische Darstellung der Geschichte Nordafrikas im 5. Jh. n. Chr. Das zwischen den Jahren 487 und 489 von Victor von Vita in lateinischer Sprache verfasste Werk behandelt die Regierungsjahre der vandalischen Könige Geiserich (428–477) und Hunerich (477–484) in bildhaft eindrücklicher Sprache. Geschildert wird die Herrschaft beider Könige als eine Zeit grausamer religiöser Verfolgung der arianischen Vandalen gegen die katholischen Provinzialrömer und als geprägt von blutiger innerer Zwietracht der Vandalen untereinander. Rezeptionsgeschichtlich hat Victors Darstellung maßgeblich zum negativen Urteil der Nachwelt über die Vandalen beigetragen und den Begriff des „Vandalismus“ entscheidend mitgeprägt.

Diese historiographisch singuläre Bedeutung der *Historia* steht in Widerspruch zu der vergleichsweise geringen Aufmerksamkeit, die das Werk in der Forschung erfahren hat. Zwar standen mit den kritischen Editionen von Karl Halm (MGH 1878) und Michael Petschenig (CSEL 1881) schon früh erstklassige Textausgaben zur Verfügung, und die monumentalen Studien von Christian Courtois (1954/55) und der umfassende kritische Apparat der Textausgabe von Serge Lancel (2002) haben das Werk grundlegend erschlossen. Doch fehlte bis in die neuere Zeit eine intensivere Auseinandersetzung mit der in vielen Details schwer verständlichen Darstellung Victors und ihren Deutungsmöglichkeiten. Vor diesem Hintergrund ist es zu begrüßen, dass Konrad Vössing die Aufgabe übernommen hat, das Werk Victors einem breiteren deutschsprachigen Publikum in einer neuen zweisprachigen Ausgabe zugänglich zu machen.

Vössing stellt seiner Edition eine Einleitung voran (11–30), in der er sich den Fragen zu Autor, Datierung und Gliederung der *Historia* widmet. Er schließt sich hier im Wesentlichen den Ergebnissen der älteren französischen Forschung an, wonach Victor von Vita katholischer Geistlicher in Karthago und in dieser Eigenschaft Augenzeuge vieler von ihm mitgeteilter Geschehnisse war. Die Datierung des Werkes grenzt Vössing auf die Jahre 487 bis 489 ein (14). Den textkritisch umstrittenen Prolog hält er für echt und vollständig aus der Hand Victors (14–16), die ebenfalls umstrittene Schlusspassage des Werkes (III, 71) hingegen nicht. Eine kurze Zusammenfassung skizziert den Inhalt der Schrift.

Im Anschluss bietet Vössing übersichtlich je auf einer Doppelseite den lateinischen Text mit deutscher Übersetzung und die wichtigsten textkritischen Anmerkungen als Fußnoten (31–151). Obwohl er in der Gliederung des Textes den älteren Ausgaben folgt, hat Vössing sich gegen die Aufnahme der katholischen Glaubensschrift, des „Liber Fidei“, entschieden, die zwar unbestritten nicht aus der Feder Victors stammt, allerdings in allen wichtigen Handschriften als ursprünglicher Bestandteil des Werkes überliefert und entsprechend in allen früheren Editionen enthalten ist. Es folgt ein kritischer Kommentar in Form von Endnoten (153–179), der gleichermaßen philologische, historische, geographische und Fragen zum allgemeinen Textverständnis behandelt. Ein Literaturverzeichnis und mehrere Register zu Personen, Orten sowie zu den im Kommentar behandelten Textstellen und antiken Quellen schließen die Edition ab.

Vössings sorgfältige philologische Arbeit ergänzt und verbessert die älteren Textausgaben von Halm, Petschenig und Lancel, so dass die *Historia* der Forschung in nunmehr hervorragender textkritischer Aufbereitung vorliegt. Zugleich bietet die deutsche Übersetzung eine zuverlässige und atmosphärisch gelungene Übertragung von Victors eigenwilliger Sprache. Beides ist um so mehr zu begrüßen, als Vössing in seinem Kommentar durchaus kontrovers zu Ansätzen der neueren Forschung Stellung bezieht und dadurch abermals vor Augen führt, dass die historische Auswertung und inhaltliche Deutung von Victors vielschichtigem Werk alles andere als abgeschlossen sind.

Vössing lehnt seine Kommentierung jener breiten Strömung der Forschung an, die in der *Historia* in erster Linie eine zwar tendenziöse und mitunter unglaubliche, ihrem Wesen nach aber historiographische Schrift überliefert meint. Er folgt dieser Auffassung in derartiger Konsequenz, dass er das ursprüngliche Mittelstück von Victors Werk, den „Liber Fidei“, kurzerhand aus seiner Edition herausnimmt. König Hunerich hatte dem Bericht Victors zufolge für das Jahr 484 zu einem Religionsgespräch nach Karthago geladen, aus welchem Anlass die katholische Seite besagten „Liber Fidei“ verfasst hatte. Aus der Tatsache, dass dieses Religionsgespräch im Zentrum der Darstellung Victors steht, könnte auch gefolgert werden, dass die in diesem Zusammenhang entstandene und von Victor in sein Werk aufgenommene Glaubensschrift insgesamt wesentlich für das Verständnis von Darstellung und Zielsetzung der *Historia* ist. Überlegungen dieser Art folgt Vössing jedoch nicht und kommt über den „Liber Fidei“ vielmehr zu dem Urteil: „für das Verständnis der *Historia* trägt er wenig bei“ (17).

Die eigentliche Darstellungsabsicht Victors sieht Vössing konsequenterweise beschränkt in der „Anprangerung der vandalisch-arianischen Kirchenpolitik aus der Sicht eines katholischen Klerikers, also eines unmittelbar Betroffenen“ (S. 17). Überlegungen, wonach Victor mit der *Historia* vielleicht weniger eine historiographische als vielmehr historisch-apologetische Schrift verfasst

hat, die als Reflex auf die durchaus erfolgreichen Missionsbestrebungen der arianischen Vandalen zu lesen ist, greift Vössing dagegen nicht auf. Hier ist es sehr bedauerlich, dass der knapp bemessene Kommentarteil Vössing nur selten Raum bietet, seine vielfach bedenkenswerten und entschieden vorgetragenen Einwände argumentativ weiter auszuführen. Auch wäre eine eingehendere Beschäftigung mit der Frage nach Victors Quellen sowie eine ergänzende Auswertung zugleich mit der *Historia* überlieferter Dokumente, wie etwa der *Notitia Provinciarum* und der *Passio Septem Monachorum*, wünschenswert gewesen.

Der weiteren Leserschaft von Victors Werk bleibt insofern noch mancher Raum für vertiefende Analysen. In jedem Falle liefert Vössings zweisprachige Edition die hoch willkommene Grundlage, die offenkundig noch nicht abgeschlossene Diskussion der Forschung künftig auch in breitere Kreise zu tragen.

Tankred Howe, Hamburg
tankred.howe@gmx.de

Gustav Adolf Lehmann: *Imperium und Barbaricum. Neue Befunde und Erkenntnisse zu den römisch-germanischen Auseinandersetzungen im nordwestdeutschen Raum – von der augusteischen Okkupationsphase bis zum Germanien-Zug des Maximinus Thrax (235 n. Chr.)*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2011 (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. Sitzungsberichte 821). 134 S., 16 Abb. EUR 29.00. ISBN 978-3-7001-7093-8.

Die Quellenlage zu den Kontakten zwischen dem römischen Reich und seinen germanischen Nachbarn östlich des Rheins und nördlich der Donau verändert sich ständig. Das ist vor allem den archäologischen Funden jüngerer und jüngster Zeit im rechtsrheinischen Germanien und ihrer – keineswegs immer unstrittigen – Auswertung zu verdanken. Mit deren Hilfe fällt teilweise neues Licht auf längst bekannte literarische Quellen, die angesichts der im augusteischen Prinzipat sich etablierenden „Kabinettspolitik“ mittels Beratungen im kleinen Kreis über grundlegende Konzepte und ihre Veränderungen allerdings ohne Zugang zu detaillierten Informationen formuliert sind (vgl. S. 31). Nur die vergleichende Zusammenschau von Überrest- und Traditionsquellen bietet die Möglichkeit, archäologische Einzelbefunde in Strategiekonzeptionen einzuordnen und plausible Anschauungen von der Politik Roms gegenüber dem rechtsrheinischen Raum und von ihren Veränderungen zu entwickeln. Im Interesse des aufgrund der Funde laufend fortschreitenden Forschungsstandes legt der Göttinger Althistoriker Gustav Adolf Lehmann nun einen Forschungsbericht mit historischem Überblick über mehr als zwei Jahrhunderte römischer Germanienpolitik vor¹ und ordnet die Erkenntnisse zu vier wichtigen Ausgrabungsstätten jüngster Zeit – Hedemünden an der Werra, Waldgirmes an der Lahn, Kalkriese bei Osnabrück und Kalefeld im Kreis Northeim – in detaillierte politisch-militärische Analysen sowie einen allgemeinen Ereignisüberblick ein. Zugleich erörtert er auf dem zur Zeit aktuellen Stand die Bedeutung der Funde an diesen Orten für Rückschlüsse auf die römische Germanienpolitik allgemein wie im Detail und auf diese Weise das mit jedem neuen Fund sich weiterentwickelnde Bild der Forschung von dieser Politik.

Neben der Einleitung als erstem Abschnitt umfaßt das Buch sechs weitere Kapitel in chronologischer Ordnung: vier, die der Phase von Caesar bis 17 n. Chr. gewidmet sind, eines über die anschließende Zeit bis Marc Aurel und

1 Lehmann hat vor längerer Zeit bereits einen Forschungsbericht über das römische Vorgehen im rechtsrheinischen Germanien zu augusteischer und tiberischer Zeit vorgelegt; vgl. Gustav Adolf Lehmann: *Zum Zeitalter der römischen Okkupation Germaniens. Neue Interpretationen und Quellenfunde*. In: *Boreas* 12, 1989, S. 207–230.

eines über die sich wiederbelebenden Auseinandersetzungen mit germanischen Stämmen von Marc Aurel bis Maximinus Thrax.

Im zweiten Kapitel skizziert Lehmann die Grundzüge der römischen Rhein- und Germanienpolitik von Caesar bis zur *clades Lolliana* 16 v. Chr. Ausgangspunkt ist die eindeutige Markierung der Rheinlinie als Grenze des römischen Machtbereichs durch Caesar. In der Folge kam es dennoch zu Schwierigkeiten mit rechtsrheinischen Stämmen im linksrheinischen Grenzraum. Darauf reagierte Rom zu Beginn des zweiten Jahrzehnts v. Chr. durch „die ebenso kühne wie konstruktive Gallien- und Grenzpolitik des Statthalters Agrippa“ (S. 21) mit militärischen Logistikmaßnahmen wie dem Ausbau des Fernstraßennetzes vom Inneren Galliens an den Rhein, der Ansiedlung von Stämmen links des Rheins und vertraglichen Abmachungen mit Rhein-Weser-Germanen rechts des Rheins.

Der nächste Abschnitt behandelt die Zeit der Drusus-Feldzüge und damit das Ausgreifen Roms in das rechtsrheinische Germanien. Der neuen strategischen Ausrichtung mochten die beiden Doppellegionslager gegenüber der Lippe- („*Vetera castra*“) und gegenüber der Mainmündung (Mainz) mit der Möglichkeit „koordinierter, zangenartig ineinander greifender Offensiven tief in das rechtsrheinische Gebiet hinein“ (S. 25) dienen. Allerdings legt sich Lehmann nicht auf diese, römische Erfahrungen in Spanien und im Alpenraum aufgreifende Interpretation allein fest, sondern rechnet auch mit der möglichen Alternative einer „Kontrolle von zwei notorisch gefährlichen Unruheherden im rechtsrheinischen Hinterland“ (ebd.). Er stellt die vorhandenen Tendenzen der althistorischen Forschungsdiskussion zur Beurteilung der politischen Konzeption augusteischer Germanienpolitik dieser Jahre vor, die von imperialem Expansionsstreben bis zur bloßen Absicherung Galliens und allenfalls der Etablierung von Brückenköpfen und Einmarschkorridoren reicht. Zugleich konstatiert er den Verzicht der Forschung jüngerer Zeit auf die auf Theodor Mommsen zurückgehende Ansicht, die römischen Planungen dieser Zeit hätten letztlich die Vereinnahmung des Raumes zwischen Rhein und Elbe zum Ziel gehabt, um eine geostrategisch vorteilhafte Grenzlinie zu erhalten, die unter Verlängerung der Elblinie nach Südosten bis zur mittleren Donau hätte gezogen werden können.² An ihre Stelle sind differenzierende Anschauungen ohne allzu enge Festlegungen getreten, die dem Charakter der römischen Unternehmungen dieser Jahre als eine Art „flexible response“ auf Provokationen gegenüber dem römischen Reich aus dem rechtsrheinischen Raum gerecht werden, ohne – möglicherweise erst im Laufe der Zeit Gestalt gewinnende – weitergehende Ambitionen Roms

2 Vgl. Theodor Mommsen: Die germanische Politik des Augustus. In: Theodor Mommsen, Reden und Aufsätze, hrsg. v. Otto Hirschfeld. Berlin 1905, S. 316–343.

von vornherein auszuschließen.³ Die Erkenntnisse aus den Ausgrabungen des Lagers von Hedemünden und die Bedeutung dieses Lagers in den Drusus-Feldzügen von 10 und 9 v. Chr. führen Lehmann zu dem Urteil, der Zug an die Elbe sei gerade auch hinsichtlich der militärischen Infrastruktur im rechtsrheinischen Raum wohl vorbereitet und gut durchgeplant gewesen; darauf falle nicht zuletzt durch eine Bemerkung bei Florus über *praesidia atque custodias* auch an Elbe und Weser ein bezeichnendes Licht.⁴ Insofern hätten bis 7 v. Chr. „alle strategischen Ziele, die sich die römische Führung für ihre weiträumige Expansion in das rechtsrheinische Germanien gesetzt hatte, als erreicht gelten“ (S. 45) können.

Im vierten Kapitel behandelt Lehmann eine Reihe von Akzenten der Forschung zu den nächsten 15 Jahren, als Germanien zwischen Rhein und Elbe unter römischer Herrschaft stand, freilich ohne daß eine reguläre Provinz eingerichtet worden wäre.⁵ Er sieht „ein sorgsam abgestuftes Sicherheitssystem der Römer vom linken Rheinufer aus in das ‚westelbische‘ *Barbaricum* hinein“ mit dem Ziel, „eine allzu massive und aufreizende Besatzer-Präsenz in den rechtsrheinischen Stammesgebieten zu vermeiden“ (S. 47). Für diese Politik stehen das Lager von Haltern und die wohl als Zentralort (*oppidum*) für einen

3 Vgl. beispielsweise Karl-Wilhelm Welwei: Probleme römischer Grenzsicherung am Beispiel der Germanienpolitik des Augustus. In: Wolfgang Schlüter und Rainer Wiegels (Hrsg.): Rom, Germanien und die Ausgrabungen von Kalkriese. Internationaler Kongreß der Universität Osnabrück und des Landschaftsverbandes Osnabrücker Land e.V. vom 2. bis 5. September 1996. Osnabrück 1999 (Osnabrücker Forschungen zu Altertum und Antike-Rezeption 1), S. 675–688; Dieter Timpe: Römische Geostrategie im Germanien der Okkupationszeit. In: Dieter Timpe: Römisch-germanische Begegnung in der späten Republik und frühen Kaiserzeit. Voraussetzungen – Konfrontationen – Wirkungen. Gesammelte Studien. München/Leipzig 2006 (Beiträge zur Altertumskunde 233), S. 265–317; Klaus-Peter Johné: Die Römer an der Elbe. Das Stromgebiet der Elbe im geographischen Weltbild und im politischen Bewusstsein der griechisch-römischen Antike. Berlin 2006, S. 83–113, bes. 109–113. – Deutliche Skepsis jedoch läßt Lehmann gegenüber der auf das „Armenhaus“ des rechtsrheinischen Raumes“ (S. 35) kaum anwendbaren, „allzu strikten Argumentationslinie“ (S. 36) erkennen, die der Studie von Armin Eich: Der Wechsel zu einer neuen grand strategy unter Augustus und seine langfristigen Folgen, in: HZ 288, 2009, S. 561–611, mit ihren Überlegungen zu den finanziellen Gründen für die Expansionspolitik zugrunde liegt.

4 Vgl. Flor. epit. 2, 30, 26. Lehmann argumentiert hier gegen Dieter Timpe: Drusus' Umkehr an der Elbe. In: RhM 110, 1967, S. 289–306.

5 Gegen Werner Eck: Köln in römischer Zeit. Geschichte einer Stadt im Rahmen des Imperium Romanum. Köln 2004 (Geschichte der Stadt Köln 1), z. B. S. 94, 102.

Stammesverband vorgesehene Siedlung von Waldgirmes⁶, zu der Lehmann einige der im Lichte der neueren Ausgrabungen erarbeiteten Forschungsergebnisse hinsichtlich des Prozesses der Romanisierung und der Provinzialisierung Germaniens kommentierend vorstellt. Zu den Bemühungen um Akkulturation der germanischen Bevölkerung gehören nicht zuletzt auch die Bewährung germanischer Auxiliareinheiten im römischen Dienst, wie zum Beispiel wohl der cheruskischen Reiter unter dem Kommando des Arminius im Pannonischen Aufstand, sowie nach dem gallischen Vorbild die Gründung eines zentralen Heiligtums im *oppidum Ubiorum*. Im römischen Dienst konnte Arminius ein Beziehungsnetzwerk unter den germanischen Präfekten aufbauen und Erfahrungen mit den Bestimmungsvorstellungen der Römer für unterworfenen Völkerschaften sammeln, die ihm bei der Vorbereitung des Aufstands zugute kamen.

Im Mittelpunkt des nächsten Kapitels stehen die Niederlage des Varus und die Diskussion um den Kampfplatz von Kalkriese. Abwägend erörtert Lehmann die zuletzt im Zusammenhang mit den Erinnerungsfeiern an die 2000 Jahre zurückliegende Varus-Schlacht teilweise emotional geführte Debatte um Kalkriese als Ort der „Schlacht im Teutoburger Wald“. Die hier und andernorts fehlenden Münzen aus den Emissionen der Jahre 10–15 n. Chr. führt Lehmann auf das Verbot für die Legionäre des Germanicus zurück, Bargeld auf die Expeditionszüge ins rechtsrheinische Germanien mitzuführen, so daß sich von der numismatischen Seite „eine Datierung des Kampfgeschehens bei Kalkriese auf den Herbst 9 n. Chr. weder zwingend beweisen noch grundsätzlich in Abrede stellen“ (S. 71) lasse. Die archäologisch nachgewiesene, mehrere Jahre später erfolgte Bestattung der Überreste von Opfern der Kämpfe bei Kalkriese allerdings sei in Verbindung mit den Nachrichten bei Tacitus über den Besuch des Germanicus und seines Heeres auf dem Schlachtfeld⁷ „ein besonders starkes Indiz für eine historische Zuordnung dieses Kampfplatzes zu den zentralen Stätten der Varus-Katastrophe“ (S. 78); es handle sich aber wohl kaum um den „Ort der Endkatastrophe“ (S. 79), sondern um einen vorausgehenden Kampfabschnitt innerhalb der mehrtägigen militärischen Auseinandersetzungen. Kurz diskutiert Lehmann anschließend die Gründe, die nach 9 n. Chr. zu der Aufgabe des ursprünglich ins Auge gefaßten Zieles einer Wiederherstellung des status quo ante geführt haben: Er sieht sie in den von dem 14 n. Chr. zum *princeps* aufgestiegenen Tiberius gesammelten Erfahrungen während seines zweiten Kommandos in Germanien 4/5 n. Chr., die dem Nachfolger des Augustus gezeigt hatten, daß germanische Stämme dazu neigten, dem römischen Druck durch Abwanderung nach Osten über die

6 Vgl. die in den Zusammenhang mit dieser Politik einzuordnenden Bemerkungen bei Cass. Dio 56, 18, 2 f.

7 Vgl. Tac. ann. 1, 61, 1–62, 1.

Elbe auszuweichen und damit den von Rom als hochgefährlich eingeschätzten Machtbereich Marbods zu stärken.

Das folgende Kapitel überbrückt, gestützt auf Nachrichten insbesondere bei Tacitus, mit einigen Bemerkungen zur Germanienpolitik verschiedener Kaiser die anderthalb Jahrhunderte „einer relativen Stabilität“ (S. 87) von 16/17 n. Chr. bis zu Marc Aurels Markomannenkriegen ab 166 n. Chr. Im letzten Kapitel schlägt Lehmann schließlich einen Bogen von den Kriegen Marc Aurels an der Donau bis zum Germanien-Feldzug des Maximinus Thrax im Jahre 235 n. Chr. Er schließt nicht aus, daß Marc Aurels Überlegungen am Ende „ein weiträumig angelegtes, strategisches Konzept“ (S. 98 f.) zugrunde lag, das darauf angelegt war, „von einer militärisch und administrativ gesicherten Basis in Böhmen und Mähren aus eine . . . hegemoniale Kontrolle über den elbgermanischen Bereich und erst recht über den . . . rechtsrheinischen Raum“ (S. 98) zu ermöglichen. Allerdings wendet sich Lehmann gegen Vorstellungen, wonach Rom bereits für die Initiative zu den damit verbundenen langwierigen Kriegen verantwortlich gewesen sei.⁸ Das Hauptgewicht dieses Kapitels liegt aber mit Schlußfolgerungen aus der Entdeckung des Schlachtfeldes bei Kalefeld im Kreis Northeim und den hier seit 2008 sichergestellten Funden, die den 230er Jahren n. Chr. zugeordnet werden können, auf der Germanienoffensive des Maximinus Thrax, der nach der Ermordung des Severus Alexander bei Mainz zum Kaiser ausgerufen worden war und im Anschluß daran seinen Feldzug ins Innere Germaniens unternahm. Die Funde von Kalefeld können recht eindeutig diesem Unternehmen zugeschrieben werden, so daß Maximinus Thrax den Herausforderungen seitens der Germanen über die bereits in augusteischer Zeit benutzten Marschrouten „mit einer über viele hundert Kilometer ausgreifenden Niederwerfungsstrategie in Germanien zu antworten versuchte“ (S. 111), um ganz Germanien zu unterwerfen, wie den bislang für maßlose Übertreibung gehaltenen Angaben bei Herodian und in der Maximinus-Vita der *Historia Augusta* zu entnehmen ist.⁹ Schließlich erinnert Lehmann im Zusammenhang mit der Verlagerung des Kriegsschauplatzes

8 Vgl. Karl Strobel: Die „Markomannenkriege“ und die neuen Provinzen Marc Aurels. Ein Modellfall für die Verflechtung von Innen- und Außenpolitik des Römischen Reiches. In: Carinthia Romana und die römische Welt. Festschrift für Gernot Piccottini zum 60. Geburtstag. Klagenfurt 2001 (Aus Forschung und Kunst 34), S. 103–124; ihm folgend Eich (wie Anm. 3) S. 598–600.

9 Vgl. Hdn. 7, 2, 3: γενόμενος δὲ ἐν τῇ πολεμίᾳ Μαξιμίῳ πολλῶν γῆν ἐπῆλθεν, οὐδενὸς αὐτῷ ἀνθεστῶτος, ἀλλὰ τῶν βαρβάρων ἀνακεχωρηκότων, 7, 2, 4: ὁ δὲ Μαξιμίῳ ἐπὶ πολὺ μὲν προεχώρησε, 7, 2, 9: ἠπίλει γὰρ (καὶ ποιήσειν ἔμελλεν) ἐκκόψει τε καὶ ὑποτάξει τὰ μέχρις ὠκεανοῦ Γερμανῶν ἔθνη βάρβαρα, Hist. Aug. Maxim. 12, 1: *ingressus igitur Germaniam Tra<n>srenanam per triginta vel quadraginta milia barbarici soli vicos <incendit> . . . , et nisi Germani <a c>ampis ad paludes et silvas confugisse<n>t, omnem Germaniam in Romanam ditionem redegisset.* Eine brauchbare Aussage im Sinne der von

durch Maximinus von Germanien an die mittlere Donau an die schon zur Zeit der Markomannenkriege Marc Aurels bestehenden Zusammenhänge zwischen den Kriegsschauplätzen im rechtsrheinischen Raum und an der Donau.

Mit diesem Forschungsbericht zur Auswertung neuer Funde im Kontext der Auseinandersetzung zwischen Römern und Germanen und zu ihrer Einordnung in den neben archäologischen Quellen auch die literarische Überlieferung einschließenden Gesamtbefund bietet Lehmann ein plausibles und insgesamt geschlossenes Bild römischer Germanienpolitik von Augustus bis Maximinus Thrax, soweit man angesichts punktueller Funde von Überrestquellen und oft wenig konkreter Aussagen in Traditionsquellen von Geschlossenheit sprechen kann. Dieses Bild kann sich jedoch schnell verändern, wie man am Zuwachs archäologischer Quellen der jüngsten Zeit und der daraus folgenden Notwendigkeit, das etablierte Gesamtbild korrigierend anzupassen, erkennen kann. Ein ganz aktuelles Beispiel dafür ist der Kampfplatz bei Kalefeld, auch wenn über die Auswertung dieses jüngsten größeren Fundareals in Norddeutschland das letzte Wort gewiß noch nicht gesprochen sein wird. Mit der immer wieder gesuchten argumentativen Verbindung

Lehmann gesuchten indirekten Bestätigung für die Plausibilität des norddeutschen Kampfplatzes bei Kalefeld in literarischen Quellen wie der *Historia Augusta* ergibt diese Passage in der Tat nur mit den im Codex Palatinus 899 (P), der wichtigsten Handschrift, an dieser Stelle überlieferten Zahlen *trecen- ta vel quadringenta milia*. Die Zahlenangaben von 30 bis 40 Meilen gehen auf eine Emendation von Salmasius zurück, die den unglaubwürdigen Widerspruch der 300 bis 400 Meilen mit den im kurz darauf (Hist. Aug. Maxim. 12, 6) zitierten Feldzugsbericht des Kaisers an den Senat genannten 40 bis 50 Meilen mittels Harmonisierung im Sinne einer akzeptablen Übertreibung des Kaisers auflösen wollte; vgl. hierzu auch Adolf Lippold: Kommentar zur Vita Maximini duo der Historia Augusta. Bonn 1991 (Antiquitas III 1), S. 442f. und 452; Johne (wie Anm. 3) S. 262f. Die Zahlenangaben Hist. Aug. Maxim. 12,6 sind allerdings im Codex P zuverlässig überliefert, so daß man in 12,6 an einen Fehler bereits in diesem Codex denken muß, wenn man sie in Entsprechung zu den 12,1 überlieferten 300 bis 400 Meilen übertreibend als *quadringenta* bzw. *quingenta milia* lesen will. Daß in 12,6 von 400 bzw. 500 Meilen – statt der recht zuverlässig überlieferten 40 bzw. 50 Meilen – die Rede ist, setzt Lehmann S. 103 Anm. 148 zu Unrecht einfach voraus, indem er als Grund für Salmasius' Emendation die Vergrößerung des Gegensatzes zwischen den 300 bzw. 400 Meilen im Bericht 12,1 und den angeblichen 400 bzw. 500 Meilen im kaiserlichen Schreiben 12,6 als „starken Kontrast“ postuliert, statt umgekehrt die Anpassung der Aussage in 12,1 (30 bis 40 Meilen) an die in 12,6 überlieferten 40 bis 50 Meilen zu sehen. Das Problem der Zahlenangaben in Hist. Aug. Maxim. 12,1 und 12,6 stellt sich also komplizierter dar als Lehmann glauben machen will, auch wenn die nicht auf konkrete Zahlen bezogenen allgemeinen Aussagen bei Herodian und in der Maximinus-Vita gut zu der Lage des Schlachtfeldes von Kalefeld zu passen scheinen.

zwischen archäologischen und literarischen Quellen bietet Lehmann eine Zusammenschau zu allgemeinen Beurteilungstendenzen auf neuestem Stand, die helfen, neue Einzelbefunde in Gesamtzusammenhänge einzuordnen und einschlägige Literatur im Lichte dieser Erkenntnisse zu beurteilen. Daher bietet nicht allein der Haupttext, sondern vor allem auch die Diskussion von Details in den ausführlichen Anmerkungen wichtige Informationen, auch wenn das fehlerbehaftete Druckbild der Studie¹⁰ keinen Anlaß zur Zufriedenheit gibt.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

10 Der Text enthält zahllose Druckfehler, daneben Inkonsistenzen unter anderem bei der Abkürzung antiker Autoren und ihrer Werke, bei der Handhabung von Kapitälchen für die Namen moderner Autoren in den Anmerkungen und bei der Verwendung von Kursivbuchstaben im Literaturverzeichnis. Auch Fehler in Werktiteln wie „Reallexikon des Germanischen Altertums“ (S. 19 Anm. 14, 42 Anm. 57, 115) statt „Reallexikon der Germanischen Altertumskunde“ oder „Historische Geologie der Alten Welt“ (S. 114) statt „Historische Geographie der Alten Welt“ kommen vor. Besonders „sorgfältig“ (S. 135), anders als Lehmann im Nachwort schreibt, ist die Drucklegung also keineswegs erfolgt.

Mark Handley: *Dying on Foreign Shores. Travel and Mobility in the Late-Antique West*. Portsmouth, Rhode Island: Verlag des Journal of Roman Archaeology 2011 (Journal of Roman Archaeology. Supplementary Series 86). 167 S., 6 Abb., 11 Karten, 8 Graphiken, 25 Tabellen. \$ 69.00. ISBN 978-1-887829-86-1.

Anhand von 567 im Anhang (S. 117–138) vollständig dokumentierten Inschriften aus dem spätantiken Westen des Römischen Reiches bzw. seiner Nachfolgestaaten, in denen 623 Reisende oder Menschen, die fremd sind und von auswärts stammen, erwähnt werden, untersucht Mark Handley für den Zeitraum vom beginnenden vierten Jahrhundert bis Mitte des achten Jahrhunderts Migrationsbewegungen von Einzelpersonen aus Britannien, Gallien, von der Iberischen Halbinsel, aus Italien, Nordafrika, dem Balkanraum und dem Osten des Römischen Reiches, soweit diese Menschen Stationen im Westen zum Ziel hatten. Auf diesem Wege möchte Handley neue Gesichtspunkte für die Behandlung von Reisen, Verbindungswegen und Handel im Mittelmeerraum zusammentragen und in der Auseinandersetzung mit älterer¹ wie neuerer Literatur², die sich häufig weniger auf epigraphische als vielmehr auf literarische Quellen stützt, behauptete oder tatsächliche Zusammenhänge zwischen diesen Aspekten diskutieren. Indem er die Migrationsbewegungen von Reisenden in der Spätantike nach verschiedenen Kriterien auswertet, will er jenseits von erkenntnisleitenden Interessen, etwa an wirtschaftshistorischen Fragestellungen, wie sie beispielsweise bei der Verfolgung von Handelswegen zum Ausdruck kommen, „the complexity of late-antique European and Mediterranean travel, the many directions in which people moved, their many destinations and the many places they came from“ (S. 19) zum primären Gegenstand der Untersuchung erheben. Angesichts eines zunächst erkennbar nicht auf ein spezifisches positives Ergebnis zielenden Untersuchungsganges verrät allerdings Handleys später gezogene entwaffnende, aber weniger die Resultate des eigenen Gedankenganges bloßstellende als vielmehr ein falsches

- 1 Handley führt insbesondere an: Louis Bréhier: *Les colonies d'Orientaux en Occident au commencement du moyen-âge. V^e–VIII^e siècles*. In: *ByzZ* 12, 1903, S. 1–39; Henri Pirenne: *Mahomet et Charlemagne*. Paris 1937; Dietrich Claude: *Der Handel im westlichen Mittelmeer während des Frühmittelalters. Bericht über ein Kolloquium der Kommission für die Altertumskunde Mittel- und Nordeuropas im Jahre 1980*. Göttingen 1985 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Phil.-hist. Kl. III 144).
- 2 Beispielsweise Michael McCormick: *Origins of the European Economy. Communications and Commerce, A. D. 300–900*. Cambridge 2001; Peregrine Horden und Nicholas Purcell: *The Corrupting Sea. A Study of Mediterranean History*. Oxford 2000; Chris Wickham: *Framing the Early Middle Ages. Europe and the Mediterranean 400–800*. Oxford 2005.

Vorverständnis anderer Forscher entlarvende Schlußfolgerung einiges über das kaum in eindeutigen Gesamtergebnissen zu bündelnde epigraphische Quellenmaterial: „The sheer variety of origins and destinations defies simple categorisation or explanation“ (S. 97).

Nach einem einführenden Kapitel zeigt Handley auf, wie er Fremde und Reisende auf Inschriften, die zumeist Grabsteinen zuzuschreiben sind, identifiziert. Das fällt leicht, wenn die Herkunft der Person genauer bezeichnet ist und vom Aufstellungsort der Inschrift abweicht. Weitere Hinweise auf fremde Herkunft ergeben sich unter anderem, wenn ein auswärtiges Kalendersystem verwendet wird, wenn berufliche Gründe für die Notwendigkeit einer Reise genannt sind oder auf die Reise bzw. ihr Ende eingegangen wird, wenn aus indirekten Angaben hervorgeht, daß der Erwähnte ein Fremder ist, oder wenn fremde Schriftzeichen verwendet werden. Keine zuverlässigen Rückschlüsse bieten allerdings Eigennamen und deren Herkunft, Überlegungen, auf die Handley einige Mühe verwendet, um sie als Kriterium zu guter Letzt auszuschließen, ebenso wie die Verwendung der griechischen Sprache im Westen oder etwa Angaben zur Religion.

In den beiden folgenden Kapiteln fragt Handley danach, aus welchem Personenkreis die Reisenden stammen und aus welchen Gründen sie die Reise unternahmen. Er schlüsselt die Reisenden nach Geschlecht und Alter auf und liefert Angaben zu Stand und Beruf, was bei reisenden Klerikern durchaus differenziert möglich ist. Dabei ergibt sich für die Reisenden ein recht breites soziales Spektrum, selbst wenn Angaben zu Stand und Beruf überwiegend fehlen. Auch die Gründe zu reisen waren vielfältig, doch hierzu schweigen sich die Inschriften meist ebenso aus. Angegeben ist beispielsweise gelegentlich, daß auswärts Verstorbene in ihrer Heimat beerdigt werden, daß das Soldatenhandwerk oder Pilgerschaft bzw. eine andere kirchliche Angelegenheit Grund für den Aufenthalt in der Fremde ist; Exilanten und Flüchtlinge kommen ebenso vor wie Einwanderer. Handley ist sich bewußt, daß er mit den ausgewerteten Angaben auf seinen Inschriften nur einen kleinen Teil derer erfaßt, die als Reisende in der Spätantike im Mittelmeerraum unterwegs waren. Über die Gründe, in welchem Fall eine Herkunft als erwähnenswert galt (Entfernung zur Heimat, Dauer des Aufenthalts in der Fremde, Identitätsfragen), kann man nur spekulieren. Mit Blick auf literarische Quellen hält Handley das Völkerwanderungsgeschehen nicht für einen Grund, der zu steigender Reisetätigkeit führte, eher für ein Motiv, auf Reisen zu verzichten.

Ein weiteres Kapitel schlüsselt die Inschriften hinsichtlich der Herkunfts- und Zielorte der Reisenden und Fremden auf. Dabei unterscheidet Handley zwischen Personen aus Britannien und Irland, Gallien, Spanien, Italien (ohne Rom), Nordafrika, dem Balkanraum sowie dem Osten des römischen Reiches, den er nach Reisenden aus Syrien und Umgebung, Ägypten und Kleinasien einschließlich Armenien binnendifferenziert. Im Interesse des Befundprofils der

epigraphischen Quellen zieht er zum Vergleich in diesem Abschnitt auch Angaben aus der literarischen Tradition heran. Die Ergebnisse für die einzelnen Regionen erscheinen wenig signifikant, auch wenn Einzelheiten gelegentlich interessant und auffällig sein mögen, aber es bleiben eben meist Einzelheiten, die kaum Anlaß für Verallgemeinerungen bieten. Eine Ausnahme mag in der Feststellung liegen, daß aus dem Westen kaum Personen in die Balkanregionen zogen, anders als Reisende aus dem Osten, die häufig die Donau als Einreisroute benutzten. Dennoch ist das Begründungsgeflecht, das Handley für diese Beobachtung bietet, eher dünn: „The closing of the land routes across the Balkans did not stop the Westerners: they had already stopped. Nor did it stop Syrians and people from Asia Minor, who appear to have had a different means of travel“ (S. 81). Ist es der Mühe nicht wert, danach zu fragen, welche ereignis- oder mentalitätsgeschichtlichen Entwicklungen ein solches Reiseverhalten zu begünstigen vermochten? Jedenfalls lehnt es Handley mit guten Gründen ab, die Reisen von Einwohnern des Ostmittelmeerraums in den Westen überwiegend auf Kaufmanns- und Handelstätigkeit zurückzuführen, was er als in der Literatur verbreitetes Vorurteil entlarvt, freilich ohne eine konzise neue Erklärung bieten zu können, was er mit der Vielfalt für die Gründe zu reisen entschuldigt (vgl. S. 97).

Schließlich untersucht Handley noch die Frage, ob sich im Laufe der Spätantike Veränderungen im Reiseverhalten feststellen lassen. Seine Statistiken lassen im ganzen einen Höhepunkt der Reisetätigkeit im späten vierten Jahrhundert und eine zweite, nicht so ausgeprägte Spitze Mitte des sechsten Jahrhunderts erkennen, die mit Blick auf die Herkunft der Reisenden und ihre Zielregionen auch noch genauer spezifiziert werden. Verantwortlich für die signifikanten Höhepunkte sind einerseits in Italien aus anderen Regionen zugewanderte und hier verstorbene Reisende sowie andererseits aus Nordafrika stammende Reisende bzw. Fremde. Im Zusammenhang mit der Frage nach dem Ende der Reisetätigkeit im achten Jahrhundert reflektiert Handley ansatzweise das inschriftliche Überlieferungsproblem, das im langsamen Niedergang des epigraphischen Materials besteht: „in part, it is the source material that is dying“ (S. 105), ohne daß damit die Feststellung impliziert werden könnte, daß zugleich auch die Reisetätigkeit abgenommen hätte. Verallgemeinernd wird man aber ebenso feststellen müssen, daß Überlieferungsdichte und -zufälle bei epigraphischen Quellen allgemein eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen und infolgedessen die auf den absoluten Zahlen beruhenden Statistiken, die von scheinbar objektiven Tatsachen ein Bild vermitteln, durch ihre sichere Ergebnisse suggerierende Kraft angesichts des nicht feststellbaren Quantum an Verlusten verfälschend zu wirken vermögen. Insofern ist kein Verlaß auf die Verallgemeinerungsfähigkeit der Aussagen zu den 623 Reisenden, die Handley in epigraphischen Quellen ausgemacht hat. In den hiermit verbundenen methodischen Schwierigkeiten ist wohl eine wichtige Ursache für Handleys

Abneigung zu sehen, aus seinem Befund weiterreichende Schlußfolgerungen zu ziehen.

Darin, daß Handley angesichts der in unterschiedlichste Richtungen weisenden und keine monokausalen Erklärungen zulassenden Reisetätigkeit im spätantiken Mittelmeerraum kein positives Ergebnis formulieren kann, liegt der eigentliche Nachteil seines allein auf epigraphischen Erhebungen beruhenden Untersuchungsganges. Für signifikantere Resultate hätte er seinen Untersuchungsgegenstand erheblich ausweiten müssen. In Frage kämen, um nur einige Beispiele zu nennen, Nachrichten über Verwaltungsbeamte und Offiziere bzw. Soldaten im auswärtigen Einsatz, Angaben über die Versendung von Briefen an verreiste Auswärtige durch reisende Boten und gegebenenfalls deren Inhalte, allgemein die Erwähnung von Reisenden in anderen als epigraphischen Quellen, vielleicht auch die Listen von Konzilsteilnehmern. Dann hätte Handley allerdings in großem Umfang auch erzählende und dokumentarische Quellen auswerten müssen, die den Blick vor allem auf Angehörige der Oberschicht richten und bei denen zudem andere Informationshintergründe und -absichten zu berücksichtigen sind als bei Inschriften. Diese führen nämlich zu falschen Schlüssen über die Motive der Reisetätigkeit, worauf Handley mehrfach hinweist.

So lehnt er es ab, die Reisetätigkeit in der Spätantike hauptsächlich mit Handelsrouten in Deckung zu bringen und in der Hauptsache an Kaufleute als Reisende zu denken. Bestimmte Waren aus bestimmten Regionen könnten andererseits durchaus in Zusammenhang mit Reisenden und Fremden gebracht werden. Dabei sei allerdings weniger an Kaufleute, vielmehr an Käufer zu denken, die in der Fremde Handelsgut aus ihrer Heimat bezögen (vgl. S. 110f.). Hierdurch könne sich dann ein plausibler Zusammenhang zwischen archäologischen und inschriftlichen Befunden in demselben Territorium ergeben, wenn man in der Lage sei, bestimmten Waren, beispielsweise Keramik, und zugereisten Menschen eine gemeinsame Herkunftsregion zuzuschreiben. Aber auch dies sind letztlich eher Einzelbeobachtungen, die sich kaum systematisieren lassen. Daher richtet sich Handleys Argumentation mit Hilfe der Auswertung seiner Inschriften vorwiegend gegen Versuche, die Reisetätigkeit im Mittelmeerraum eindeutigen Ursachen zuzuweisen, wie er sie in der Literatur vorfindet, doch ohne selbst ein positives Ergebnis an deren Stelle setzen zu können. Die von Handley zu bestimmten Befunden gruppierten Einzelergebnisse aus seiner epigraphischen Forschung verlieren sich daher letztlich doch sehr im Unverbindlichen von Einzelschicksalen, auch wenn es richtig sein mag herauszustellen, daß „the epigraphic evidence for intercommunication takes us away from commerce to everyday travellers“ (S. 115).

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

M. Kasprzyk/G. Kuhnle (Hrsgg.): *L'Antiquité tardive dans l'Est de la Gaule I. La vallée du Rhin supérieur et les provinces gauloises limitrophes: actualité de la recherche. Actes du colloque international de Strasbourg, 20–21 novembre 2008.* Dijon: Revue archéologique de l'Est, trentième supplément 2011. 352 S., zahlreiche Farb- und Schwarzweißabbildungen. EUR 28.00. ISBN 978-2-915544-19-0.

Ziel der Tagung „L'Antiquité tardive dans l'Est de la Gaule I“ im November 2008 war ein wissenschaftlicher Austausch zum aktuellen Stand der Erforschung der Spätantike in Ostgallien. 14 Aufsätze präsentieren Studien und Entdeckungen aus den Regionen Bourgogne, Champagne-Ardenne, Lorraine, Rhône-Alpes sowie aus dem Elsass und aus Baden-Württemberg. Einem Vorwort (7–8) der Herausgeber M. Kasprzyk und G. Kuhnle zu Anlass, Ziel und Inhalt des Kolloquiums folgen die locker in thematischem Zusammenhang angeordneten Beiträge. Sie sind mit Ausnahme dreier deutschsprachiger Texte auf Französisch verfasst. Die Beiträge decken ein weites Feld ab, von Vorberichten zu neuen Grabungen und Untersuchungen von Fundmaterial bis hin zu übergeordnet historischen Fragestellungen. Die fünf ersten Aufsätze befassen sich mit Autun, Metz und Strassburg, die übrigen mit ländlichen Siedlungen und kleineren und größeren landschaftlichen Räumen. Schwerpunkte liegen zum einen auf der Siedlungsarchäologie, zum anderen auf den Rollen verschiedener Gruppen im römischen Militär und den entsprechenden archäologischen Zeugnissen.

Dem spätantiken *Augustodunum*, heute Autun (Dép. Saône-et-Loire), gelten die ersten drei Beiträge: A. Hostein, *Le bâtiment des écoles méniennes dans la topographie d'Augustodunum/Autun* (S. 9–18) nimmt sich vor, das 298 n. Chr. für Autun überlieferte Schulgebäude zu charakterisieren und zu lokalisieren. Die Einzigartigkeit der Nennung spiegelt sich in der Schwierigkeit, über schriftliche oder archäologische Quellen dem Aussehen des Baus näher zu kommen. Einzig der für Autun genannte Begriff *Maeniana* könnte unter Umständen auf einen Bautyp mit Balkonen hindeuten. Als möglichen Vergleich für einen städtischen Bau des 3. Jahrhunderts führt Hostein die Bibliothek von *Thamugadi/Timgad* an. Beim Versuch, das Schulgebäude zu lokalisieren, hält sich der Autor eng an die textlichen Angaben, gemäß derer es zwischen Forum und Apollotempel am *cardo* gelegen hätte. Auch wenn eine endgültige Lokalisierung der Schule im archäologischen Stadtplan nicht gelingen kann, ist, wie Hostein betont, der Quellenwert für künftige Forschungen außergewöhnlich.

Für S. Balcon-Berry, *L'enceinte réduite d'Autun* (Saône-et-Loire) (S. 19–40), ermöglichen jüngere Beobachtungen unter Einbezug umfangreichen Archivmaterials eine Neubewertung des Nordabschnittes der *enceinte réduite* von Autun. Der Begründung einer Datierung ins 4./5. Jahrhundert

n. Chr.¹ folgt farbig bebildert die Interpretationsgeschichte verschiedener Mauerreste. Das zweite Kernstück des Aufsatzes bilden die Untersuchungen im bischöflichen Komplex 2008. Aufnahmen der Kellerwände zeigen erhaltene Mauerreste und Spuren einer analog zu früheren Entdeckungen als polygonaler Wehrturm interpretierten Struktur, deren rechteckiger, frühmittelalterlicher Nachfolgebau noch erkennbar ist. Eine spätantike Errichtung der Befestigung erscheint in Hinblick auf Stratigraphie, Spolien, bautypologische Aspekte und jüngere Änderungen als wahrscheinlich. Ergänzend werden weitere Strukturen vom 5. Jahrhundert bis ins Frühmittelalter genannt. Der Verlauf der Befestigungsmauer wird logisch ergänzt. Daran schließen sich Vermutungen zu einem Graben und den Toren an, wobei S. Balcon-Berry das Haupttor an der Rue des Bancs lokalisiert und unter dem bischöflichen Komplex eine Schlupfporte. Zusammenfassend werden Aufbau, Verlauf und Umbauten der Befestigungsmauer dargestellt.

Y. Labaune, *Quelques observations récentes sur des sites de l'Antiquité tardive à Autun (2001–2008)* (S. 41–68), fügt mehrere über Autun verteilte Untersuchungen ergänzend ins Bild der spätantiken Stadt. Im Stadttinneren geht es um die auch im vorangehenden Beitrag angesprochenen Sondierungen im Bereich des bischöflichen Komplexes sowie um spätantike Aktivitäten bei drei Insulabereichen außerhalb der *enceinte réduite*: An einer römischen Straßenkreuzung ergaben sich Hinweise auf eine Umnutzung der Porticus im und nach dem späten 4. Jahrhundert, bei einer zentral gelegenen Insula folgten einem kaiserzeitlichen (Monumental?-)Gebäude spätantike Bauten. An der anliegenden Insula – möglicherweise dem Forum – zeigten sich Hinweise auf Kalkbrennerei in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts. Von 2005 bis 2007 erbrachten Sondagen an den drei nordöstlich der Stadt gelegenen, in spätrömischer Zeit angelegten Bestattungsarealen „Saint-Symphorien“, „La Grillotière“ und „Saint-Pierre-l'Estrier“ Gräber vom 3. bis ins 7. Jahrhundert – die ältesten in „Saint-Pierre-l'Estrier“. Zahlreiche Pläne ermöglichen die Einordnung der einzelnen Grabungsschnitte; die Endbewertung zeigt die Bedeutung der Sondagen für das Gesamtbild des spätrömischen Autun.

P. Bet, H. Cabart, R. Delage, M. Feller und F. Gama, *La céramique domestique et la verrerie de l'Antiquité tardive issues de la fouille de la „ZAC de l'Amphithéâtre 2006–2008“ à Metz: premières observations* (S. 69–81), präsentieren einen Teil des spätantiken Keramik- und Glasmaterials aus Siedlungsbefunden der Grabung „ZAC de l'Amphithéâtre“ in Metz, das nach seiner Vorlage einen wichtigen Referenzkomplex für das 5. Jahrhundert dar-

1 Nach M. Kasprzyk: *Les cités des Eduens et de Chalon durant l'Antiquité tardive* (v. 260–530 env.). Contribution à l'étude de l'Antiquité tardive en Gaule centrale. Diss. Université de Bourgogne, Dijon 2005. Internetpublikation: <http://tel.archives-ouvertes.fr/tel-00621362/en/> (01.10.12, nur Text- und Katalogteil).

stellen wird. Ausführlich wird auf Mengenanteile, technologische und typologische Aspekte, Dekor, Produktionsorte und Chronologie insbesondere der meistvertretenen Formen eingegangen. Die Aufgliederung der Keramik in Argonnensigillata, rotbraungestrichene und rauwandige Keramik (vor allem Mayener Ware) – mit Abbildungen der Haupttypen – ermöglicht einen Überblick zum Repertoire und zu diachronen Entwicklungen sowie Einblicke in jeweilige Besonderheiten. Bemerkenswert ist auch das Glasspektrum des 5. und beginnenden 6. Jahrhunderts. Die verhältnismäßige Geschlossenheit der Komplexe macht neugierig auf die angekündigte Gesamtauswertung.

G. Kuhnle, J. Baudoux, M.-D. Waton, mit einem Beitrag von J. Dolata, *La mutation et le rôle du camp légionnaire de Strasbourg dans l'Antiquité tardive* (S. 83–108): Nach einer topographischen Einleitung richtet sich der Blick auf die Entwicklung der Befestigung des Legionslagers von der Steinummauerung im 2. Jahrhundert n. Chr. über die Neubefestigung zwischen Probus und Constantin I. bis zu Umbauten im späteren 4./beginnenden 5. Jahrhundert. Besondere Erwähnung findet die Ausgrabung „Grenier d'Abondance“ 1999/2000, mit einer von den halbrunden Wehrtürmen abweichenden rechteckigen Turmkonstruktion. Neben Straßen, Straßengraben und Gebäuderesten wird die sog. Basilika unter St.-Etienne diskutiert, ein apsidaler Bau mit unklarer Funktion und Datierung in Spätantike oder Frühmittelalter. Außerhalb des Lagers beschränkt sich die Besiedlung im späten 3. und 4. Jahrhundert auf Teile der Insel in der Ill sowie den Westbereich des Vicus Koenigshoffen, nach dem 4. Jahrhundert hört sie nahezu ganz auf. Die Gräberfelder außerhalb der Insel weisen vor allem Körpergräber auf, mit Ausnahme von Strassburg-Mainau, wo auch das Keramikspektrum abweicht. Die Fundbewertung, hier in erster Linie eine kritische Bewertung von Altfunden aus der Befestigung, ergibt eine Datierungsspanne von der Mitte des 4. zum 5. Jahrhundert und eine Regionalisierung des Spektrums zum frühen 5. Jahrhundert hin. Ziegelstempel aus Strassburg, Koenigshoffen und dem Turm von Dachstein lassen ein Bild zu den zeitweilig anwesenden Militäreinheiten entstehen. Christogramm-, Kreuzstempel und eingekreiste „A“ auf Ziegeln führen zur Diskussion des Einrichtungszeitpunkts des Bistums in Strassburg. Weitere Funde lassen eine spätantike christliche Gemeinschaft nur vermuten. Andere Anzeichen sprechen nach den Autorinnen für die Präsenz eines germanischen Bevölkerungsanteils.

T. Silvino, Ch. Bonnet, Ch. Cécillon, S. Carrara, L. Robin, *Les mobiliers des campagnes lyonnaises durant l'Antiquité tardive: premier bilan* (S. 109–172): Anhand mehrerer aussagekräftiger Fundensembles aus jüngeren Untersuchungen ist das Ziel der Autoren eine erste Charakterisierung des spätantiken Fundmaterials im landwirtschaftlich genutzten Hinterland Lyons. Nach einer Übersicht zu den acht Siedlungsplätzen, mit einer Ausnahme östlich der Stadt gelegen, wird das Fundmaterial charakterisiert und in chronologischen Einheiten die entsprechenden Fundkomplexe antiquarisch-typologisch einge-

ordnet. Eingefügt sind Fundabbildungen und Übersichtstabellen zum Keramik- und Münzbestand. Die Zwischensynthesen spiegeln den Gesamteindruck des Fundmaterials der fünf Phasen vom späten 3. bis zum 5. Jahrhundert. Der Schluss führt die diachrone Veränderung der Keramikzusammensetzung und -Herkunft sowie des übrigen Fundmaterials vor Augen. Für das noch nicht erschöpfend untersuchte Glas wird vorsichtig eine Regionalisierung vermutet, während die unterschiedlichen Metallfunde vorwiegend unter funktionalen Aspekten betrachtet werden. Die Münzfunde werden kritisch gewürdigt. Für die Keramik wird im Vergleich mit Lyon ein Verhältnisunterschied gewisser Formen zwar bemerkt, doch wird auch die Anbindung an Lyon deutlich und ihr Fortdauern bis ins 5. Jahrhundert betont: So zeichnen bereits die vorläufigen Ergebnisse ein facettenreiches Bild der Anbindung des Umlandes an Lyon und den überregionalen Handel.

S. Venault, S. Mouton-Venault, N. Tisserand, P. Nouvel, *Entre forme d'habitat groupé et forme d'habitat dispersé: le cas intermédiaire d'une occupation rurale aux III^e et IV^e siècles ap. J.-C. entre Fragnes et Virey-le-Grand (Saône-et-Loire)* (S. 173–207): Der Aufsatz stellt fünf über ca. einen Kilometer Länge verteilte Sondierungen zwischen den genannten Ortschaften vor, die 2008 im Rahmen von Prospektionsmaßnahmen stattfanden. Die eine Mittelform von geschlossener Siedlung und Streusiedlung andeutenden Ergebnisse regten Gedanken zur Struktur des Siedlungsareals an. Einbezogen werden Topographie und Straßenverläufe. Von zwei Körpergräbern und Indizien für Brandgräber im Südwesten über die „aire d'occupation“ Nr. 1 mit Besiedlungsspuren, Gruben und einem Brunnen, eine verfüllte rechteckige Baustruktur (Nr. 2), über weitere Siedlungsteile (Nr. 3) mit zwei aufeinander folgenden Bauten, hin zu einer möglichen Scheune mit Steinfundament (Nr. 4) datieren die Strukturen zwischen dem zweiten Drittel des 3. Jahrhunderts und dem mittleren 4. Jahrhundert n. Chr. Die Analyse der Münzen, der auf Landwirtschaft und Metallwiederverwertung deutenden Kleinfunde sowie die lineare Anordnung der Flächen – nicht ganz rechtwinklig zum Straßensystem – ergab folgende Überlegung: Eine Neuorganisation im 3. Jahrhundert am Verlauf eines alten Zugangs zu einer *Villa rustica* könnte zum vorliegenden Befund geführt haben. Der Anhang enthält Katalog, Abbildungen und einen Kommentar zu den Münzen aus der „aire d'occupation“ 3 – insbesondere eines kleinen Depots des späten 3. Jahrhunderts – von P. Nouvel.

R. Durost, *Problèmes d'identification des habitats ruraux de l'Antiquité tardive en Champagne-Ardenne* (S. 209–222), formuliert das Desiderat, kontinuierlich besiedelte von nachantik verlassenen ländlichen Siedlungsplätzen im Befund unterscheiden zu können. Den Nachweis ersterer illustriert Durost anhand zweier Beispiele: Für den kaiserzeitlichen Komplex Saint-Germain-la-Ville (Marne), „Le Bas de la Voie Priée“, kann eine Besiedlung des 4. und 5. Jahrhunderts über die Ausrichtungskontinuität der Bauten und über

Funde rekonstruiert werden. Ähnliches gilt für Semoine (Aube), „Voie Palon“, wo von der Besiedlung des 3./4. Jahrhunderts neben Altstücken in den Befunden des 7. und 8. Jahrhunderts nur wenige Strukturen zeugen. Weitere Indizien deuten auf eine lang andauernde Schichtengenese. Das Fazit, dass hier das Erkennungspotential der spätrömischen Besiedlung in der Betrachtung älterer und/oder jüngerer Befunde liegt, bringt Durost zur Frage nach der Genese dieser spätantiken Spuren: Er nennt als Faktor neben Bauweise und -Anordnung einen anderen Umgang mit Abfällen, der in den beobachteten reichhaltigen Schichten resultiert. Indizien dafür sind die Häufung von Streu- und Lesefunden dieser Zeit und das „dark earth“-Phänomen an städtischen Plätzen. Auf die eingangs gestellte Frage zurückkommend plädiert Durost für eine diachrone, ganzheitliche Betrachtung und Analyse von Befunden und (Streu-)Fundmaterial.

H. U. Nuber, G. Seitz, M. Zagermann, *Zwischen Vogesen und Schwarzwald: Die Region um *Brisiacum*/Breisach und *Argentovaria*/Odenburg in der Spätantike (S. 223–245)*: Das Autorenteam setzt die spätantiken Befestigungen der Region im Licht der jüngeren Forschungen der Universität Freiburg in ihren Kontext. G. Seitz beschreibt die Prätorien von Odenburg. Der zweiphasige Komplex Westergass II wurde – nachzuweisen über Prospektionsfunde – bis ins beginnende 3. Jahrhundert genutzt, während das 300 Meter entfernte, 1998 bis 2001 ergrabene Prätorium Westergass I in constantinischer Zeit erbaut wurde. Seine neuen Erkenntnisse² zur Befestigung auf dem Breisacher Münsterberg fasst M. Zagermann zusammen: Er stellt Neues zu den Grabungen der 1980er Jahre dar, postuliert aufgrund von Kleinfunden und der Abschnittsbefestigung des 4. Jahrhunderts eine militärische Besatzung, stellt den neu aufgenommenen, als Prätorium gedeuteten Großbau unter dem Münster vor und geht auf Innenbebauung und Funde in der Befestigung ein, um dann die gleichzeitig zivile, militärische und administrative Bedeutung des Platzes zu würdigen. H. U. Nuber rekonstruiert den Grundriss der Befestigung Odenburg-Altkirch; unterstrichen wird die Ähnlichkeit zur Befestigung von Trier-Pfalzel. Daran schließt er Überlegungen zur Funktion in Bezug zur Lage gegenüber von Breisach und zum Weiterleben des Platzes. Im Sinn einer Standortbestimmung zeigt Nubers Zusammenfassung den Forschungsstand zur Bedeutung und zeitlichen Abfolge der Plätze auf.

G. Sartor, *L'Empire et les groupes francs et alamans en Gaule septentrionale de la fin du III^e siècle au début du V^e siècle: pour une approche*

2 Diese liegen mittlerweile vor: M. Zagermann: *Der Münsterberg in Breisach III. Die römerzeitlichen Befunde und Funde der Ausgrabungen Kapuzinergasse (1980–1983), Rathausenerweiterung/Tiefgaragenneubau (1984–1986) und der baubegleitenden Untersuchungen am Münsterplatz (2005–2007)*. Mit einem Beitrag von L. Bakker. *Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte* 60. München 2010.

plurielle du phénomène des *foederati* (S. 247–304), beabsichtigt in seiner sehr ausführlichen historischen Untersuchung, das Phänomen der *foederati* diachron zu erfassen. Gegliedert in vier Zeitabschnitte und weiter in Regierungsperioden werden der Umgang der römischen Kaiser besonders mit alamannischen und fränkischen Gruppen und deren Integration in die bestehenden Strukturen untersucht. Zentral sind die Rolle wechselseitiger *foedera*, die Frage, ob die Gruppen als *foederati extra* oder *intra fines imperii* gelten können, und die dahinter stehenden Ursachen. Eine Beschränkung bilden der Zeitraum vom 3. zum beginnenden 5. Jahrhundert und die räumliche Begrenzung auf Nordgallien. Untersucht werden historische Quellen; gelegentlich werden archäologische hinzugezogen. Sichtbar werden die langfristigen Veränderungen und das Vorgehen der Regenten in spezifischen militärpolitischen Situationen. Im Anhang befinden sich acht Exkurse beziehungsweise Erläuterungen.

A. Haasis-Berner, Die Ortenau in der Spätantike (S. 305–310), informiert über Siedlungen und Funde des 4. und 5. Jahrhunderts des Kreises Ortenau. Er beginnt mit den Höhengründungen des jüngeren 4. und frühen 5. Jahrhunderts, Kügeleskopf und Geißkopf, und den Flachsiedlungen: einer Grube in Schwanau-Wittenweier und dem wenig älteren Platz Kehl-Auenheim. Seine Bewertung der tabellarisch aufgelisteten Münzfunde aus den Höhengründungen und Kehl-Auenheim zeigt nach einem Einbruch nach Magnentius eine Weiterbesiedlung wenigstens der Höhengründungen. Die Zusammenfassung gilt der Verkehrstopographie, besonders der West-Ost-verlaufenden Kinzigtalstraße, sowie dem schwierigen Nachweis einer militärischen Funktion der Siedlungen. Haasis-Berner schließt mit einem Überblick zu den Ereignissen des 4. Jahrhunderts und einem Ausblick zum fundarmen 5. und 6. Jahrhundert. Angehängt ist ein Katalog der Münzen.

F. Latron, Le site de l'Antiquité tardive de Wiwersheim (Bas-Rhin) (S. 311–327), stellt den spätantiken Horizont der Grabung Wiwersheim-Zone d'Activité du Kochersberg von 2006 vor. Er geht zunächst auf die Befunde und deren Anordnung ein: Bemerkenswert sind 18 Backöfen (davon sechs aus einer vorangehenden Sondierung) mit Arbeits- oder Zugangsgrube und einer oder mehreren Heizkammern. Hinzu kommen Gruben und ein Grubenhaus. Anschaulich ergänzt wird der Text durch Pläne, Fotos und Abbildungen charakteristischer Funde – neben Keramik auch Kleinfunde landwirtschaftlich-handwerklicher Prägung. Die Funde, darunter zwei Münzen, datieren den Komplex vom mittleren 4. bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. Der Schlussbewertung ist eine Auflistung von Siedlungen mit Backöfen beigelegt.

U. Gross, Nördliche Elemente im Fundgut des 4. und 5. Jahrhunderts beidseits des Rheins zwischen Mainz und Basel (S. 329–338), trägt neben der primär berücksichtigten verzierten Keramik Metallfunde – vor allem Fibeln und Lanzen spitzen – und auch Befundarten nördlicher Herkunft des 4.–5. Jahrhunderts im Oberrheingebiet exemplarisch aus der Literatur zusammen.

Die Bezüge nach Norden veranlassen Gross zu Vermutungen zur Beteiligung von Söldnern nördlicher Herkunft an einer spät- und nachrömischen Gebietsverteidigung.

Anhand eines Briefes und einer Fundabbildung zu einem 1894 wiederentdeckten Bestattungsplatz versucht M. Kasprzyk, Baudemont, le Pré-de-la-Bordonne (Saône-et-Loire): sépultures et mobilier danubien de la première moitié du V^e siècle (S. 339–351), dessen Ausmaße und die Zugehörigkeit weiterer Ensembles zu rekonstruieren. Der Entdeckungsgeschichte folgt ein Katalog der Objekte, denen Kasprzyk weitere zur Seite stellt, die seinen Nachforschungen gemäß zum Bestattungsplatz gehören müssten. Über die Vorlage der Funde hinausgehend prüft Kasprzyk deren Interpretationsmöglichkeiten: Die antiquarische Analyse zeigt viele Bezüge zur donauländischen Mode des späten 4. und frühen 5. Jahrhunderts. Entsprechend weist Kasprzyk den Platz einer Gruppierung östlicher Herkunft zu. Die Kartierung ausgewählter Fundtypen in Gallien macht sichtbar, dass sich deren Verbreitung erstens in der Germania I und Lugdunensis I konzentriert und zweitens gegenüber derjenigen gewisser westlicher Fibelformen nahezu ausschließt. Kasprzyk sucht daraus auf die Verteilung föderierter Truppenteile und ihrer Angehöriger Bezug zu nehmen und einen Anschluss an die schriftlichen Überlieferungen zu gewinnen. Angefügt sind Fundlisten für die behandelten donauländischen Objekttypen in Gallien.

Der umfangreiche und sehr informative Tagungsband gewinnt noch durch die zahlreichen sinnvoll eingesetzten, oft farbigen Bilder, mit nur wenigen Ausnahmen von sehr guter Qualität und angemessener Größe. Wenige wohl vermeidbare, kleine redaktionelle Flüchtigkeiten wie uneinheitlich formatierte Beschriftungen und gelegentliche Tippfehler machen das Buch nicht weniger lesbar. Sehr zu begrüßen sind die allen Beiträgen vorangestellten Schlagwörter und Abstracts in Französisch, Englisch und Deutsch. Mit dem Band liegen nun nicht nur der aktuelle Forschungsstand sowie Befund- und Fundvorlagen zu ganz unterschiedlichen Plätzen in Ostgallien vor, sondern auch Neues zu Typologie und Chronologie sowie darüber hinausgehende methodische und historische Überlegungen, auf die sicherlich in künftigen Arbeiten zurückzugreifen sein wird.

Anna Flückiger, Basel
a.flueckiger@unibas.ch

Jens Barschdorf: *Freigelassene in der Spätantike*. München: Utz 2012 (Quellen und Forschungen zur Antiken Welt 58). IV, 318 S. EUR 53.00. ISBN 978-3-8316-4143-7.

Untersuchungen zu den Freigelassenen in der Spätantike können interessante Aufschlüsse zu der lange vernachlässigten Sozialgeschichte dieser Zeit¹ bieten. Jens Barschdorf konstatiert hinsichtlich der Erforschung spätantiker Sklaverei bis in die jüngste Zeit erhebliche Lücken² und bezüglich der Freigelassenen für diesen Zeitraum nur relativ geringes Interesse.³ Daher möchte er mit einer allgemeinen Studie in bewußt weitem Bogen von 284 n. Chr. bis zum Anfang des achten Jahrhunderts anhand einer Durchmusterung des verfügbaren Quellenmaterials Grundlagenarbeit zu den Freigelassenen in der Spätantike und zu den sie betreffenden Strukturveränderungen liefern, die sich in der Hauptsache auf die Patronatsbeziehung und die Position in der Gesellschaft beziehen. Dabei geht Barschdorf angesichts widersprüchlicher Vorstellungen der Forschung zur Verortung von Freigelassenen in der Gesellschaftspyramide dem Anliegen nach, „die soziale Position der Freigelassenen in der Gesellschaft zu benennen“, und stellt darüber hinaus die Frage, „ob Freigelassene überhaupt eine bestimmte festgelegte Position in der Gesellschaft hatten oder ob sie nicht vielmehr als inhomogene Gruppe viele Positionen im römischen Staat einnehmen konnten“ (S. 22). Schon hier erheben sich Bedenken, ob eine solche Fragestellung zu wirklich greifbaren Ergebnissen führen kann oder ob sie nicht vielmehr dazu angetan ist, möglicherweise völlig disparate Einzelbefunde relativ unverbindlich nebeneinander bestehen zu lassen.

Zunächst behandelt Barschdorf die verschiedenen Formen der Freilassung aus der Sklaverei, um von dieser Seite aus deren Rahmenbedingungen und damit das Beharrungs- und Veränderungspotential in der Freilassungspraxis der

- 1 Vgl. jetzt aber Chris Wickham: *Framing the Early Middle Ages. Europe and the Mediterranean 400–800*. Oxford 2005.
- 2 Barschdorf weist auf folgende neue Darstellungen hin: Kyle Harper: *Slavery in the Late Roman World, AD 275–425*. Cambridge 2011; Cam Grey: *Slavery in the Late Roman World*. In: Keith R. Bradley und Paul Cartledge (Hrsgg.): *The Cambridge World History of Slavery*, Bd. 1: *The Ancient Mediterranean World*. Cambridge 2011, S. 482–509.
- 3 Barschdorf führt lediglich die spezieller als seine Studie ausgerichteten älteren Arbeiten von Marcel Fournier: *Essai sur les formes et les effets de l'affranchissement dans le droit gallo-franc*, Paris 1885 (Bibliothèque de l'École des hautes études. Sciences philologiques et historiques 60), und Otto Amon: *Die Freilassungen und die Stellung der Freigelassenen von der germanischen Frühzeit bis in die Zeit der ersten Karolinger*, Diss. Wien 1947, an. Einiges verdankt er auch dem neuen Überblickswerk von Henrik Mouritsen: *The Freedman in the Roman World*, Cambridge 2011, das allerdings die Freigelassenen in der Spätantike nicht behandelt.

Spätantike – vor allem hinsichtlich der sozialen Stellung von Freigelassenen – ermessen zu können. So bespricht er informelle Freilassungsarten, *manumissio vindicta*, testamentarische Freilassung, *manumisso in sacrosanctis ecclesiis* und Freilassungsformen bei den ins römische Reich einwandernden – germanischen – Verbänden. Auf dieser Basis erörtert er sodann vor dem Hintergrund der – durchaus utilitaristisch orientierten – Interessen des Freilassers die Chancen, die einem Freigelassenen das Leben in Freiheit bieten mochte: den Leistungsanreiz für den Sklaven angesichts der Aussicht auf künftige Freiheit ebenso wie die durch den Freigelassenenpatronat sichergestellte soziale Absicherung und damit Leistungsfähigkeit des ehemaligen Sklaven in Freiheit. Absicherung und Anleitung der *liberti* waren bei christlich motivierten Massenfreilassungen von Sklaven, deren Herren asketisch leben wollten, bei weitem nicht immer gegeben.

Daher wirft Barschdorf zudem einen genaueren Blick auf den Freigelassenenpatronat, dessen Entwicklung und Ausgestaltung im Rahmen der *familia* vor allem im Hinblick auf Veränderungen in der Spätantike, wie sie sich im Alltag bemerkbar machten. Dabei scheinen aber die Konstanten im Vergleich zu den Veränderungen wirkungsmächtig zu bleiben, wenn man zum einen an die fortdauernde Rolle des Patrons und seine Aufgabe der Integration des Freigelassenen in die römische Gesellschaft und zum anderen an die Pflicht des Freigelassenen zur Dankbarkeit dem Patron gegenüber durch Respekt und Gehorsam denkt. Als Veränderung in spätantiker Zeit hebt Barschdorf die per Gesetz durch Konstantin den Großen erleichterte und später durch Theodosius II. auf eine noch breitere Grundlage gestellte *revocatio in servitute*⁴ hervor. Allerdings kam sie bei einer Störung des Verhältnisses zwischen Freilasser und Freigelassenem nur sehr selten vor, wofür Barschdorf selbst plausible Gründe anführt (vgl. S. 81, 84). Anders kann der Fall liegen, wenn nach dem Tode des Freilassers dessen Erben sich den Zugriff auf den Freigelassenen erhalten wollten. Dennoch lassen sich aus den von Barschdorf angeführten Beispielen kaum Argumente für eine quantitativ wirklich große Bedeutung dieses Phänomens in der Spätantike ableiten; Hinweise auf die Gesetzgebung dieser Zeit und einige Beispiele für entsprechende innerkirchliche Diskussionen reichen hierfür jedenfalls nicht aus.

Um die Einbindung der Freigelassenen in ihr soziales Umfeld des näheren charakterisieren zu können, untersucht Barschdorf zunächst „Das Privatleben der Freigelassenen“. In diesem Kapitel geht es vor allem um den Spielraum von Freigelassenen innerhalb der *familia* des Freilassers hinsichtlich eigener Eheschließung und in bezug auf das Erbrecht, die ja zugleich den Patronat tangierten. Dabei kommt Barschdorf anhand der Gesetzeslage und diverser Beispiele zu dem Ergebnis, daß die Freilasser erheblichen Einfluß auf die Fami-

4 Vgl. Cod. Theod. 4, 10, 1 (a. 332) und Cod. Iust. 6, 7, 4 (= Cod. Theod. 4, 10, 3) (a. 426).

liengründung ihrer ehemaligen Sklaven hatten, indem sie Heiraten außerhalb der *familia* erschweren konnten, etwa um das *peculium* innerhalb der *familia* zu halten. Aus diesem Grunde kam es zwischen Freigelassenen aus unterschiedlichen *familiae* nicht selten zu einem Konkubinat statt einer Ehe. Andererseits gab es durchaus eine Förderung von Eheverbindungen Freigelassener, indem etwa ganze Familien frei- und in den Kolonat entlassen wurden, weil die Bindung an die Angehörigen langfristig die an das Land verstärkte.

Ein weiterer wesentlicher Aspekt der gesellschaftlichen Einbindung von Freigelassenen besteht daher aus „Arbeit und Ausbildung“, Barschdorfs längstem Einzelkapitel. Auf die Berufstätigkeit von Freigelassenen vermochten die Freilasser aufgrund der wirtschaftlichen Abhängigkeit ihrer ehemaligen Sklaven ebenfalls entscheidenden Einfluß auszuüben und so ihren Patronat abzusichern. Auf Schwierigkeiten, ihren Lebensunterhalt zu sichern, stießen vor allem Freigelassene ohne Beruf und ohne Patron. Für solche *liberti* konnte seit dem fünften Jahrhundert der Eintritt ins Kloster eine Alternative bedeuten, wenn sie sich von ihrem weltlichen Patron zu lösen vermochten. Angesichts der wirtschaftlichen und sozialen Abhängigkeit des Freigelassenen von seinem Patron waren Ausbildung und Berufssparte für ein von allzu großen ökonomischen Zwängen einigermaßen freies Leben außerordentlich bedeutsam. Im Haushalt tätige Freigelassene waren daher in ihrer Freiheit sehr eingeschränkt und von ihrem Patron äußerst abhängig. Etwas anders sah dies bei Freigelassenen aus, die im Handel tätig waren oder als Handwerker arbeiten konnten. Eingehendere Aussagen gibt es für Freigelassene als Pächter und als Arbeiter oder auch als selbständig tätige Kleinbauern in der Landwirtschaft, wofür besonders Gallien eine Reihe vielsagender Belege liefert,⁵ doch auch die Iberische Halbinsel, Afrika, Kleinasien und Italien tragen – regionalen Unterschieden Rechnung tragende, insgesamt für den Westen des römischen Reiches aber doch ein überwiegend einheitliches Bild vermittelnde – Quellenhinweise bei. Barschdorf hält den Rechtsstatus der Bauern als Freie, Freigelassene oder Unfreie für weniger wichtig als den sozialen Status, über den freilich kaum präzise Angaben möglich sind, so daß seiner Fragestellung keine wirklich nachvollziehbare Lösung entspricht, diese vielmehr im Unverbindlichen auszulaufen scheint. Er stellt unter anderem den Einsatz von Freigelassenen in der Spätantike als Kolonen heraus, der den Grundbesitzern ein Einkommen sicherte, ohne daß diese für die Verwaltung der so bewirtschafteten Ländereien viel Zeit aufbringen mußten.

Aus der Berufstätigkeit von Freigelassenen und der Gestaltung ihres Privatlebens, beides unter der mehr oder minder direkten Kuratel des Patrons, ergeben sich ferner Fragen nach der allgemeinen Stellung dieser „Freigelasse-

5 Hierfür bezieht sich Barschdorf vor allem auf Beispiele aus der Dissertation von Ulrich Nonn: Merowingische Testamente. Studien zum Fortleben einer römischen Urkundenform im Frankenreich. In: AfD 18, 1972, S. 1–129.

nen in der Gesellschaft“. Zum sozialen Umfeld der Freigelassenen konstatiert Barschdorf, innerhalb ihrer Berufsgruppe sei „der rechtliche Status relativ unwichtig“ (S. 205) gewesen; sie seien kaum als Sondergruppe wahrgenommen worden. Die sich in die prinzipielle Haltung der Antike zur Sklaverei einfügende christliche Kirche ließ Freigelassene zu kirchlichen Ämtern zu, wenn sie „entweder keinen Patron besaßen oder bereits an die Kirche gebunden waren“ (S. 215), um Loyalitätskonflikten vorzubeugen. Welchen sozialen Status Freigelassene erreichen könnten, sei stark vom Patronat abhängig. Insgesamt konstatiert Barschdorf eine „gute Integration der Freigelassenen in die Gesellschaft“ (S. 242), sofern sie sich darauf konzentrierten, sich in ihrem bisherigen beruflichen Umfeld weiterzuentwickeln. Anders waren die Ausgangsbedingungen etwa für Freigelassene aus der *familia Caesaris*, die aufgrund ihres Zugangs zum Herrscher versucht sein konnten, sich selbst Aristokraten überlegen zu fühlen.

Barschdorf kommt zu seinen Ergebnissen auf dem Wege einer Durchsicht des einschlägigen Quellenmaterials und der Literatur, in der dieses behandelt wird. Wann immer es ihm möglich erscheint, gruppiert er die einzelne Fälle illustrierenden Beispiele zu Befunden, in denen er im Allgemeinen bleibende Schlußfolgerungen zu ziehen bemüht ist. Dabei agiert er nicht immer erfolgreich und weist singulären Belegen häufiger eine höhere Allgemeinsignifikanz zu als seinen eigentlichen Intentionen guttut. Bei der Interpretation mancher Quellenstellen neigt er darüber hinaus dazu, seinen erkenntnisleitenden Interessen zu folgen und näherliegende Lösungen, die Akzentverschiebungen zur Folge hätten, zu vernachlässigen.

So müht sich Barschdorf um fast jeden Preis mit Argumenten ab, um die von Ausonius in seiner *Commemoratio professorum Burdigalensium* angesprochenen Angehörigen des Freigelassenenmilieus in deren durch die Worte des Dichters markiertes soziales Umfeld einzuordnen. Etwas vorsichtig agiert Barschdorf noch mit Sucuro, bei dem der Hinweis auf eine *libertina . . . progenies* (Auson. prof. 10, 14f.) ihn hindert, in diesem Lehrer mehr als den Sohn eines Freigelassenen zu sehen, obwohl er ihn lieber zum Freigelassenen deklarieren möchte (vgl. S. 199). Diese Einschränkung läßt er für Crispus und Urbicus (Auson. prof. 21) jedoch nicht gelten und interpretiert die korrupt überlieferten⁶ Verse *liberti ambo genus, sed quos meruisse deceret | <sic> nasci ut chuerent patribus ingenuis* (prof. 21, 27f.) in dem Sinne, daß beide *grammatici* Freigelassene seien, nicht aber ihre Herkunft auf Freigelassene zurückführten und daher keinesfalls Söhne von Freigelassenen seien.⁷ Als

6 Einzelheiten bei Roger P. H. Green: *The Works of Ausonius*. Ed. with Introduction and Commentary. Oxford 1991, S. 359.

7 So aber beispielsweise Arnold H. M. Jones und John Robert Martindale: *The Prosopography of the Later Roman Empire*, Bd. 1: A. D. 260–395. Cambridge 1971, S. 232 (s. v. Crispus 3), 984 (s. v. Urbicus 1); Robert A. Kaster: *Guardians*

Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht führt Barschdorf zu einem an, Freigelassene hätten keinen Vater, sondern einen Patron; daher passe die Aussage, sie hätten es verdient, freigegeborene Väter zu haben. Den Inhalt dieser Verse kann man aber ebensogut gegen Barschdorf wenden: Als Söhne von Freigelassenen und selbst natürlich Freie haben sie keine freigegebenen, sondern als Sklaven geborene Väter. Das ist eben das gesellschaftliche Manko, das den Nachkommen von Freigelassenen anhaftet, gerade wenn ihnen ein respektabler gesellschaftlicher Aufstieg gelingt, obgleich, rein rechtlich gesehen, der Freigelassenenstatus nicht an die nächste Generation weitergereicht wird. Mit der Herausstellung des rechtlichen Aspekts bei Söhnen von Freigelassenen geht bei Barschdorf eine Vernachlässigung möglicher Einschränkungen hinsichtlich ihres sozialen Status einher, soweit das Verhältnis zu Angehörigen von Schichten betroffen ist, die sich in dieser Hinsicht überlegen fühlen können. Insofern erscheint es, anders als Barschdorf glaubt, überhaupt nicht „seltsam, dass Ausonius den Sohn von Freigelassenen durch deren Status definiert“ (S. 199 mit Bezug auf Sucuro). Geradezu abwegig wirkt Barschdorfs zweites Argument für den Freigelassenenstatus der Grammatiklehrer Crispus und Urbicus: der in dem Substantiv *genus* (Auson. prof. 21, 27) liegende, angeblich intertextuale Anklang (vgl. S. 201) an einen Vers des Horaz⁸, der wohl im Umfeld des Sizilischen Krieges von 37/36 v. Chr. das abstoßende Verhalten eines Emporkömmlings der Bürgerkriegszeit charakterisiert – welcher im übrigen Freigelassener gewesen sein kann, aber nicht gewesen sein muß. Der Kontext des Substantivs *genus* bei Horaz ist überhaupt nicht mit dem bei Ausonius vergleichbar, der ganze Inhalt paßt nicht, eher noch, daß Crispus nach Ausonius in der Verskunst mit Horaz rivalisiert (vgl. Auson. prof. 21, 5–7), der ja selbst Sohn eines Freigelassenen war, was Barschdorf freilich nicht erwähnt.

Den sozialen Aufstieg von Freigelassenen im Militär illustriert Barschdorf unter anderem an Kaiser Diokletian (vgl. S. 127f., 220–224, 231). Dessen Vergangenheit als *vir obscurissime natus* ergänzt Eutrop in seinem *Breviarium* mit dem Gerücht, *adeo ut a plerisque scribae filius, a nonnullis Anullini senatoris libertinus fuisse credatur* (Eutr. 9, 19, 2). Die Herkunft als Freigelassener ist hier eindeutig als Minderheitsmeinung herausgestellt, in der *Epitome de Caesaribus* (39, 1) dagegen als Tatsache bezeichnet. Im Verlauf der Darstellung Barschdorfs nimmt die gedankliche Möglichkeit, daß Diokletian Freigelassener gewesen sein könnte, immer mehr den Charakter eines nicht mehr sonderlich hinterfragten Faktums an (vgl. S. 223, 231), zum Schluß aber widerspricht Barschdorf seinen eigenen Aussagen: „Von einem

of Language. The Grammarian and Society in Late Antiquity. Berkeley u. a. 1988 (The Transformation of the Classical Heritage 11), S. 100 f., 462.

⁸ Vgl. Hor. epod. 4, 6: *Fortuna non mutat genus*; Bezug hergestellt von Barschdorf S. 201.

angesehenen Patron konnte der *libertus* profitieren, da dieser seinen Aufstieg unterstützen konnte. Allerdings war es Freigelassenen nicht möglich, mehr Prestige als ihr Patron zu erwerben, und sie hatten deshalb eine niedrigere Position als dieser“ (S. 243). Eine solche allgemein durchaus zutreffende Aussage kann auf Diokletian nicht angewendet werden, sollte er wirklich Freigelassener gewesen sein. Mit diesem Kaiser kapriziert sich Barschdorf auf einen einzigartigen Sonderfall, der den von ihm selbst gezogenen Rahmen sprengt. Daher hätte er Diokletian nicht in dieser Weise herausstellen sollen, erst recht nicht, um die von Aurelius Victor (39, 5) augenscheinlich kritisch gesehene monarchische Repräsentation dieses Kaisers als das Verhalten eines Emporkömmlings zu brandmarken.⁹ Um diese Aspekte richtig einzuordnen, müßte Barschdorf viel umfassender, unter anderem auch quellenkritisch, argumentieren; der Hinweis auf die Haltung von Angehörigen der Oberschicht sozialen Aufsteigern gegenüber allein reicht nicht aus. Äußerst unglücklich ist auch Barschdorfs Argument, Laktanz habe Diokletian wegen seiner Herkunft mit Rücksicht auf den sich „auf die Tetrarchie und Diokletian als seinen Vorgänger“ (S. 222) berufenden Konstantin nicht diskreditiert. Um in diesem Kontext zu einem plausiblen Urteil zu kommen, hätte Barschdorf Laktanzens Beurteilungstendenzen Diokletian gegenüber insgesamt näher untersuchen müssen, ganz abgesehen von der Ausrichtung der Politik Konstantins in der Zeit der Entfremdung von seinem Konkurrenten Licinius.

Ähnlichen Einschränkungen unterliegen auch die von Barschdorf vorgenommenen Reduktionen bei der Einschätzung des Eutropius, des *praepositus sacri cubiculi* am Hof des Kaisers Arcadius, indem der Autor seine Argumentation allein auf dessen Status als Freigelassenen stützt. Um Eutrops Wirken insgesamt beurteilen zu können, müßten weitere Aspekte berücksichtigt und gegeneinander abgewogen werden: seine Funktion(en) am Hof in Konstantinopel, das jugendliche Alter des Kaisers und zugleich Eutrops Abhängigkeit von seinem Herrscher aufgrund der Tatsache, daß er Eunuch war, die Rivalität mit dem Westen und besonders mit Stilicho, die Invektive Claudians und ihre Tendenzen usw. Vor diesem Hintergrund nimmt der Freigelassenenstatus des Eutropius eine geradezu untergeordnete Rolle allenfalls als zusätzlicher Gesichtspunkt ein, so daß dieses Beispiel wiederum als Ausnahme den Rahmen sprengt, den Barschdorf gezogen hat, wie überhaupt Freigelassene am Kaiserhof sich nicht an dem sozialen Umfeld „normaler“ *liberti* messen lassen.

9 Zur Versachlichung der von Barschdorf zum Nennwert genommenen Quellenstellen vgl. beispielsweise Andreas Alföldi: Die Ausgestaltung des monarchischen Zeremoniells am römischen Kaiserhofe. In: MDAI(R) 49, 1934, S. 1–118, wiederabgedruckt in: Andreas Alföldi: Die monarchische Repräsentation im römischen Kaiserreiche. Darmstadt 1980, S. 1–118, hier S. 6–9, unter Hinweis auf „eine tendenziöse Entstellung des tatsächlichen Sachverhaltes“ (S. 8).

Barschdorf untersucht also sehr disparates Material und unterwirft es seiner recht allgemeinen und tendenziell homogenisierenden Fragestellung, „welche soziale Position die Freigelassenen am Ende des römischen Reiches“ (S. 245) hatten. Eine konzise Antwort jenseits von allgemeinen Feststellungen (vgl. S. 254) vermag er nämlich nicht zu geben; dafür ist die Fragestellung zu offen¹⁰ und das vorgefundene und ausgewertete Material zu widersprüchlich. Quantitative Angaben über seine Belege für die Aussagen in den diversen Einzelkapiteln und die Berechtigung der verallgemeinernden Schlußfolgerungen liefert Barschdorf nicht, so daß man den Eindruck gewinnt, er extrapoliere seine Ergebnisse aus einer Reihe willkürlich gesammelter Einzelbeispiele, ohne daß die den Belegen entnommenen Aussagen gerade diese Resultate zwingend nahelegten, mit anderen Worten: Barschdorf scheint eine größere Ergebnissicherheit zu suggerieren als aufgrund seiner Quellenbefunde ratsam ist: Er bleibt vorsichtig im Allgemeinen und kaschiert auf diese Weise das der unprofilierter Fragestellung entsprechende wenig konturierte Resultat.

Auch in sprachlicher Hinsicht unterlaufen Barschdorfs zahlreiche Ungeschicklichkeiten, angefangen beim Stil und endend bei veritablen Grammatikfehlern im Deutschen. Dieser Befund wird durch eine ganze Reihe von Druckfehlern und vor allem auch sachlichen Fehlern abgerundet: So ist Salvian keineswegs Bischof von Marseille (so aber S. 73) und auch kein Kirchenlehrer (ebd.), ebensowenig wie Paulinus von Nola (so aber S. 143), dessen Freigelassener übrigens Cardamas, nicht Cardomas (so aber S. 143, 234) heißt. Johannes Chrysostomos hielt seine Homilien zum Matthäus-Evangelium nicht als Bischof von Konstantinopel (so aber S. 182), sondern als antiochenischer Presbyter. Die Reihe ließe sich fortsetzen. Nicht nur Unzulänglichkeiten dieser Art machen die Lektüre mühsam, auch das blasse Druckbild strengt an; Gedankenstriche etwa sind meist kaum sichtbar.

Der Untersuchung insgesamt hätte es gutgetan, wenn sie nicht allein den Befund aus den Quellen, gruppiert zu einigen die Freigelassenen tangierenden Themen, vorgestellt, sondern dem Thema einen festen theoretischen und methodischen Rahmen gegeben hätte, innerhalb dessen präzise formulierte Ziele verfolgt worden wären, deren Ergebnisse sich messen lassen und sich nicht im Allgemein-Unverbindlichen verlieren.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 14,2012 HTML](#) [Startseite Plekos](#)

¹⁰ Vgl. bereits Barschdorf S. 22, zitiert oben S. 155.

Jesús Hernández Lobato: *Vel Apolline muto. Estética y poética de la Antigüedad tardía*. Bern: Peter Lang 2012. 645 p. EUR 105.20. ISBN: 978-3-0343-0641-6.

Le titre de cette monographie est quelque peu trompeur. S'il est vrai que l'auteur s'intéresse à l'esthétique et à la poétique de l'Antiquité tardive dans son ensemble, il propose avant tout une étude sur Sidoine Apollinaire, à partir de laquelle il étend ses réflexions à l'ensemble de la période, aussi bien pour ce qui est de la littérature que des autres arts et non sans donner plusieurs exemples d'auteurs autres que Sidoine. Un titre faisant mention de Sidoine (par exemple *Esthétique et poétique de l'Antiquité tardive. L'exemple de Sidoine Apollinaire*) aurait été plus adéquat. Dans son introduction J.H.L. précise d'ailleurs de manière on ne peut plus claire que son but est de présenter à partir d'une étude systématique de l'œuvre de Sidoine Apollinaire la spécificité de l'Antiquité tardive et de proposer un modèle d'interprétation de l'ensemble des productions esthétiques de l'époque.

L'auteur, dont les analyses sont extrêmement fouillées, manque singulièrement de nuance au moment de confronter ses idées à celles des autres. Il s'applique sans cesse à montrer l'originalité de ses théories, au point d'en exagérer la portée et surtout d'accuser presque tous ses prédécesseurs d'être passés à côté de l'essentiel¹ (ce qui peut être en partie vrai, mais en même temps cet ouvrage est loin d'être une révolution copernicienne dans l'étude de l'Antiquité tardive). A cela s'ajoute une tendance à exacerber le débat idéologique, à problématiser à l'extrême, et à faire à tout prix correspondre l'analyse à des modèles théoriques, au risque de faire dire au texte ce qu'il ne dit pas. J.H.L. emploie parfois une rhétorique paradoxale qui aboutit à une sorte d'éblouissement poétique qui finit par ne plus rien vouloir dire du tout et qui plonge le lecteur dans l'hébétude, et tout cela en utilisant des outils linguistiques, sociologiques, voire psychanalytiques qui risquent de faire perdre le contact avec la réalité. En résumé : les analyses de J.H.L. sont remarquables de précision et de nuance, mais il a la tendance à pousser trop loin le raisonnement pour aboutir à des conclusions extrêmes fort peu nuancées et, surtout, dont on voit mal qu'elles s'appliquent toutes à l'ensemble de la production littéraire tardive.

L'ouvrage est très fouillé, certes, mais parfois répétitif. Le style est verbeux et l'auteur occupe trop le devant de la scène, ce qui rend la lecture parfois fatigante, voire agaçante. On a en outre le sentiment que J.H.L. a voulu rendre compte d'absolument toutes ses lectures, recherches ou capacités. Fondamentalement, cet ouvrage massif aurait gagné à être résumé.²

1 « ... apenas se puede creer que ningún estudioso de Sidonio lo haya siquiera mencionado ».

2 Par exemple, pourquoi tant de pages (p. 130–139) sur les Burgondes ?

On regrettera enfin l'absence inexplicable et inexpiquée d'index (des noms, des matières?), qui auraient permis au futur lecteur (qui est aussi celui qui n'a pas le temps de lire le livre en entier) de mieux tirer profit des richesses de l'ouvrage.

Après ces réserves sur le style et sur la méthode, il convient de présenter le contenu et les thèses de cet ouvrage très stimulant, souvent même passionnant, qui révèle l'ampleur impressionnante des connaissances de son auteur non seulement en philologie classique, mais aussi en histoire, en philosophie, en théologie, en sociologie, en hébreu, en araméen, et j'en passe.

Après une présentation générale de la vie et de l'œuvre de Sidoine, J.H.L. s'intéresse au contenu, à la composition et à l'architecture interne de ses *Carmina* (chap. 2). Il met très bien en évidence la grande cohérence interne du recueil, rythmé par les poèmes programmatiques 3, 9, 16 et 24, et rouvre le dossier de sa publication pour arriver à la conclusion, convaincante, que Sidoine s'en est chargé personnellement.

A l'époque de Sidoine, l'homme de culture romaine fait l'expérience de l'autre, expérience qui, selon J.H.L., est l'une des clés d'interprétation de l'esthétique tardive (chap. 3). De fait, à la suite des changements religieux (apparition du christianisme) et politiques (bouleversement de l'Empire), le Romain se trouve confronté à la fois au juif et au barbare, et se voit contraint de s'inventer une nouvelle manière d'être. Le monde juif, c'est notamment la Bible : J.H.L. approfondit longuement la question de l'appropriation du livre saint par les premiers auteurs chrétiens, avec des outils idéologiques, exégétiques et même psychanalytiques dont on voit parfois mal l'utilité pour une réalité aussi « simple » que l'interprétation des Ecritures par les Pères de l'Eglise à la lumière de l'Evangile et de la révélation du Christ. Le caractère artificiel de l'analyse, à la limite de la pédanterie, est ici patent. J.H.L. analyse en particulier l'irruption de la Bible et de son interprétation (Jésus étant le « principe interprétatif de l'Ancien Testament ») dans le monde antique tardif, qu'il définit, non sans raison, comme une ère de l'interprétation. Cette époque se retrouve ainsi devant un « canon bicéphale » : Virgile et Cicéron d'un côté, la Bible de l'autre. Le christianisme primitif est une entreprise de déconstruction du discours du pouvoir, qu'il soit politique, philosophique ou scientifique ; J.H.L. affirme ainsi que la relecture chrétienne des Saintes Ecritures est éminemment « déconstructrice », ou que Jésus est le grand « autre ». L'auteur étudie aussi la polémique du « vrai Israël », dépositaire du message biblique, ainsi que la question de l'appropriation par les chrétiens de la Sainte Ecriture tout comme de la pensée et de la science païennes (topos des dépouilles d'Egypte). Selon J.H.L., l'Antiquité tardive se distingue par une « ontologie faible ou négative », marquée par le « non être » ou par un « cesser d'être » qui sera spécifique de la culture chrétienne, vision, on l'avouera, quelque peu réductrice ! Ces réserves faites, il y a beaucoup à

prendre dans les réflexions de J.H.L. qui sont, je le répète une fois de plus, fort bien informées. Enfin, l'autre est aussi le barbare, étudié notamment à travers l'analyse du *carmen* 12 de Sidoine : devant la présence massive des barbares, un aristocrate comme lui ne peut plus se considérer comme le nombril du monde et doit s'intéresser à l'autre.

Le chapitre 4 étudie la question du lien entre art et pouvoir. J.H.L. combat l'idée que pour Sidoine et ses contemporains la littérature n'est qu'un chemin pour fuir la réalité et pleurer la romanité perdue. Par le biais d'une analyse du *carmen* 13, il montre comment Sidoine conçoit la tension entre pouvoir et poésie. Dans ce poème, qui constitue un exercice de lucidité devant un monde qui se perçoit comme décadent, Sidoine propose une sorte de coopération inter pares entre le prince et le poète : unir poésie et pouvoir est l'unique façon de faire renaître les lettres latines, de sauver la romanité blessée et de préserver sa splendeur. Le pouvoir de l'écrivain (« l'art est pouvoir »), qui peut retirer à l'Empereur l'appui de sa parole propagandiste, est présenté comme le garant de la stabilité de l'Etat.

Dans le cinquième chapitre, J.H.L. montre que les auteurs tardifs cultivent la banalité (choix de thèmes frivoles et mineurs). Les limites de ce qui est considéré comme objet légitime de poésie tendent à disparaître. Tout devient objet de poésie, même ce qui est « antilittéraire », prosaïque, aride (J.H.L. analyse à titre d'exemple la description de la serviette de bain de l'epist. 5, 17 de Sidoine). On voit apparaître une conception de la littérature comme jeu ; l'humour et la distance ironique jouent un rôle important, au point qu'on peut parler d'une « désacralisation de la littérature ». Cette « frivolité » toutefois va de pair avec un haut degré de réflexion méta-poétique. Selon J.H.L., la littérature filtre l'expérience et va jusqu'à envahir la vie. Par exemple, ce qui intéresse poète et lecteur n'est pas tant le paysage décrit que le texte lui-même ; ainsi, dans la description d'un paysage, Sidoine ne voit pas le paysage lui-même, mais des échos littéraires, ce qui fait dire à J.H.L. que pour Sidoine la vie est une imitation consciente de l'art, non l'inverse. Pour l'auteur tardif, ajoute-t-il, la nature est avant tout texte : on assiste à une artificialisation de la nature. Ou encore : la littérature s'empare du monde et le supplante. Dans ce chapitre, le lecteur est à nouveau confronté à maintes formules chocs rhétoriques, comme celles que nous venons de gloser, qui finissent par ne plus rien vouloir dire du tout. Autrement dit, J.H.L. souligne avec raison que la littérature filtre l'expérience et que les auteurs tardifs ont une vision littéraire de la nature, mais quel est l'intérêt de pousser le raisonnement à l'extrême pour aboutir à des formules chocs auxquelles il devient difficile de souscrire, au point qu'on se demande si à force de vouloir nuancer les choses il ne finit pas par sombrer dans l'inintelligible ?

Le chapitre 6 est consacré à l'« obsession » de l'Antiquité tardive pour le fragment et le détail. J.H.L. s'intéresse d'abord à l'esthétique du fragment,

dont l'œuvre de Sidoine est un exemple, tout comme le centon, dont le but est de créer une nouvelle unité à partir de fragments divers. Cette propension à la fragmentation se trouve aussi en architecture, où l'on peut parler de centons visuels, tel l'arc de Constantin, composé d'une série de *spolia* de monuments antérieurs ; Constantinople quant à elle est une « cité-centon ». En littérature, cette esthétique du centon se retrouve dans la poésie expérimentale (acrostiches, palindromes, etc.) et dans la prose encyclopédique. J.H.L. étudie aussi le centon chrétien, abordant du même coup la question de la licéité de l'utilisation des païens (de leurs *spolia*) en littérature.

L'auteur s'intéresse ensuite à l'esthétique du détail, qui se révèle dans les formes littéraires microscopiques, dans l'« épigrammatisation » du goût et de la culture que l'on trouve par exemple chez Ausone et Claudien, et, pour les chrétiens, chez Paulin de Nole dans les *Natalicia*. Ce goût plonge ses racines dans la latinité d'argent, en particulier dans les *Silves* de Stace et les épigrammes de Martial, qui constituent toutes deux des sources importantes de Sidoine. L'intérêt de l'époque tardive pour le catalogue participe aussi de cette esthétique du détail : beaucoup d'œuvres de grande taille sont conçues comme des sommes de détails – on assiste d'ailleurs au même phénomène en architecture. Il suffit de penser à Ausone, où l'on trouve plusieurs œuvres catalogues, comme la *Moselle* ou l'*Ordo urbium nobilium*. J.H.L. explicite cet aspect en étudiant l'introduction au *carmen* 22, qui révèle l'intérêt de Sidoine pour les « médaillons épigrammatiques »,³ dans lesquels l'élaboration stylistique et une rhétorique somptueuse jouent un rôle primordial ; Sidoine remplace l'esthétique horatienne du *simplex* et de l'*unum* par une poétique du *multiplex* et du *varium*. Autrement dit, la partie prend le dessus sur le tout et tend à l'autonomie. On peut ainsi parler d'atomisation esthétique : la parole isolée devient le nouveau principe de création esthétique, la parole précieuse est l'unité esthétique per se, comme on le voit par exemple dans la tendance à l'énumération de Sidoine Apollinaire.

Dans ce même chapitre 6, J.H.L. étudie aussi le *carmen* 9, œuvre catalogue constituant le programme poétique des *carmina minora* de Sidoine. Le Lyonnais y confesse la stérilité de sa Muse qui, malgré sa loquacité, est incapable de rien dire : la réalité est inatteignable par la parole poétique. Dans ce poème, Sidoine dresse l'inventaire des thèmes et des modèles littéraires néotériques et augustéens pour les inverser, se livrant à une sorte de « déconstruction » de la notion traditionnelle de poème. J.H.L. parle d'une poétique du silence : il est impossible de connaître, impossible de dire. Toute la poésie sidonienne

3 J. Fontaine: Unité et diversité du mélange des genres et des tons chez quelques écrivains latins de la fin du IV^e siècle: Ausone, Ambroise, Ammien, dans: Christianisme et formes littéraires de l'Antiquité tardive en Occident, éd. M. Fuhrmann, Genève 1977 (Fondation Hardt, Entretiens sur l'antiquité classique XXIII), p. 428–429 et 440.

n'est que silence, ou alternative au silence, dont elle se sait l'équivalent. Alors pourquoi écrire ? Réponse : la poésie doit exister pour révéler sa propre futilité, pour ouvrir les yeux du lecteur sur une vérité tragique qui ne lui est accessible qu'à travers le poème. Pour Sidoine, le réel n'est pas exprimable et la poésie est futile. Libérée de toute connexion avec la réalité, la poésie peut ainsi s'adonner au plaisir de la forme pure . . . On est en droit, me semble-t-il, de se demander si J.H.L. n'arrive pas à cette conclusion de subjectivité totale par pur plaisir de la formule.

Dans le chapitre 7, J.H.L. distingue deux versants dans la recherche formelle de l'Antiquité tardive : l'anti-naturalisme d'une côté, l'hybridation et la rupture des barrières inter-artistiques de l'autre. L'anti-naturalisme est la fuite volontaire de la notion classique de nature et, par suite, de l'idée aristotélicienne de l'œuvre d'art comme imitation imparfaite de la nature. L'œuvre d'art est au contraire une *imitatio artis*, sans connexion avec le réel ; elle n'est que le reflet d'elle-même. Il s'agit d'un nouvel idéal esthétique, d'une poétique fondée sur la disproportion formelle, sur l'artificiel, l'affecté. La forme prend le dessus, s'hypertrophie. On assiste aussi à une hybridation de modalités artistiques d'ordinaire sans rapport, c'est-à-dire à un mélange conscient de genres littéraires et à l'abolition des frontières entre les différentes disciplines artistiques (poésie visuelle, images « mises en texte », etc.).

Le huitième et dernier chapitre est consacré à l'étude du *carmen* 16 (l'*Euchariston* à l'évêque Faustus), où Sidoine révisé son programme littéraire de jeunesse et propose un programme poétique chrétien. L'analyse intertextuelle, en particulier du début du poème, démontre la maîtrise sidonienne de l'allusion et de l'émulation (Stace et Ausone sont les deux grands intertextes structurels du poème). J.H.L. étudie notamment, sur près de trente pages, l'expression *laticem simulatum fontis equini* (v. 2), qui renvoie au *latices simulatos fontis Averni* de Virgile (Aen. 4, 512). Alors que chez Virgile les eaux de l'Averne, absentes, sont simulées pour un sacrifice, « l'eau simulée de la source du cheval » sont les eaux d'Hippocrène invoquées par le poète au même titre que Phébus, les Muses et Orphée : mais pourquoi qualifier de « simulée » l'eau invoquée ? J.H.L. voit dans ce mot énigmatique (*simulatum*) la clé d'interprétation fournie par Sidoine d'une poétique de la simulation qui s'opposerait à la poétique de la représentation de Virgile. Adeptes de cette poétique de la simulation, Sidoine ne part pas de la réalité ou de l'objet originel (en l'occurrence l'eau), mais des mots (en l'occurrence *simulatum*), « simuler » signifiant « feindre d'avoir ce qu'on n'a pas ». Il fait de la littérature avec la littérature, la construction fictionnelle et autoréférentielle supplante la réalité et il y a rupture du lien parole-chose. Affirmer que Sidoine fait de la littérature avec la littérature ne me paraît pas problématique, mais affirmer que Sidoine dissimule dans le terme *simulatum* une allusion à un programme poétique me paraît pour le moins osé. N'a-t-il pas simplement voulu imiter Virgile,

s'attachant à la beauté de l'expression virgilienne et laissant de côté la logique ? Dans ce cas, il se pourrait que les trente pages d'interprétation sur cette « eau simulée », dont le but est de prouver le bien-fondé du modèle théorique de J.H.L, soient bâties sur du vide. Et quoi qu'il en soit, on est en droit de se demander s'il est légitime d'affirmer que toute la littérature tardive participe de cette esthétique de la simulation.

Poursuivant son analyse du *carmen* 16, J.H.L. conclut que le poème met en scène le suicide poétique de Sidoine, suivi d'une résurrection de la poésie. Sidoine, comme Didon la « Sidonienne », doit sacrifier ce qui lui a donné les moments les plus heureux de sa vie (la poésie païenne), sans pour autant renoncer à la pompe du style : écrire à l'époque est un acte de patriotisme, « de revendication désespérée », de lutte pour la survivance de la culture romaine, d'hommage posthume à une civilisation en train de disparaître. Mais la mort de la poésie est suivie d'une résurrection du genre lyrique, qui devient un véhicule propre à chanter la Révélation ; cette résurrection est opérée sous l'action du Saint Esprit, invoqué dans le poème.

Dans tout ce chapitre le lecteur a souvent de la peine à faire le passage d'une analyse intertextuelle remarquable à l'interprétation qu'en fait J.H.L. : il est légitime de proposer de telles interprétations, mais il conviendrait d'être plus prudent au moment d'affirmer qu'elles reflètent la pensée de Sidoine. Le commentateur doit être au service du texte. Ici comme ailleurs, on a de la peine à distinguer ce qui est censé être une interprétation de la pensée de Sidoine et ce qui est une interprétation subjective, toute légitime qu'elle soit, de J.H.L. : il conviendrait de laisser un peu plus de liberté au lecteur, de suggérer plutôt que d'imposer... Bref, on voudrait retrouver Sidoine, et non l'espèce de penseur avant-gardiste et presque nihiliste que ce livre, au demeurant passionnant, semble parfois vouloir nous imposer.

David Amherdt, Fribourg (Suisse)
david.amherdt@unifr.ch